

Claude Bitot

Was für eine andere Welt ist möglich?

Zurück zum kommunistischen Projekt

Verlag ketabha

Claude Bitot

Was für eine andere Welt ist möglich?

Zurück zum kommunistischen Projekt

Weggis (CH)
Oktober 2009

Verlag ketabha
Hürtimattstrasse 3
CH - 6353 Weggis
Tel. 004141 340 17 86

“Quel autre monde possible? Retour sur le projet communiste » con Claude Bitot
erschien 2008 im Colibri-Verlag, Mailand

Druck: Hirschmatt Copy Shop, Hirschmattstrasse 21, CH-6003 Luzern

Inhalt

Einführung

S. 11

Erster Teil

DER KOMMUNISMUS UND DIE PRODUKTIVKRÄFTE

Kapitel 1

Von Babeuf zu Marx, Engels und Konsorten

S. 24

Kapitel 2

Die Entwicklung des Kapitalismus und das marxistische Programm des
Kommunismus

S. 38

Kapitel 3

Die kommunistische Alternative in den sogenannten entwickelten Ländern

S. 54

Kapitel 4

Die Alternative in den sogenannten zurückgebliebenen Ländern

S. 66

Zweiter Teil

DER KOMMUNISMUS UND DIE ARBEIT

Kapitel 5

Kommunismus - Ende der Arbeit?

S. 77

Kapitel 6

Der Kommunismus als neue Zivilisation der Arbeit

S. 89

Kapitel 7

Die gesellschaftliche Organisation der Arbeit

S. 111

Dritter Teil

DER KOMMUNISMUS UND DIE BEDÜRFNISSE

Kapitel 8
Von der Einfachheit der Bedürfnisse zum Traum vom Überfluss
S. 127

Kapitel 9
Der Kapitalismus als Verwirklichung des Traums vom Überfluss
S. 139

Kapitel 10
Der Kommunismus als notwendige Rückkehr zur Einfachheit der materiellen
Bedürfnisse
S. 151

An Stelle einer Schlussfolgerung
S. 165

*Für Vosiane
und Gérard*

Einführung

Kommunismus! Eine Idee, die heute in der Gerümpelkammer der Geschichte gelandet zu sein scheint. Der Betrug, der mit ihr getrieben worden ist, die Verbrechen, die in ihrem Namen begangen worden sind und die grosse Verwirrung, die daraus folgte, sind am ideologischen Vergessen nicht unschuldig. Diese Idee hat die Wechselfälle der Geschichte tragen müssen und zahlt nun dafür ihren Preis.

Dennoch: Angesichts einer heute gänzlich dem Kapitalismus ausgelieferten Welt hätte diese Idee ein besseres Schicksal verdient. Der Kommunismus sollte der Menschheit erlauben, sich unterdrückender und entfremdender gesellschaftlicher Beziehungen zu entledigen: der Klassenunterschiede (System gesellschaftlicher Ungleichheit); der Warenökonomie (System des Kampfes aller gegen alle), der Lohnarbeit (System der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen), des Geldes (Profitsystem) und des Staates (System der Beherrschung). Für uns jedenfalls ist ‚Kommunismus‘ kein Wort, das man besser nicht mehr ausspricht.

Doch wäre es illusorisch, ja, man ginge fehl damit, zu meinen, man müsse nur die Prinzipien des Kommunismus in ihrer Gesamtheit wieder aufstellen, um auf sie als „eine andere mögliche Welt“ deuten zu können. Wir leben nicht mehr im Kapitalismus des 19. Jahrhunderts, ebenso wenig in demjenigen der ersten Hälfte des 20., sondern in einem Kapitalismus, der sich beträchtlich gewandelt, um nicht zu sagen, seine historische Grenze erreicht hat, wie das die strukturelle Dauerkrise und die ökologische Krise, welche sein Hyper-Wachstum hervorgerufen hat, beweisen. Das Projekt des Kommunismus ist daher gezwungen, sich mit Problemen auseinander zu setzen, die sich anfänglich kaum stellten oder die es glaubte, gelöst zu haben, die aber nichtsdestoweniger klare Antworten verlangen: das Wachstum, der Industrialismus, die High-Tech, der Konsumismus, die Umwelt-Degradierung, die Beziehung zur Natur. Diese Problemen zu ignorieren, hiesse, sie den spezifischen heutigen Strömungen, ökologischen und andern, zu überlassen, die nicht dem Projekt des Kommunismus verpflichtet sind, oder dieses gar verwerfen, und somit nur zur Verbesserung des Kapitalismus beizutragen. Diese Strömungen geben sich der Illusion hin, den Kapitalismus friedlich dazubringen, sein Ziel zu verändern, was natürlich absurd ist. Betrachten wir also etwas genauer, worin diese notwendige Rückkehr zum kommunistischen Projekt bestehen könnte.

Zuallererst: Welche Beziehung sollte der Kommunismus zu den Produktivkräften, also zur fortgeschrittenen Industriegesellschaft, die den Kapitalismus aufsteigen liess, unterhalten? Soll der Kommunismus die Entwicklung der Produktivkräfte einfach fortsetzen oder davon Abstand nehmen?

Marx war, wie man weiss, ein heisser Parteigänger der Entwicklung der Produktivkräfte. So hatte er nicht gezögert, den Anfang des „Kommunistischen Manifestes“ mit einer Apologie der Bourgeoisie zu machen, da diese die Produktivkräfte kontinuierlich revolutioniere. Diese Ehrbezeugung an die „grosse zivilisatorische Aufgabe des Kapitals“, wie er später sagen wird, war seiner Ansicht nach dadurch gerechtfertigt, dass diese Aufgabe „zur Schaffung der materiellen Produktionsbedingungen“ beitrage, „die allein die reale Grundlage einer Form höherer Gesellschaft konstituieren können“ („Das Kapital“), also des Kommunismus. Doch wenn Marx einerseits dem materiellen Wirken des Kapitalismus Beifall spendete, so war er andererseits der Ansicht, der Kapitalismus sei aufgrund seiner Produktionsbeziehungen unfähig, diese Entwicklung gut anzuführen; ein immer grösser werdender Widerspruch zwischen diesen verfestigten Produktionsbedingungen und den in Bewegung befindlichen Produktivkräften tauche auf. Die periodischen ökonomischen Krisen seien sichtbarer Ausdruck dieses Widerspruchs und führten notwendigerweise dazu, eine Revolution hervorzurufen, welche die Produktivkräfte vom Korsett der kapitalistischen Produktionsbeziehungen befreien würde, um sie auf eine höhere Ebene zu bringen, auf der die volle und ganze Verwirklichung des Kommunismus möglich wäre.

Dieser von Marx vorausgesagte Lauf des Kapitalismus hat sich nicht verwirklicht. Ökonomische Krisen gab es zwar durchaus, doch wurden sie alle überwunden. Das bedeutet, dass die kapitalistischen Produktionsverhältnisse ziemlich strapazierfähig sind und sich nicht so schnell auflösen. Ja es war der Kapitalismus, welcher die Produktivkräfte auf ein sehr hohes Niveau brachte, wovon heute die äusserst weit vorangetriebene Mechanisierung der Produktion zeugt, die in einigen Sektoren der Industrie bis zur Vollautomatisierung fortschreitet.

Worin könnte also noch das kommunistische Projekt bestehen? Etwa darin, diese Hyper-Entwicklung der entwickeltsten kapitalistischen Länder auf den Rest des Planeten, heute also über 6 Milliarden, bald 8 – 10 Milliarden Menschen, auszuweiten?

In der Tat genügte es, dass eine Minorität im Westen (aber nicht nur dort) zu diesem Entwicklungsstand gelangt ist, um den ganzen Planeten zu degradieren: Luft, Flüsse sind verschmutzt, die Meere in Abfalldeponien verwandelt, die Böden von chemischen Produkten vergiftet. Schrankenlos, bis zur Erschöpfung, werden Rohstoffe abgebaut, wird Erdöl, Gas, Kohle ausgebeutet, um die industrielle Megamaschine zu speisen. Und was noch schlimmer ist, diese unsinnige Aktivität wirft die grossen ökologischen Kreisläufe über den Haufen; insbesondere ist eine Klima-Erwärmung des Erdballs absehbar, die letztlich ein Leben des Menschen auf Terra verunmöglicht. Das heisst nichts anderes, als dass die gegenwärtig ablaufende

Entwicklung mit dem natürlichen Milieu unverträglich ist. Die Erde ist endlich, das Wachstum des Kapitals strebt aber ins Unbegrenzte.

Der Kommunismus kann nicht mehr das Wachstum der Produktivkräfte zum Programm erklären. Es gilt nicht nur, ihr Wachstum zu stoppen, sondern sie einzuschränken. Das bedeutet eine Entmechanisierung der Produktion. Diese Entmechanisierung ist wegen der Verknappung der Rohstoffe, der Energie-Ressourcen und der Verschlechterung des Öko-Systems Erde unbedingt notwendig. Was die vom Kapitalismus bis anhin noch vernachlässigten Zonen betrifft, so wird ihre Entwicklung in den Produktionsmitteln bestehen, die für ihre vitalen Bedürfnisse notwendig sind, was gleichzeitig die Rückführung ihrer Bevölkerungen auf ein vernünftiges Niveau einschliesst. Mit dem unaufhörlichen Wachstum der Menschheit, welches wesentlich zur Verschlechterung der natürlichen Umwelt beiträgt, muss ein Ende gemacht werden.

Also: Bruch mit der marxistischen Vision, welche den Kommunismus auf eine optimale Entwicklung der Produktivkräfte und eine industrielle kapitalistische Gesellschaft in Dauer-Revolution abstellt und der Produktion einen immer schnelleren Rhythmus aufzwingt. Diese Vision hat sich verwirklicht und hat gezeigt, wohin sie führt: in eine Sackgasse. Das wird immer augenscheinlicher.

Betrachten wir einen weiteren Aspekt des kommunistischen Projekts, welcher der Revision bedarf: die Arbeit und ihre Zukunft.

Man findet bei Marx verschiedene Perspektiven, was mit der Arbeit werden soll, die letztlich aber auf eine hinauslaufen: In einer ersten Zeit soll die Arbeit weiterhin eine Notwendigkeit bleiben, wobei aber, von der Lohnarbeit befreit, der Kommunismus eine „Assoziation von freien und gleichen Produzenten“ bilden wird. Später, bei voll entwickelten Produktivkräften wird die Arbeit, die „von äusserer Notwendigkeit und äusserem Bedürfnis aufgedrängt“ wird, dank der hyper-entwickelten Mechanisierung wenn nicht ganz unterdrückt, so doch stark verringert werden; nunmehr sollen sich die Individuen Tätigkeiten ihrer Wahl widmen können, „wissenschaftlichen, künstlerischen“, wie Marx erläutert. Das ist der bekannte „Übergang aus dem Reich der Notwendigkeit ins Reich der Freiheit“.

Heute hat der Kapitalismus in den fortgeschrittenen Gebieten die Produktivkräfte auf eine so hohe Ebene gebracht, dass die unmittelbaren Produzenten nur noch eine Minderheit der aktiven Bevölkerung (5% in der Landwirtschaft, 25% in der Industrie) ausmachen, während der Rest der Bevölkerung in jenem weiten Zwischenbereich arbeitet, den man Dienstleistung nennt. Stände unter diesen Umständen der Kommunismus als Ende der notwendigen Arbeit nicht auf der Tagesordnung? Seit den 1960er-Jahren mit der Einführung der Automation und der Roboterarbeit in verschiedenen Bereichen der Produktion, verstärkt aber seit den 1980er Jahren mit der mikro-elektronischen Revolution und der High-Tech, liegt diese Idee in der Luft. Nun denn, bye-bye Turbine, uns gehört die Freiheit! Eine Anti-Arbeits-Ideologie, die sich subversiv glaubt, hat sich breit gemacht. Ganz begeisterte gehen soweit, Pamphlete „Gegen die Arbeit“ zu veröffentlichen: Es handle sich nicht mehr nur darum, die Arbeit

von der Prägung durch den Kapitalismus zu befreien, sondern darum, sie schlichtweg abzuschaffen.

Doch was ist diese Perspektive wert?

Zuallererst: Sie ist weltweit gar nicht zu verwirklichen; denn damit eine solche industrielle Mega-Maschine zur Abschaffung der Arbeit weltweit gebaut und unterhalten werden könnte, müssten gigantische Energie-Ressourcen und Mengen von Rohstoffen zur Verfügung gestellt werden, die mehreren Planeten ‚Erde‘ entsprächen. Das vermöchte das Öko-System Erde, das schon jetzt arg gebeutelt wird, nicht zu tragen.

Im Weiteren ist eine solche Abschaffung der Arbeit nicht einmal wünschenswert. Es war ein Missgriff von Marx, zu glauben, die einmal von der Notwendigkeit befreite Arbeit schüfe Raum für eine allgemeine menschliche Emanzipation. Wie das Beispiel des heute technologisch fortgeschrittenen Kapitalismus zeigt, der den Weg der Abschaffung der Arbeit beschreitet, wobei die Maschinen einen bedeutenden Stellenwert nicht nur in der Produktion, sondern auch im Alltagsleben der Individuen einnehmen, stellt man eine drastische Abnahme der Fähigkeiten der Menschen fest, eigenständige Überlegungen anzustellen und Proben kritischen Sinnes abzulegen. Damit gehen abnehmender, auch physischer Mut, abnehmende Fähigkeit, etwas durchzustehen und sinkende Ausdauer bei gleichzeitigem Versinken in Zerstreungen aller Art einher . . . was die Menschen nur immer blöder macht. Das ist natürlich nicht, was Marx wollte, doch sein Kommunismus mit Abschaffung der notwendigen Arbeit hätte auf keine andere Gesellschaft als diese fortgeschrittene kapitalistische hinausgeführt. Nichts Besseres wäre herausgekommen, denn, ob Kommunismus oder Kapitalismus, eine auf solchem Niveau stehende Technologie erzeugt dieselben entfremdenden Effekte: Indem sie den Menschen ersetzt, enteignet sie ihn seiner Fähigkeiten und macht aus ihm ein reduziertes Wesen. Der Fehler von Marx bestand darin, nicht zu sehen, dass, einmal das Reich der Notwendigkeit beseitigt, d. h.: die Menge der Hindernisse stark vermindert, welche den Menschen zwingen, zu kämpfen und sie zu überwinden, sich notwendigerweise seine intellektuellen, moralischen und physischen Kräfte verringern. Das ist eine anthropologische Gegebenheit. Sie liegt in der Bedingungen des Menschseins überhaupt, welches auch immer die Form der Gesellschaft ist, in der er lebt.

Wir sind also gezwungen, die Vision eines Kommunismus, der die Arbeit abschafft und dafür Maschinen einsetzt, auf der ganzen Linie zu revidieren; es ist eine falsche Idee. Sie hatte sich Marx aufgrund der Illusionen seines Jahrhunderts, die er teilte, aufgedrängt. Das 19. Jahrhundert glaubte an die unendlichen Möglichkeiten der Wissenschaft und der Technik und projizierte diesen Glauben in die Zukunft, welche zum Kommunismus gelangen sollte. Heute, im aufgehenden 21. Jahrhundert, ist eine solche Illusion nicht mehr erlaubt. Der Kapitalismus ist an einigen Orten auf dem Planeten auf einem hypertechnisierten Stand angekommen, eine vollständig künstliche Schöpfung, die überhaupt keine Zukunft hat – was allerdings einigen Fanatikern des „Fortschritts“ durchaus recht ist.

Folglich wird das Ziel des kommunistischen Projektes keine „Freizeitgesellschaft“ sein und sei sie noch so „kultiviert“, wie sie Marx vorsah. Im

Gegenteil, das Ziel ist eine neue Zivilisation der Arbeit, welche die Arbeit von jeder kapitalistischen Entfremdung befreien wird. Es wird keine Lohnarbeit mehr geben, dazu bestimmt, das Kapital zu verwerten. Im Zentrum wird die Handarbeit stehen; die Maschinen werden die Funktion haben, dieser Arbeit beizustehen, nicht, sie zu ersetzen. Die Handarbeit wird jedermanns Sache sein, nicht nur, weil das angesichts der reduzierten Anzahl zur Verfügung stehender Maschinen gar nicht mehr anders möglich ist, sondern, weil die parasitären, nutzlosen und überflüssigen Tätigkeiten, welche gegenwärtig so stark zunehmen, keinen Sinn mehr haben werden. Es wird aber eine Arbeit sein, die genügend attraktiv ist, um nicht als Zwangsarbeit empfunden zu werden, das heisst, dass es qualifizierte Arbeit mit schöpferisch-künstlerischem Anstrich sein wird. Was an mühsamen, abstossenden Arbeiten übrigbleibt, wird, soweit nicht von Maschinen abgenommen, von allen geteilt und nicht immer denselben Menschen auferlegt.

Schliesslich, dritter erneut zu betrachtender Aspekt, die Frage der Bedürfnisse im Kommunismus. Diese stellt sich infolge der Einführung der berühmten Konsumgesellschaft ganz anders als in der Vergangenheit.

Anfänglich und während einer längeren Phase, reduzierte der Kapitalismus, abgesehen vom Luxuskonsum der Bourgeoisie und der anderen privilegierten Klassen, die Bedürfnisse der Arbeiter auf ihren einfachsten Ausdruck: die strikt notwendigen Bedürfnisse für das Funktionieren der Arbeitskraft, oder gar darunter. Es handelte sich hier um einen Kapitalismus, der erst noch die materielle Grundlage seines Systems legen musste und daher im Wesentlichen auf die Produktionsmittelproduktion ausgerichtet war: Strassen, Kanäle, Brücken, Eisenbahnen, Grossmaschinen, Stahlwerke, Minen usw. Das kommunistische Programm zielte daher, einmal die Revolution gemacht, auf die vorrangige Produktion von Konsummitteln zur Sättigung der unterernährten Massen ab, wobei in einer ersten Phase das Prinzip „jedem nach seiner Leistung“ gelten sollte. Die Verteilung der Güter sollte mit einem Arbeits-Bon-System bewerkstelligt werden. Sobald aber alle Quellen des Reichtums flössen, sollte ohne abzuzählen aus dem gesellschaftlichen Schatz geschöpft werden können, so dass jeder „nach seinen Bedürfnissen“ erhalten sollte.

Indessen hatte Marx im Verlauf der Analyse des Kapitalismus bemerkt, dass dieser die Bedürfnisse tendenziell wachsen liess. Mit der Entwicklung der Produktivkräfte, schrieb er, „wächst die Konsumsphäre ebenso sehr wie die Produktionssphäre“; das hat zur Folge, dass „sich die bestehende Konsumtion quantitativ ausweitet“, „man erzeugt neue Bedürfnisse, man entdeckt neue Gebrauchswerte“ („Grundrisse“). Das bedeutete, dass der Lohn sich nicht auf die strikt notwendigen Bedürfnisse beschränkt, deren das Funktionieren der Arbeitskraft bedurfte, sondern, dass er die Befriedigung von Bedürfnissen einschliesst, welche mit dem erreichten „Grad der Zivilisation“, d.h. mit dem Stand der Produktivkräfte, entstanden sind. Anders gesagt, je höher dieser Grad, desto mehr nehmen die Bedürfnisse zu. Und das trat wirklich ein. Eine Menge neuer Gebrauchswerte wurden erfunden und geschaffen. Nennen wir zur Erinnerung einige davon: Fahrrad, Automobil, Grammophon, Photoapparat, Radio, Fernseher,

Kühlschrank, Staubsauger, Video-Gerät, Computer, tragbares Telefon und vieles mehr. Das sind Massenprodukte mit Produktionskosten, die infolge gesteigerter Arbeitsproduktivität stetig sinken und deshalb auch der Arbeiterklasse zugänglich werden, mehr oder weniger natürlich und insbesondere dank Kredit. Dazu kommen die Kämpfe für höhere Löhne. Neue Konsumgüter werden so zu normalen Bestandteilen des Reallohnes, wodurch sich der Lebensstandard erhöht. Dies ist das Geheimnis dessen, was man konfuser Weise ‚Konsumgesellschaft‘ nennt.

Heisst das nun, dass das kommunistische Projekt seinerseits dieses Bedürfnissystem, welches der Kapitalismus errichtet hat, übernehmen, gerechter machen und inhaltlich ausbauen wird? Es scheint, dass Marx darin nichts Störendes sah, denn er beglückwünschte sich dazu, dass „die auf dem Kapital beruhende Produktion die Entwicklungsbedingungen aller Fähigkeiten des gesellschaftlichen Menschen, eines Individuums mit einem Maximum an Bedürfnissen schafft“ („Grundrisse“). Und nach Marx übernahmen alle oder fast alle (inklusive die Anarchisten) diese Einstellung: Der Kommunismus sollte zur „Überflusgesellschaft“ werden, die allen zur Verfügung stehen sollte, wobei die Gebrauchswerte, welche der Kapitalismus schuf, überhaupt nicht kritisiert wurden. Man kennt die Konsequenzen. Mit der sukzessiven Wandlung zur Konsumgesellschaft (in den USA schon vor 1914) war es der Kapitalismus, welcher diesen Traum vom Überfluss auf seine Weise verwirklichte, unvollkommen und unausgeglichen natürlich, doch gut genug, um eine Bequemlichkeit und materielle Leichtigkeit zu schaffen, welche sich die vergangenen Generationen niemals vorzustellen gewagt hätten.

Damit hat der Kapitalismus nicht nur das kommunistische Projekt aufgehoben, sondern auch dessen bürgerliche Seite deutlich zum Vorschein gebracht: den bürgerlichen dummen Glauben an das materielle Paradies, an das Immer-mehr, an das Konsumentenglück. Auch wenn dieses kommunistische Projekt Wirklichkeit geworden wäre, so hätte es diese heutige Welt der Bequemlichkeit und materiellen Leichtigkeit nicht besser als die Bourgeoisie zustande gebracht. Die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse hätten an dieser kommunistischen Konsumgesellschaft nicht viel verändert, denn vom Augenblick an - und das ist eine anthropologische Gegebenheit - , wo das Individuum sich in einer Situation findet, die ihm ein „Maximum an Bedürfnissen“ erlaubt, wie Marx sagt, verliert es sich notwendigerweise im Genuss, wird weich, verbürgerlicht, wird dekadent, und die moralischen Werte des Mutes, der Würde, der gegenseitigen Hilfe und Solidarität schwinden, die sich unter rauerer Existenzbedingungen entwickelt haben. Es war der grosse Anziehungspunkt des Kapitalismus, immer den materiellen Aspirationen der Massen voranzugehen, die zu Beginn angesichts des Elends der Massen legitim waren. Der Kapitalismus machte daraus aber ein Herrschaftsmittel über die Massen, indem aus diesen Aspirationen das Zentrum jedes Interesses und der materielle Wohlstand und was dazu gehört: Konsum, Komfort, Freizeit, zur Massenobsession wurden. In diese Falle des Überflusses, vom Kapitalismus gestellt, sollte mehr oder weniger die ganze Bewegung, die sich auf Sozialismus und Kommunismus berief, fallen. Davon ausgenommen waren die

ersten Kommunisten, die Babouvisten, welche eine gewisse Einfachheit der Bedürfnisse propagierten, was Marx mit der Einstufung ihres Kommunismus als „Universal-Asketismus“ und „groben Egalitarismus“ (im „Manifest“) vom Tisch wischte.

Heute beginnen sich sogar die bürgerlichen Befürworter der Konsumgesellschaft zu fragen, wie lange sie denn noch dauern könne: „Wie lange noch hat es genug Öl für die Autos? Werden die geplanten thermonuklearen Kraftwerke mit Kernfusion, welche die Energie der Sterne einfangen sollen, genügen?“ Und es ist kein Zufall, wenn die USA die Gefahr spüren, die dem konsumistischen Leben droht, das sie mehr als jede andere Nation entwickelt haben, und sich deshalb entschlossen für die unbedingte Verteidigung des American Way of Life aussprechen. Sie haben nicht Unrecht, wenn sie angesichts der Verschleuderung all der natürlichen Ressourcen (die ihrer Erschöpfung entgegengehen) im sinnlosen Konsumismus (den doch gerade sie gefördert haben) unruhig werden; infolge der fortgeschrittenen Zerrüttung des Ökosystems des Planeten könnte der Konsumismus vor seinem Ende stehen, umso mehr, als solche Mastodonten wie China und Indien nun auch zu Konsumgesellschaften werden, was das Ende nur beschleunigen kann.

„Nur das Nötige, aber alles Nötige“: Ein kommunistisches Projekt wird sich an einer solchen Devise bezüglich der Bedürfnisse orientieren, welche vor 200 Jahren die Babouvisten aufgestellt haben. Das bedeutet keine spartanische Karglichkeit, sondern eine andere, weniger materialistische Lebensweise, die auf andere zentrale Bedürfnisse ausgerichtet ist, Bedürfnisse, die in der gegenwärtigen Gesellschaft keineswegs befriedigt werden: das Bedürfnis nach Gemeinschaft, das Bedürfnis nach einer Arbeit, die nicht nur ein Mittel zum Überleben ist, sondern zum ersten Lebensbedürfnis wird, wie das Marx noch zu Zeiten schrieb, als er noch nicht vom Traum einer hypertechnisierten Welt besessen war. Überfluss an *diesen* Bedürfnissen sollte zum Ziel werden.

Über welche Produktionsmittel wird man verfügen? Was wird aus der Arbeit? Was wird man produzieren und konsumieren? Das sind die Fragen, welche im Verlaufe des folgenden Essays aufgegriffen werden sollen. Bevor wir jedoch darauf eintreten, möchten wir uns einen Ausblick auf jene „andere mögliche Welt“ verschaffen, welche der Kommunismus sein wird.

Für Marx sollte der Kapitalismus mit seiner Entwicklung der Produktivkräfte die materiellen Grundlagen für den Kommunismus schaffen. Das war nur teilweise wahr; denn, angenommen seit einem Jahrhundert wäre der Kommunismus an die Stelle des Kapitalismus getreten, so hätte er den von der Bourgeoisie übernommenen Produktionsapparat vollständig neu organisieren müssen, um ihn seinen eigenen Zwecken dienstbar zu machen. Doch die sozialistische und kommunistische Bewegung jener Epoche war unfähig, ihre Situation wahrzunehmen, wie die sukzessiven Misserfolge der Ersten (1872), Zweiten (1914) und Dritten Internationale (1923) beweisen. Diese unterlagen jedes Mal der Bourgeoisie, sei es, indem sie sich mit ihr kompromittierten, sei es, dass sie nicht die Statur hatten, um gegen sie zu kämpfen. Diese Niederlagen waren historisch.

Sie bedeuteten, dass der Kapitalismus zunehmend freie Bahn vorfand und in seiner Entwicklung sehr weit würde gehen können; insbesondere dass die Produktivkräfte einen bis anhin nie gesehenen Aufschwung nehmen sollten. Das ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in vollem Masse eingetreten.

Hat nun ein solches Vorpreschen des Kapitalismus Bedingungen geschaffen, welche dem Kommunismus förderlicher sind?

Sieht man, wie diese Entwicklung der Produktivkräfte aus diesen Destruktivkräfte werden liess, welche die Natur dermassen bedrohen, dass die Lebensbedingungen auf dem Planeten schwer bedroht sind, kann die Antwort nur negativ sein. Es ist in der Tat lange her, dass der Kapitalismus nicht mehr den Kriterien einer „progressiven“ Produktionsweise entspricht, welche die reale Grundlage einer höheren Gesellschaftsform bilden könnte, wie sie Marx noch in derjenigen des 19. Jahrhunderts fand. In seiner Entwicklung hat der Kapitalismus eine Welt zu seinem ausschliesslichen Gebrauch geschaffen, die auf sein Mass zugeschnitten ist und in sich nichts als ihn selbst enthält. Es wäre illusorisch, auf dieser kapitalistischen Welt eine andere, diejenige des Kommunismus, aufpfropfen zu wollen. Was soll in Tat und Wahrheit die Kommunisierung¹ all der Installationen, Fabriken, Büros, Maschinen, Flughäfen, Autobahnen, Urbanisationen, Megapolen, Chemie-Komplexe, AKW, Vergnügungspärke bedeuten? Es hiesse das Nicht-Kommunisierbare kommunisieren wollen!

Wir müssen für immer die Idee fahren lassen, dass zur Verwirklichung des Kommunismus nur weiterhin dem Vorbild der kapitalistischen Modernisierung zu folgen wäre. Bevor der Kommunismus zu seiner Ausstattung fortschreiten kann, muss eine Revolution mit so ziemlich allem abfahren, was der Kapitalismus an eigener materieller Welt aufgebaut hat. Ein Beispiel: Die Revolution wird zur Aufgabe haben, dem heute bis zum Äussersten getriebenen Gegensatz zwischen Stadt und Land ein Ende zu machen; die heutigen Städte sind monströse Megapolen geworden, wo die Menschen massiert sind, während das Land verödet ist. An ihre Stellen werden Gemeinschaften mit menschlichem Mass treten, in denen industrielle und landwirtschaftliche Arbeit kombiniert sind. Kurz, der Kommunismus wird sich vor einer vollständig neu zu errichtenden Welt finden. Es wird ein grosses, sehr langfristiges Unternehmen nicht ohne raue Umstellungen werden. Niemals darf vergessen werden, dass der Kapitalismus, weit davon entfernt, den Königsweg zum Kommunismus zu ebnet, im Laufe seiner Entwicklung nur Hindernisse für die Entwicklung zum Kommunismus angehäuft hat.

¹ Siehe „Revue internationale pour la communisation“. Kommunisierung beinhaltet gemäss dieser Zeitschrift die Feststellung, dass jede permanente Klassenorganisation zum Scheitern verurteilt ist; dass die einzige revolutionäre Perspektive die Zerstörung des Kapitalismus ist und die Zerstörung aller Klassen beinhalten muss; dass heute einzig der Kampf zwischen Proletariat und Kapitalistenklasse relevant ist; weiter: die Kritik jeder revolutionären Perspektive, welche noch eine Übergangsphase vorsieht; die Feststellung, dass die Revolution nicht mit dem Kommunismus, sondern mit der Vergemeinschaftung aller Beziehungen zwischen den Individuen zusammenfällt. [Anmerkung des Übersetzers]

Wenn man heute die subjektiven Auswirkungen dieser kapitalistischen Hyper-Entwicklung auf das Bewusstsein der Menschen beobachtet, so ist man gezwungen, dieselbe Diagnose zu machen.

Diese Hyper-Entwicklung liess nämlich das „Gespenst“ des Kommunismus, welches zu Beginn die bürgerliche Gesellschaft heimsuchte, verschwinden, dagegen gleichzeitig den Kapitalismus als einzige mögliche Welt erscheinen. Der Kommunismus gilt heute als „totalitäre Utopie“, die, an verschiedenen Orten auf der Erde „ausprobiert“, heute ausgespielt habe. Das ist überhaupt nicht wahr, denn der Kommunismus hat nirgendwo je existiert. Dagegen verwirklicht sich die „totalitäre Utopie“ im perversen Universum des Warenkapitalismus, wo das Irreale die Gestalt des Realen annimmt. Auf jeden Fall, sieht man die tiefe politische Unkultur, die herrscht, weiss man überhaupt nicht mehr, was Kommunismus ist; nur zu häufig wird er idiotischerweise mit den verschiedenen Arten von Stalinismus in Osteuropa und in der Dritten Welt, oder mit einer Partei verwechselt, die nur seinen Namen getragen hat.

Die Arbeiterklasse ihrerseits ist in das kapitalistische System integriert worden. Die Parteien und Gewerkschaften bilden schon seit langem nichts als Elemente in seinem Räderwerk. Marx hatte seinerzeit in ihr eine revolutionäre Klasse erblickt, fähig, eine radikale Umwandlung der Gesellschaft zu unternehmen. Das war eine fragwürdige Einschätzung, denn schon zu jener Epoche war sie weit davon entfernt, eine feste revolutionäre Kraft zu bilden; sie war von starken reformistischen Strömungen durchzogen, etwa durch den Trade-Unionismus in England, den Proudhonismus in Frankreich und den Lassallismus in Deutschland. Andererseits bestanden in ihrem Innern radikale und anti-kapitalistisch agitierende Minderheiten, wie die revolutionäre syndikalistische Strömung in Frankreich, der Anarcho-Syndikalismus in Spanien, der IWW in den USA, der Links-Kommunismus in Deutschland und in Italien. Mit der modernen Entwicklung des Kapitalismus wurden alle diese proletarischen Strömungen aufgesogen, wenn nicht sogar ausgelöscht, und liessen einem reformistischen Proletariat freien Spielraum, dessen einzige Perspektive darin besteht, sich möglichst angenehm im Kapitalismus einzurichten.

Der Klassenkampf hielt nicht, was er versprach. Während er für Marx den Zugang zum Kommunismus ermöglichen sollte, beschränkte er sich auf einen einfachen Kampf um Forderungen, welche die Sache des Kapitalismus keineswegs in Frage stellten. Wenn am Anfang der Klassenkampf seine Legitimität daraus zog, ein Kampf ums Brot zu sein, so wurde er mit der eintretenden Konsumgesellschaft zur kämpferischen, einfachen Befriedigung der Forderung nach „immer mehr“. Heute ist er noch tiefer gelandet: bei einer „Sozialbewegung“ zur Verteidigung korporativistischer Interessen einiger Gesellschaftsgruppen, die an ihren kleinen Privilegien hängen. In einer Schlussbilanz wird klar, dass ein solcher Kampf keine andere Funktion hatte, als die Rolle eines Regulators innerhalb des Kapitalismus zu spielen, wobei dieser sich an eine gewisse Konflikthaftigkeit sehr wohl anpassen konnte.

Das sagt viel über die Fähigkeit des Kapitalismus aus, seine Ausgebeuteten sein System als Selbstverständlichkeit annehmen zu lassen. Wenn z. B. Arbeiter von

heute anlässlich der Schliessung ihres Unternehmens (etwa infolge einer Dislokation) protestieren und geltend machen, es rentiere doch gut und könne gut fortfahren, Profite zu machen, dann wird offensichtlich, dass sich die Logik des Kapitals gänzlich ihrer Köpfe bemächtigt hat, wie sehr sie auch ihr Opfer sind. Das Kapital ist die Art und Weise ihres Denkens, Handelns und Fühlens geworden. „In dem Masse, wie die kapitalistische Produktion sich entwickelt, tritt eine Arbeiterklasse hervor, welche ihre Erziehung, Tradition und Gewohnheit dazu gebracht hat, die Erfordernisse dieser Produktionsweise für selbstverständlich zu betrachten“, schrieb in „Das Kapital“ ein Marx, der sich offenbar selbst nicht ganz glaubte. Und das ist in der Tat eingetreten. Am Anfang rebellierte die Arbeiterklasse gegen die Arbeitsmethoden und den Fabrik-Despotismus des Kapitals, war sie doch aus dem Handwerk und der qualifizierten Arbeit hervorgegangen. Zu seiner Entwicklung musste daher der Kapitalismus eine Arbeiterklasse nach seinen Erfordernissen erziehen, welche weniger zu Konflikten Anlass gab. Damit verschwand aus der Arbeiterklasse der letzte revolutionäre Anflug.

Heute wird das Requiem für die Arbeiterklasse gelesen. Nicht genug, sie in sein System einzubauen, der Kapitalismus ersetzt die Arbeiter durch Maschinen, sodass jene eine minoritäre Klasse darstellen (weniger als 25% der aktiven Bevölkerung gegenüber über 50% anfangs des 20.). Daneben beschleicht die Arbeiterklasse neben ihrer zahlenmässigen Schwächung der Zweifel an ihrer Existenz als „Klasse für das Kapital“ (Marx). Doch alles, was einen Lohn bezieht (80% der aktiven Bevölkerung), „Arbeiterklasse“ zu nennen, ist mehr als verwirrend: Die Stellung, welche die Menschen im Produktionsprozess einnimmt, bestimmt ihre Klassenzugehörigkeit. Das heisst aber für die Mehrzahl dieser 80%, dass sie zum sogenannten tertiären Sektor gehört. Wir haben es also bei der Arbeiterklasse mit einer absteigenden Klasse zu tun.

Diesem Niedergang der Arbeiterklasse entspricht aber der phänomenale Aufstieg der Unproduktiven des tertiären Sektors (= Nicht-Produzenten von Mehrwert, etwa 60% der aktiven Bevölkerung). Damit wird augenfällig: Der Kapitalismus als auf Ausbeutung beruhende Produktionsweise (Ausbeutung der Arbeiterklasse) mit dem Ziel der Kapitalverwertung, gelangt an sein Ende. Wenn die Mehrzahl der Lohnbeziehenden nicht mehr als produktive Lohnabhängige gebraucht wird, so ist das das Zeichen, dass der Kapitalismus am Ende eines historischen Zyklus angelangt ist. Das erscheint als strukturelle Dauerkrise. Wo das tote Kapital (die Maschinerie) in der Produktion ein solches Gewicht erreicht hat und das lebendige Kapital (die Arbeiter, welche das Kapital verwerten) beträchtlich reduziert ist, ergibt sich eine grösser werdende Masse von unnütz gewordener Arbeitskraft, die man im Dienstleistungsbereich mit seiner schummriger Kontur einsetzt (was die Rentabilität des Kapitals beeinträchtigt) oder man verdammt sie zu prekären Jobs, wenn sie nicht sogar schlichtweg von jeder Anstellung ausgeschlossen werden, woraus sich eine Schicht von Sozialempfängern und neuen Armen ergibt.

Gewiss, der Kapitalismus hat sich in andere Regionen der Welt verlagert (Ost-Europa, Zentral- und Südamerika, Asien), wo seine Rentabilität wegen der

niedrigen Kosten der unqualifizierten Arbeit höher ist. Doch zu seiner strukturellen Krise kommt noch die ökologische, was einen explosiven Cocktail ergibt. Wohlan! Komme was da kommen mag! Es ist nicht verboten, sich vorzustellen, dass die Menschheit, wenn sie angesichts eines Kapitalismus, der sie in den Abgrund schicken will, noch eine Zukunft haben will, im Kommunismus eine Lösung für ihr Überleben finden wird; im Kommunismus, diesem verleumdeten, abgeschriebenen Kommunismus, von dem man uns eintrichtern wollte, er sei nun tot, als hätte er jemals schon irgendwo bestanden. Nur er kann die enormen Probleme lösen, die sich im planetarischen Massstab nach dem Ende des Kapitalismus stellen werden.

Sollte es eine Revolution geben, so wird sie nicht mehr die Sache des Proletariates als Klasse sein, ausser man sieht denn überall „Proletarier“: in den Beamten, Studenten, Pizza-Lieferanten, Sozialunterstützten, in all denjenigen, welche das Spektakel unterbrechen, z. B. in den Auto- und Schulhausanzündern in gewissen Banlieues, kurz, im grossen gesellschaftlichen Magma, welches der Kapitalismus in seiner Degeneration hervorgebracht hat. Die Revolution wird von all jenen unter den Lohnabhängigen (aller gesellschaftlichen Kategorien) getragen werden, die bereit sind, für eine gänzlich neu aufzubauende Welt zu kämpfen: für den Kommunismus. Wie wird diese Masse von Unbewussten, von vom modernen Kapitalismus Vergifteten, je dazu kommen, in einem gewaltigen Elan eine Revolution hervorzurufen? Durch welche Kämpfe wird sie hindurch gehen müssen, um dazu zu gelangen? Das alles wissen wir nicht; die Geschichte wird es zeigen. Es kann hier nicht abgehandelt werden, wie die Revolution vonstatten gehen wird, sondern es geht darum, zu zeigen, was für eine andere Welt möglich ist. Und dazu bedarf es keines solchen Unsinn wie des „Endes der Arbeit“ oder der „Freizeitgesellschaft“, um die „strahlende Zukunft“ zu illustrieren. Niemand soll hier zu etwas verführt werden, im Gegenteil. Es soll erkannt werden, dass uns in einer kommunistischen Zukunft notwendigerweise eine in vieler Hinsicht rauere und strengere Gesellschaft als die gegenwärtig kapitalistisch-modernistische erwartet, welche ihren ekelhaften und frivolen Reichtum ausbreitet. Und wenn diese Ausführungen auch nicht gefallen mögen, so mögen sie zu überlegen geben, was nicht unnütz ist.

Nun einige Worte zu Marx und zum Kommunismus. Ohne Umschweife gesprochen: Seine Vision von Kommunismus überstieg nicht den Horizont der aufgeklärten Bourgeoisie. Für ihn sollte der Kommunismus all das aufweisen, was die bürgerliche Zivilisation geschaffen hatte: die Produktivkräfte, Reichtümer, das Wissen, die neuen Bedürfnisse, nur dass dies alles mit der kommunistischen Revolution in Reichweite von jedermann gerückt wäre. Daraus sollte sich „eine Form höherer Gesellschaft ergeben, deren grundlegendes Prinzip die freie und volle Entfaltung der Individuen“ sein sollte („Das Kapital“). Anders gesagt: Marx war ein Liberaler, der aus dem Individuum das Ziel, den höchsten Wert machte, jedoch ein fortgeschrittener Liberaler insofern, als er dieses Ziel erst unter der Bedingung der Abschaffung des Kapitalismus für verwirklichter hielt. Den Kommunismus verstand er folglich als materielles und nicht als menschliches Gemeinwesen, d. h. als Mittel zu diesem Zweck. Dazu musste er nur beweisen – und darin widersprach er allerdings den liberalen Ökonomen und war ein

atypischer Bourgeois – dass die kapitalistische Produktionsweise nicht die absolute ökonomische Form ist, sondern nur eine Übergangsform im materiellen historischen Prozess. Daher auch „Kritik der politischen Ökonomie“, der Untertitel von „Das Kapital“, das meisterhafte Hauptwerk von Marx, dessen Kenntnis unumgänglich ist, wenn man den Kapitalismus auch nur ein wenig verstehen will.

Wir haben uns auf ihn unzählige Male berufen. Sonst aber haben wir Marx aufgegeben und ziehen eine Rückkehr auf das Ur-Projekt des Kommunismus vor, das anlässlich der Französischen Revolution entstanden ist und bis 1848 Bestand hatte; wir meinen die babouvistische Strömung. Aufgetaucht zu einem Zeitpunkt, als der Kapitalismus noch nicht das Monopol auf Zukunft hatte, stellte er eine andere Vision des Kommunismus dar, was wir für interessant halten. Im übrigen beziehen wir uns auf Autoren wie W. Morris, G. Orwell, S. Weil und G. Leval, die mehr oder weniger am Rande der kommunistischen Bewegung standen, aber auf ihre je eigene Weise und in ihren Grenzen darüber nachgedacht haben, was eine Gesellschaft jenseits des Kapitalismus sein könnte.

Erster Teil

Der Kommunismus und die Produktivkräfte

„Als erstes muss bemerkt werden, dass die Idee des Sozialismus mehr oder weniger unzertrennlich mit der Idee der Maschinen-Produktion verbunden ist. (. . .) Der Typ Mensch, der den Sozialismus am bereitwilligsten anerkennt, ist auch der, der den technischen Fortschritt als solchen mit Begeisterung verfolgt; so sehr, dass Sozialisten oft nicht fähig sind zu begreifen, dass die entgegengesetzte Auffassung überhaupt existiert. In der Regel fällt ihnen als überzeugendstes Argument ein, die gegenwärtige Technisierung der Welt sei noch gar nichts im Vergleich mit dem, was uns der verwirklichte Sozialismus beschere werden wird. Wo jetzt ein Flugzeug ist, werden in jener Zeit fünfzig fliegen! Alle Arbeit, die heute von Hand verrichtet wird, wird dann von Maschinen verrichtet werden.“

George Orwell, „Der Weg nach Wigan Pier“, 1982, Seiten 182 – 184

Kapitel 1

Von Babeuf zu Marx, Engels und Konsorten

Am Anfang war der Babouvismus (etwas Geschichte)

Um sich von jedem Idealismus abzusetzen, behauptet das „Kommunistische Manifest“: „. . . die theoretischen Konzeptionen der Kommunisten (. . .) drücken nur, in allgemeinen Begriffen, die wirklichen Bedingungen eines Klassenkampfes aus, der existiert, einer historischen Bewegung, die sich vor unsern Augen abspielt“. Als nun in dieser Epoche der industrielle Kapitalismus erschien, der gleichzeitig eine Arbeiterklasse schuf, die berufen war, immer zahlreicher zu werden und von der Bourgeoisie abweichende Interessen zu haben, liegt der Schluss nahe, dass mit dem Erscheinen des erwähnten „Manifestes“ das kommunistische Projekt zum ersten Mal formuliert worden ist, dass 1848 der sozusagen schicksalhafte Augenblick ist, wo es in seiner ganzen Grösse und Tiefe auftaucht. So wird das in der Tat in den marxistischen Kreisen gesehen: Vor dem „Manifest“ gab es nichts ausser einigen utopistischen Träumereien und einigen stümperhaften Skizzen, die man wohl zu Zeiten lobend erwähnen darf, die aber verglichen mit dem von Marx und seinem Freund Engels errichteten historischen Monument fast nichts darstellen.

Immerhin hatte einige Jahre zuvor, 1845, in der „Heiligen Familie“, Marx den Kommunismus „als Prinzip der modernen Welt“ mit der Französischen Revolution entstehen lassen, welche seine „Idee“ hatte „ausschlüpfen lassen“, also zu einer Zeit, als es noch sehr wenig industrielle Bourgeois und folglich Proletarier der Grossindustrie gab. Trotzdem hatte Marx nicht gezögert, zu schreiben, dass die revolutionäre Bewegung 1789 im Cercle social ihren Anfang nahm, dessen Hauptvertreter Leclerc und Roux waren, und damit ihr Ende nahm, dass sie zeitweilig der Verschwörungsbewegung von Babeuf erlag. Die babeufsche Bewegung habe die kommunistische Idee aus dem Ei schlüpfen lassen; Buonarroti, Freund von Babeuf, habe sie in der Revolution von 1830 in Frankreich wieder eingeführt.² Nun aber, aus welcher Klasse und aus welchem Klassenkampf

² „Heilige Familie“, Dietz, Berlin 1971, S. 126

entstammte diese Idee des Kommunismus? Aus der armen Bauernschaft? Diese hoffte nicht auf den Kommunismus, eher auf eine Art Agrar-Gesetz mit egalitärer Verteilung des Eigentums an Boden, was Babeuf kritisieren wird. Aus den Kreisen der städtischen Sans-culottes, hauptsächlich Handwerker und Krämer? Die Sans-culottes waren eine Bewegung, die, wenn sie nicht als Fussvolk für die Armee der Bourgeoisie und ihre verschiedenen Fraktionen diene, welche gegen die Aristokratie kämpften, Forderungen bezüglich des Brotpreises stellte und den revolutionären Terror weiter, gegen alle Reichen, treiben wollte; den Kommunismus wollten die Sans-culottes aber auf keinen Fall. Die Babouvisten waren jene kleine Minderheit, die Babeuf in den Gefängnissen des Direktoriums rekrutiert hatte: Menschen aller Klassen, auch aristokratischer Herkunft, die sich nicht mit der offensichtlich bürgerlichen Kehre der Revolution nach 1794 zufrieden geben wollten („wenn die Revolution schon zu Ende sein sollte, so wäre sie nichts als ein Verbrechen gewesen“, rief Babeuf); sondern sie weiter, bis zu ihrem konsequenten Äussersten: zum Kommunismus, führen wollten, worunter sie: „die Gemeinschaft der Güter, der Arbeit und des Genusses“, auch „Gemeinwohl“ genannt, verstanden.

Anders gesagt, der Kommunismus, welchem die Babouvisten zum Sieg verhelfen wollten, war keiner Klasse Angelegenheit; er sollte ein Geschenk des menschlichen Geistes für die Menschheit sein, insbesondere für das niedere Volk der Vorstadt, dessen Elend er sah. Seit der wachsende Kapitalismus mit der Enteignung der Bauern in England und der Privatisierung der Gemeindeländereien in Frankreich und anderswo seine Verheerungen anrichtete, lag die „kommunistische Idee“ (mit „Utopia“ von T. Moore im 16. Jahrhundert oder mit den Schriften des Pfarrers Meslier, denjenigen von Morelly, Mably im 18. Jahrhundert) in der Luft. Als Produkt der gesellschaftlichen Einbildungskraft war diese Idee das Projekt mit dem Inhalt eines neuen Lebensplanes für die menschliche Gattung; es sollte sich in der Französischen Revolution, die das Feld verschiedener Möglichkeiten zu eröffnen schien, von Neuem äussern. Das Neue am Babouvismus war, dass sich dieser nicht mehr als einfache kommunistische Utopie verstand, sondern als politische Bewegung in Aktion, wie das ihre Verschwörung beweist.

Und diese Bewegung würde nicht dabei stehen bleiben. Wie Marx erwähnte, tauchte sie nach 1830 mit dem Buch von Buonarroti „Conspiration pour l’Egalité dite Babeuf“, 1828 erschienen, wieder auf und erinnerte an den revolutionären Versuch von 1796. Man hat es hier mit dem sogenannten Neo-Babouvismus zu tun. Sein Entstehungsort ist das kommunistische Banquet de Belleville im Juli 1840. Von da an erscheint eine Presse im Geiste von Babeuf und Buonarroti. So „L’Egalitaire“ („Zeitung für die gesellschaftliche Organisation“), „L’Humanitaire“ („Organ der gesellschaftlichen Wissenschaft“), „Le Travail“ („Organ der gesellschaftlichen Erneuerung“; erschien in Lyon, wurde von Arbeitern geschrieben), „La Fraternité de 1841“ („moralische und politische Zeitung“), „La Fraternité de 1845“ („Organ der Interessen des Volkes“, später „kommunistisches Organ“). Eine solche Strömung hatte auch ihre Theoretiker und Publizisten, so Pillot, Gay, Lahautière, die Brüder Chavary, Dézamy, der 1842 einen „Code de la

communauté“ veröffentlichte, und ihre Verschwörer, die in den dunklen Gassen im Osten von Paris agitierten. Der Kommunismus hatte sehr wohl etwas Unterirdisches an sich, und es verbreitete sich das bekannte „Gespenst des Kommunismus“, auf welches das „Manifest“ anspielte.

Zum Neo-Babouvismus stellt sich aber dieselbe Frage, wie zum ursprünglichen: Was führte zu seinem Erscheinen? Der Klassenkampf? In Lyon stellt der Weberaufstand die Frage der Tarife, nicht des Kommunismus, und auch in Paris, wo die Arbeiterklasse der Bourgeoisie drei Monate gewährte, um ein „Recht auf Arbeit“ aufzustellen, erhob sie sich im Juni, ohne dass sie nach dem Kommunismus fragte, ausser natürlich in den Köpfen der Bourgeois und Kleinbürger, welche immer überall Kommunismus wittern. In der Tat lag die Seinsgrundlage des Babouvismus anderswo. Es ist diese Schicht von gelernten Arbeitern (Schlosser, Polsterer, Säger, Kupferschmiede; ja sogar kleine Weinhändler) die sich durch die Zerstörung der traditionellen Berufe infolge der kapitalistischen Verheerung bedroht fühlt; anstatt ihre alte gesellschaftliche Situation bewahren zu wollen oder die neuen Maschinen zu zerstören, was zu nichts führt, geschieht in ihrer Phantasie ein Sprung in die Zukunft und sie entwirft einen Kommunismus, durch den sie der kapitalistischen Proletarisierung entkommen könnte. Ja, diese Menschen erkennen, dass sie den Kapitalismus im Ei töten müssen, bevor es zu spät ist. Dazu gründen sie eine politische Organisation und bereiten eine (neue) „Verschwörung“ vor.

Doch der Babouvismus bestand nicht über 1848 hinaus. Seine Stunde war nach 1848 vorbei, der Kapitalismus war nun schon voll im Kurs; das Fabrikssystem machte aus Menschen proletarische Massen: Der babeufische Traum entsprach nicht mehr der Realität, der Kapitalismus war nicht mehr zu verhindern, es konnte nicht mehr darum gehen, statt seiner unmittelbar die Zukunft des Kommunismus zu setzen. Der Babouvismus war zum Tode verurteilt – und er verschwand auch in der Tat. Von nun an hatte der Marxismus ideologisch freie Bahn und konnte über den Klassenkampf räsonieren; darüber, wie er, über die Diktatur des Proletariates, zu einer Gesellschaft ohne Klassen führen würde. Eineinhalb Jahrhunderte nach dieser Prophezeiung wartet man noch immer auf dieses erfreuliche Ereignis . . .

Muss man daraus schliessen, dass der Babouvismus, wie das Marx und Engels behaupten, nur ein ungehobelter Kommunismus war, von dem wir folglich nichts zu lernen hätten? Werfen wir einen kurzen Blick auf sein kommunistisches Programm.

Gemeinschaft der Güter. Dieser Programmpunkt verkündet der Masse kleiner Produzenten, die kärglich, manchmal von einem Arbeiter unterstützt, von ihrer persönlichen Arbeit leben, dass sie sich hinsichtlich des Kapitalismus keine Illusionen machen dürfen: dass sie nämlich enteignet und in einfache Lohnsklaven verwandelt würden; und dass es deshalb am besten wäre, sich zusammenzutun und die Produktionsmittel gemeinsam zu nutzen.³

³ Engels schreibt dazu in „Fortschritt der Sozialreform auf dem Kontinent“ (in: MEW, Dietz, Berlin, 1981, S. 485): „Die Gleichmacher waren genau wie die Babouvisten der grossen Revolution ein ziemlich „rauer Schlag“; sie hatten vor, aus der Welt eine Arbeitergemeinschaft zu machen und dabei jede Verfeinerung der Kultur, Wissenschaft,

Gemeinschaft der Arbeit: Anders als von Marx wird hier nicht vorgespiegelt, dass der Kommunismus dank der grossen Industrie das Ende der notwendigen Arbeit bedeuten würde und eine Freizeitgesellschaft wäre. Dagegen wird eine vernünftige Nutzung der Maschinen vorgeschlagen, um die Arbeitsmühe zu verringern, gleichzeitig, um die Arbeitsprodukte zwischen allen Mitgliedern der Gesellschaft möglichst gerecht zu verteilen; niemand sollte sich wegen seines besonderen Talentes von mühsamer Arbeit dispensieren können.

Gemeinschaft des Genusses: Das ist nicht das Versprechen einer Überflusgesellschaft mit stetig wachsender Vielfalt der Bedürfnisse; dagegen hält man sich an den Überfluss an den notwendigen Dingen, was - und das missfällt Engels - Luxus und zivilisatorische Raffinesse, wie sie die Bourgeoisie (und damit auch unsere gegenwärtige Konsumgesellschaft) kennt, ausschliesst.

Die Illusion des Babouvismus bestand im Glauben, Kleinproduzenten zum Kommunismus führen zu können. Trotzdem verdient der Babouvismus, neu geprüft zu werden. Sein Kommunismus lässt einen andern Klang ertönen, als man gemeinhin gewohnt ist. Dass er uns einen Einblick in eine Epoche bietet, wo der Kapitalismus noch nicht in vollem Aufstieg begriffen war, ist interessant. Angesichts der Sackgasse, in die der Kapitalismus die Menschheit geführt hat, sind aus seinem Blickwinkel auf die Frage, was eine andere mögliche Welt sein könnte, Elemente einer Antwort zu gewinnen. Der Babouvismus ist weit davon entfernt, überholt zu sein, wie Marx und Engels annahmen; er wird wieder aktuell. Darum kommen wir auf ihn hier auch zu sprechen.

Nach diesem historischen Exkurs können wir auf unser Thema zurückkommen, die Prüfung der bestehenden Beziehung zwischen Kommunismus und materiellen Produktivkräften, also Wissenschaft, Technik, Maschinenwelt, Automation und High-Tech.

Maschinen, um die Arbeitsmühe zu verringern und Überfluss der notwendigen Dinge zu schaffen

In seinem Buch „Conspiration pour l’Egalité dite Babeuf“⁴ erzählt Buonarroti, dass es innerhalb des revolutionären, geheimen Direktoriums der Babouvisten bezüglich der Kunst⁵ und Wissenschaft verschiedene Diskussionen gab. Die Meinung war geteilt. Einige sahen darin eher ein Übel, denn sie befürchteten, dass mit der Verfeinerung der Künste der Geschmack nach Überflüssigem und die Tendenz zur Verweichlichung auf Kosten einfacher Sitten überhand nähmen. Bleiben wir kurz dabei. Es ist eine Tatsache, dass infolge des immer weiter getriebenen technischen Fortschrittes und infolge immer vollkommenerer Maschinen, welche eine überreiche und vielfältige Produktion ermöglichen, wie das heute mit der High-Tech und ihrem Ausstoss von

schönen Künste usw. als nutzlosen, gefährlichen und aristokratischen Luxus abzutun; ein Vorurteil, das sich mit Notwendigkeit aus ihrer völligen Unkenntnis der Geschichte und der politischen Ökonomie ergab.“

⁴ Ph. Buonarroti, „Conspiration pour l’Egalité dite de Babeuf“, 1828, Paris, Editions Sociales, 1957, Band I, Seiten 210-211

⁵ Kunst bedeutet hier Industrie, künstliche Installationen in Hand- und Berufsarbeit.

Konsumgütern zweifelhaften Nutzens der Fall ist (deren Unentbehrlichkeit uns die Werbung jeden Moment einzuhämmern versucht), die Individuen in einem solchen Komfort leben, dass sie schlapp und stumpf werden. Die babeufischen „Gleichen“ misstrauten der allzu grossen Verbreitung materieller Genussmittel; sie erachteten diese als für das Glück einer Gemeinschaft nicht förderlich. Dieselben, fährt Buonarroti fort, befürchteten zudem, dass die Menschen, welche sich den mechanischen Künsten widmeten, aus ihren wirklichen oder angeblichen Kenntnissen einen Vorrang ableiteten und sich von gemeinen Arbeiten befreit fühlten. Auch dieser Einwand ist stichhaltig. Wie viele Intellektuelle der heutigen Welt wären bereit, an Handarbeit teilzunehmen?

Buonarroti erwähnt auch die konträre Meinung: Diese sah in Kunst und Wissenschaft eher etwas Gutes, denn damit könnten die Arbeiten müheloser werden, oder durch die Wissenschaft könnten manchmal Krankheiten geheilt und vermieden werden. Nach längerer Diskussion, berichtet Buonarroti, kam man zum Schluss, man müsse für Kunst und Wissenschaft eintreten, wenn auch damit nicht entschieden sei, dass Kenntnis einer Wissenschaft von gemeiner Arbeit dispensiere.

Keine schlechte Antwort für sogenannte „grobe“ Kommunisten auf Fragen, die keineswegs immer einfach zu lösen sind. Doch betrachten wir ihre Beziehung zu Kunst und Wissenschaft etwas näher.

Artikel 8 ihres Programms ökonomischen Inhalts bezüglich Gemeinarbeit setzt fest, man solle auf den Gebrauch von Maschinen und Verfahren zurückgreifen, welche die Arbeitspein der Menschen verringern. Buonarroti deutet darauf hin, dass man auf die Wissenschaften zähle, die neue Maschinen erfinden und die alten verbessern soll.⁶ Babeuf stimmt damit überein. In einem Brief vom 28. Juli 1795 an seinen Genossen Germain, der möglicherweise all seine Gedanken zusammenfasst, schreibt er: „Wäre ich denn etwa dagegen, dass in meinem Beruf eine Maschine eingesetzt würde, welche den Gebrauch einer Vielzahl von Armen unnötig machte? Nein, denn die Einführung dieser Maschine führte zu nichts Ärgerlichem; für alle zusammen bedeutete dies nur eine Verringerung der Mühsal.“⁷ Babeuf war in seiner Jugend Terrassierer gewesen (mit 14 arbeitete er am Picardie-Kanal) und hatte am eigenen Leib erfahren, was Arbeitsmühe ist, wenn man nur Schaufel und Arme zur Verfügung hat. Er zeigt damit, dass die Einführung von Maschinen im Kommunismus eine Wohltat sein kann, während sie im Kapitalismus nichts als ein Fluch ist, indem diese Maschinen eine Menge Leute um ihr Brot bringen, sodass diese in ihrer Verzweiflung die Maschinen zerstören wollen.⁸

Die Babouvisten wenden also dem technischen Fortschritt nicht den Rücken zu, sie integrieren ihn aber in wohlbestimmten Grenzen, als Erleichterung der

⁶ o.c., Seite 159

⁷ „Ecrits de Babeuf“, präsentiert von Claude Mazauric, Paris, Editions Sociales, 1988, Seite 259

⁸ Damals „hatte die Einführung von Maschinen in Frankreich schon lebhaftere Reaktionen von Seiten der Arbeiter bewirkt: In Rouen wurden im Juli und Oktober 1789 Maschinen zerstört; in Lille widersetzten sich die Arbeiter der Einführung von Wollhechel- und Spinnmaschinen; in Troyes protestierten die Spinnerinnen gegen die Einführung der Jennies. In Paris widersetzten sich die Arbeiter der Einführung der Maschine mit 15-20 Spindeln. Babeuf kannte sicher diese Reaktionen und dachte darüber nach“, schreibt D. Guérin in „La Lutte de classe en France sous la première république“, Paris, Gallimard, 1968, Band II, Seite 383

Arbeitsmühe der Menschen. Das verwirrt offensichtlich den Herausgeber C. Mazauric; er ärgert sich darüber, „weit davon entfernt, den fortschrittlichen Charakter der Industrie zu sehen, sieht Babeuf im technischen Fortschritt nur ein Mittel, die Mühsal der Arbeit zu lindern, und sieht nicht den Schwung der Produktivkräfte. Er teilt also nicht die Hoffnung der sozialistischen Saint-Simonisten, die von einer Welt mit Massen-Produktion träumen“. ⁹ Genau! Nach Mazauric sollte der Kommunismus von Babeuf von nun an, aufgrund der Verkenning der Rolle der grossen Industrie und mit ihr des Massenkonsums, als eine pessimistische Sicht auf die Ökonomie erscheinen; er schliesst denn auch folgerichtig auf „den regressiven Charakter des babouvistischen Projekts“. Immerhin hatte Babeuf, wie in Vorahnung dieser künftigen Fehlurteile auf seine Kosten, geschrieben: „Diese mörderischen Parasiten werden nicht davon abzubringen sein, uns zu kritisieren, wir hätten die Absicht, die Gesellschaft in den Zustand der Barbarei zurückzuführen; sie werden uns als Vandalen ausmalen, als Feinde der Wissenschaft, Kunst und Industrie. Dabei sollten weder Kunst, noch Wissenschaft und Industrie verfallen, weit davon entfernt; sie sollten nur einen Anstoss im Sinne allgemeiner Nützlichkeit erhalten; sie sollten sich in ihrer Art der Anwendung im Sinne des Wachstums der Nutzniessung aller wandeln“. ¹⁰ Nun, was aber „Nutzniessung“ und „Genuss“ bedeuten, darüber besteht zwischen den Babouvisten und Mazauric keine Einhelligkeit. Für jene bedeuten sie (wir zitieren Buonarroti): „Überfluss an notwendigen und angenehmen Gütern“ ¹¹ (was in einem Bedürfnis-System ausgedrückt heisst: „genügend, ganz genügend, aber nur genügend“), während für Mazauric „Genuss“ viel mehr bedeutet (oder der entworfenen Kommunismus würde „asketisch“, die Sicht auf die Ökonomie „pessimistisch“ und das Ganze „regressiv“). Die moderne Konsumgesellschaft (deren die Partei, der Mazauric angehört, der PCF, glühender Anhänger ist), ist diejenige, welche die Saint-Simonisten schon in Aussicht stellten, wenn sie, wie Mazauric bewundernd feststellt, eine Welt der Massenproduktion aufzubauen hoffen“. Dazu braucht es natürlich eine „Grossindustrie“, nicht einige Maschinen, die bloss der Arbeitsmühsal abhelfen sollen, um die notwendigen Güter in Fülle herzustellen. Da liegt der ganze Unterschied begraben!

Die industriellen Armeen von Dézamay

Als der Haupt-Theoretiker des Neo-Babouvismus, Th. Dézamay, seinen „Code de la communauté“ 1842 publizierte, war in Frankreich die alte vorindustrielle Welt mit den Handwerkern, Berufsleuten und fleissigen kleinen Eigentümern noch ganz lebendig. In dieser Gesellschaft, wo der Kapitalismus die Landschaft nicht in alle Richtungen aufgepflügt hatte, bestand für das kommunistische Projekt noch sozusagen freier Raum, wo alles noch zu tun und sehr wenig zu zerstören war.

⁹ C. Mazauric, in „Ecrits de Babeuf“, o.c., Seite 62

¹⁰ Brief an Germain, in „Ecrits de Babeuf“, o.c., Seite 62

¹¹ „Conspiration“, o.c. Seite 159

Gemäss Dézamay sollten „industrielle Armeen“ aufgestellt werden, um überall Gemeinschaften, sogenannte „palais sociaux“, materiell auszustatten. Diese sollten aus 10000 Personen bestehen, hätten also menschliches Mass, und wären landwirtschaftlich und industriell tätig, wodurch der Gegensatz zwischen Stadt und Land aufgehoben würde. Dieses Projekt hatte wahrlich nichts mit dem nachmaligen „sozialistischen Aufbau“ der Stalinisten zu tun, der auf eine Verstärkung des Landes nach dem Vorbild der westlichen Grosstädte hinauslief.

Fourier, welchen Dézamy viel zitiert, war der erste gewesen, der „Phalanstères“¹² errichten wollte, die solche industriellen Arbeiten verrichten sollten. Fourier bedauerte, dass „während Millionen von Jahren, seit die Menschen die Erde bevölkern, diese so nackt, so menschenleer (sie haben seither aufgeholt!) geblieben sei. Er sah die Aushebung einer Million industrieller Athleten aus 50 unitären Republiken vor, deren jede 20000 Menschen stellen sollte. Dézamy greift diese Idee zur Errichtung des Kommunismus auf: „Industrielle Armeen werden“, schreibt er, „überall auf der Welt organisiert werden, um gewaltige Kulturarbeiten zu verrichten: Aufforstungen, Bewässerungen, Kanalisationen, Eisenbahnbauten, Eindämmungen von Flüssen und Gewässern usw.“ Ein immenses Unternehmen also. Doch spielt das keine Rolle, Hauptsache ist, es werde sich in Heiterkeit abspielen, da man es nicht mit Sklaven und Lohnabhängigen zu tun hat, die nur daran denken, der Arbeit auszuweichen“.

„Mit Hilfe der industriellen Armeen werden gigantische Arbeiten zum Spiel, zum Vergnügen“, sagt Dézamy, der sich da von Fourier hinsichtlich der Festlichkeit der Atmosphäre beeinflussen lässt. „Der ganze Feldzug verläuft ebenso sehr in Zerstreuung, wie in anstrengender Arbeit ab; es gibt Zeiten starker Beanspruchung, die aber mit ebenso grossen, rauschenden Festen nach Massgabe des Fortschritts des Werkes abwechseln.“ Nun, diese idyllische Vision der Errichtung der materiellen Grundlagen des Kommunismus, die wie im Traum ablaufen soll, ist bei Dézamy Teil einer Verführungsstrategie: Er möchte für sein kommunistisches Projekt die damalige grosse Masse der Kleinproduzenten gewinnen, er möchte sie glauben machen, es sei alles leicht zu verwirklichen, und verspricht mit seinem Kommunismus weiss was für Wunder, ja eine Vorahnung des Paradieses auf Erden.¹³ Der stalinistische „Sozialismus“ schlug zur Belebung der Perspektive einer „strahlenden Zukunft“ ähnliche Töne an, nur ging es ihm um

¹² Diese „Phalanstères“ hatten wenig mit dem Kommunismus zu tun. Fourier konzipierte sie in Form von Aktiengesellschaften, worin jeder Gesellschafter als Eigentümer am guten marktlichen Florieren der sogenannten Phalanstères interessiert wäre: 4/12 des Profites sollte an das Kapital gehen, 5/12 an die Gesellschafter der Aktiengesellschaft, 3/12 werden zur Belohnung ihrer verschiedenen besonderen Talente vergeben. So würde jedermann pro rata der Beteiligung am Kapital und, gemäss saint-simonistischer Idee, für seine „Werke“ und „Fähigkeiten“ entschädigt. Über eine blosser „sozialistische Utopie“ hinaus hat Fouriers Projekt einen verführerischen Anstrich. So schlägt er vor, in jeder Phalanstère 1620 Gesellschafter (Fourier ist da immer sehr präzise) zu vereinen, welche die verschiedenen leidenschaftlichen Hingezogenheiten repräsentieren, welche das menschliche Geschlecht ausmachen: in der Folge Kitzel genug, für eine Vielzahl von „anti-konformistischen“ Intellektuellen und Künstlern vom Typ „Surrealisten“ und „Situationisten“ . . .

¹³ „Bei solchen Ergebnissen, so fühlbaren, wunderbaren und erfreulichen, ist es da nicht vorstellbar, dass sich viele Menschen, viele Arbeiter, Kleinkrämer, Kleinbauern und sogar kleine Unternehmen finden, die nicht mehr einfach „Utopie!“ rufen und an der Verwirklichung zweifeln? Wird sich diese Masse nicht eher ganz auflösen lassen, als auf dieses irdische Paradies einhellig verzichten, an dem sie einen Moment lang hätte teilhaben können? . . .“ „Code de la communauté“, o.c., Seiten 291-292

den Aufbau der materiellen Grundlagen des Kapitalismus in Russland mittels des Staates.

Doch trotz seiner idyllischen Vision des Übergangs zum Kommunismus, der an ein utopisches Delirium grenzt, berührt Dézamy einen wichtigen Punkt: den Elan für die „Sache der Gemeinschaft“ als Schritt zum Kommunismus. Gerade weil die Verwirklichung des Kommunismus, anders als er glaubt, viel Anstrengung und Selbstverleugnung verlangt, ist diese Verpflichtung zur Gemeinschaft so notwendig. Denn man darf sich nicht vorstellen, dass wegen des hohen Grades der Entwicklung der Produktivkräfte der Übergang zum Kommunismus leicht, quasi ein Geschenk der unter der Ägide des Kapitalismus geschehenen Entwicklung, sein wird. Es muss nämlich die vom Kapitalismus geschaffene materielle Welt umgekrempelt werden, um Platz für den kommunistischen Weg zu machen, was nicht weniger Anstrengungen erfordert als in früheren Epochen aufgewandt werden musste.

Dézamy bleibt zwar dem babouvistischen Verständnis der Maschinen als bloss zur Minderung der Arbeitspein bestimmter treu („der Geist der Gemeinschaft wird dauernd versuchen, die Maschinen zu verbessern und neue zu erfinden, um die Mühsal der Arbeit zu verringern, sie weniger hart, gesünder und reizvoller zu machen“¹⁴), kann sich aber dem Eindruck des aufstrebenden Industriekapitalismus nicht entziehen: „Wer die grossen Fabriken gesehen hat, kann beurteilen, zu was für Wunderwerken der Mensch fähig ist. Wie wird das erst, wenn er sich wirklich nützlichen Dingen zuwenden wird?“¹⁵ Selbst wenn der Kapitalismus nicht deutlich als Motor dieses Fortschritts wahrgenommen wird (er wird dem „menschlichen Genie“ zugeschrieben), so findet man hier doch schon etwas wie einen Glauben an die unendlichen Wohltaten der Entwicklung der Produktivkräfte, der Marx ankündigt.

Marx – Verteidiger der industriellen Bourgeoisie

Ein primitiver Kommunismus mag existiert haben, wo der Mensch sich damit zufrieden gab, zu nehmen, was ihm die Natur gratis gab, nur war er dabei überhaupt nicht sicher, auf seine Rechnung zu kommen, denn die Natur ist nicht überall, in allen klimatischen Zonen, grosszügig. Selbst wenn der Mensch sich daran macht, die Natur fruchtbar zu machen, so genügt eine schlechte Ernte infolge schlechten Wetters, um eine Unterproduktionskrise mit nachfolgender Nahrungsknappheit, ja Hungersnot in Stadt und Land, hervorzurufen. Frau Natur ist wirklich recht launisch und in mageren Jahren leben nur die Reichen gut. Das ist nicht infolge zu vieler Menschen so (zumindest, als der anglikanische Pfarrer Malthus dies verkündete, gab es nicht zu viele Menschen auf der Erde), sondern infolge unterentwickelter Produktivkräfte. Daran ändert auch der Kommunismus nicht viel. Man könnte den Reichen ihren Reichtum wegnehmen, um ihn den

¹⁴ o.c. S. 265

¹⁵ o.c., S. 75

Armen zu geben, und schüfe damit die perfekte Gleichheit; das bedeutete aber nicht, dass alle genug hätten. Der Kommunismus wäre so nur ein vergesellschaftetes Elend.

Das bringt Marx in Anschlag. Die Entwicklung der Produktivkräfte ist „eine absolut notwendige Voraussetzung, weil ohne sie nur der Mangel verallgemeinert, also mit der Notdurft auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze Scheisse sich herstellen müsste (. . .)“¹⁶ Die Babouvisten dachten nicht anders. Zur Bereitstellung der notwendigen Güter forderten sie die Vervollkommnung der Maschinen und die Erfindung von neuen, und Dézamy sah die Aufstellung von „industriellen Armeen“ vor. Diese sollten nicht aus kommunistischen Tölpeln bestehen, die bloss vom „Gemeinwohl“ besessen wären, sondern es sollte um die tatkräftige Bereitstellung der materiellen Bedingungen für den Kommunismus gehen. Doch dann hört die Übereinstimmung zwischen den Babouvisten und Marx auf. Für diesen bedarf der „Kommunismus einer gewaltigen Steigerung der Produktivkräfte, eines hohen Grades ihrer Entwicklung“¹⁷, anders gesagt, einer Grossindustrie, was Buonarroti in seiner Schrift von 1828 zurückweist; Buonarroti fand in der Idee der umfassenden Industrialisierung nur einen Auswuchs der gefährlichen englischen Lehre der economists¹⁸; Marx dagegen wird diese im „Kommunistischen Manifest“ von 1848 wärmstens gutheissen; es beginnt ja bekanntlich mit einer eigentlichen Ehrenrettung der Industrie-Bourgeoisie.

Diese hat „in ihrer kaum hundertjährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiffbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden gestampfte Bevölkerungen – welches frühere Jahrhundert ahnte, dass solche Produktionskräfte im Schoss der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten.“¹⁹ Was im Grossen und Ganzen Dézamy mit seinen „industriellen Armeen“ verwirklichen wollte, war hier, nach Marx, die Bourgeoisie daran, zu unternehmen. Mit bemerkenswertem Unterschied: Unter den Babouvisten wäre eine solche Entwicklung kontinuierlich und recht friedlich abgelaufen; mit der Bourgeoisie aber ging sie gewaltsam und unbarmherzig vonstatten, worüber Marx im „Manifest“ kein Wort verliert: Enteignung der vom Boden vertriebenen Bauern, Arbeiter und Handwerker, die von Maschinen ersetzt, auf die Strasse gestellt und dem Elend preisgegeben wurden; Zerstörung des alten Berufs-Wissens der Handwerker, an Stelle derer man Arbeiter setzt, die dazu verurteilt sind, immer wieder dieselben kleinen Funktionen auszuführen; eine Armengesetzgebung, welche die traditionelle Unterstützung der Bedürftigen tilgte und diese zwang, unter

¹⁶ „Die Deutsche Ideologie“, 1845, Dietz, Berlin, 1969, S. 34-35

¹⁷ o.c., Seite 35

¹⁸ Buonarroti wendet sich direkt gegen „die gefährliche englische Lehre der economists“, gegen die „zahlreichen Schriftsteller, welche die Prosperität der Nationen in der Vielfalt ihrer Bedürfnisse, in der immer wachsenden Verschiedenheit ihrer materiellen Genüsse, in einer gewaltigen Industrie, in einem grenzenlosen Handel, im schnellen Verkehr der Metalle und letztlich in einer Unruhe und gierigen Unersättlichkeit der Mitbürger sehen“. („Conspiration“, o.c., Seite 26). Diese Beschreibung trifft auf den heutigen Kapitalismus vollumfänglich zu!

¹⁹ „Manifest der kommunistischen Partei“, MEW 4, S. 467

Androhung des Arbeitshauses in die Fabriken zu gehen. Das bedeutete Einschliessung, keine Ruhetage mehr, welche der alte religiöse Kalender noch vorsah, masslose Verlängerung des Arbeitstages, Einbezug von Kindern im zarten Alter in die Fabrikarbeit. Das war die Kehrseite der Medaille.

Doch was bedeutet schon dieser antagonistische Charakter des Fortschritts, der auf seinem Altar eine Masse von Menschen opfert; „erst wenn eine grosse Gesellschaftsrevolution die Errungenschaften der bürgerlichen Epoche beherrscht – den Weltmarkt und die modernen Produktivkräfte – und sie der gemeinschaftlichen Kontrolle der am meisten fortgeschrittenen Völker unterwerfen wird, erst dann wird der menschliche Fortschritt aufhören diesem schrecklichen heidnischen Gott zu gleichen, der den Nektar nur aus den Schädeln der getöteten Feinde trinken wollte“, schreibt Marx (Artikel im „New-York Daily Tribune“ vom 8. August 1853; eigene Übersetzung). Im Moment geht es hauptsächlich darum, zu begreifen, dass „die bürgerliche geschichtliche Ära die materielle Grundlage einer andern Welt schaffen muss“ (idem, o.c.). Und diese Überzeugung geht bei Marx sehr weit, denn sie lässt ihn sogar die Kolonialeroberungen rechtfertigen, wie etwa diejenigen des britischen Imperialismus, dem er eine grosse fortschrittliche Rolle attestiert: „England hat in Indien eine doppelte Mission: eine zerstörerische und eine aufbauende. Die Vernichtung der alten asiatischen Gesellschaft und die materielle Grundlegung der westlichen Gesellschaft in Asien“ (idem, o.c.). „Sicher, was das Eindringen der Dampfmaschine und des Freihandels in dieser Zone der Welt anbelangt“, so anerkennt er, „mag es für das menschliche Gefühl peinlich sein zu sehen, wie diese zahllosen und friedlichen, arbeitsamen und patriarchalischen sozialen Gemeinschaften auseinanderfallen und im Meer des Leidens ertrinken“, er fügt aber sofort bei, „dass man nicht vergessen darf, dass diese idyllischen ländlichen Gemeinschaften, sowenig angriffig sie scheinen, seit jeher die feste Grundlage des orientalischen Despotismus gebildet haben. Zudem haben sie den menschlichen Geist in den engsten denkbaren Horizont eingeengt, indem sie ihn zu einem dem Aberglauben unterworfenen Werkzeug, zu einem Sklaven der traditionellen Gewohnheiten machten und ihn jeder geschichtlichen Energie beraubten“ (idem, o.c.). Gut erwogen ist der Despotismus des Kapitalismus also vorzuziehen, denn er trägt in sich den „Fortschritt“. Eigenartigerweise wird Marx am Ende seines Lebens diese Haltung etwas verändern, indem er anerkennt, dass die alte russische Obschtschina mit ihrem Gemeineigentum am Boden Ausgangspunkt für eine gesellschaftliche Entwicklung werden könnte, welche die Möglichkeit zum Überspringen der kapitalistischen Etappe böte (was natürlich ihre Verknüpfung mit einer gleichzeitigen sozialistischen Revolution in den industriell fortgeschrittenen Länder erforderte), womit er an die alte babouvistische Option eines Kommunismus anknüpfte, der nicht durch den Kapitalismus hindurchmüsste; ein historischer Durchgang, der für die Lehre von Marx zum Korsett wurde.²⁰

²⁰ In seinem Vorwort von 1867 zu „Das Kapital“ (Dietz, Berlin 1980: S. 12) hatte er noch geschrieben: „das industriell entwickeltere Land zeigt dem minder entwickelten nur das Bild der eigenen Zukunft.“

Der Kommunismus verstanden als „volle Entwicklung der Produktivkräfte“

Doch hat die grosse Verteidigung der industriellen Bourgeoisie von Marx ihre Grenzen. Er erweist ihr seine Ehre, nimmt danach aber Distanz; er unterstreicht, dass „wenn die alten feudalen Produktionsbeziehungen dem freien Handel, der kapitalistische Ausbeutung des Bodens aufgrund des Gemein- und Kircheneigentums, der Freiheit der Arbeit wegen der Herrschaft der Zünfte viele Hindernisse – und damit auch der Entwicklung der Produktivkräfte - in den Weg stellte, Hindernisse, welche die Bourgeoisie brechen musste, es nun die bürgerlichen Produktionsverhältnisse sind, welche dem Aufschwung der Produktivkräfte hinderlich sind, so dass seit Jahren die Geschichte der Industrie und des Handels nur noch die Geschichte der Revolte der modernen Produktivkräfte gegen die modernen Produktionsverhältnisse, die Eigentumsverhältnisse sind, welche die Existenz der Bourgeoisie bedingen“ („Kommunistisches Manifest“). Dieser Widerspruch zeigt sich durch „Handelskrisen“: Der Markt überquillt von Waren, die er nicht mehr absorbieren kann; es folgt daraus eine „Epidemie der Überproduktion“, da es „zuviel Zivilisation, zu viele Subsistenzmittel, zuviel Industrie gibt“, eine Erscheinung, die früher undenkbar gewesen wäre, die aber die Tatsache verdeutlicht, dass die Produktivkräfte, welche die Bourgeoisie zum Aufblühen gebracht hat, nun für die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse übermächtig geworden sind. Gewiss, der Bourgeoisie ist es bis anhin gelungen, die Krisen seiner Produktionsweise zu überwinden, wobei sie nicht nur bestehende Produkte, sondern sogar schon geschaffene Produktionsmittel zerstört und gleichzeitig neue Märkte erobert. Wohin aber führt das? „Zu noch heftigeren Krisen“. Also kann die Herrschaft der Bourgeoisie nicht mehr sehr lange dauern, da sie unfähig ist, die Produktivkräfte zu entwickeln. Was wird nun die „Rolle des Proletariates, als herrschende Klasse organisiert, sein?“ So schnell wie möglich die Masse der Produktivkräfte anwachsen zu lassen. Kurz, der Kapitalismus scheint in dieser Analyse letztlich als ein beschränktes Produktionssystem; der Kommunismus dagegen sollte allein imstande sein, zur vollen Entwicklung der Produktivkräfte zu gelangen, um in Marx' Worten zu sprechen.

Wir haben hier die ganze Theorie der Entwicklung der Produktivkräfte, vom Kapitalismus bis zum Kommunismus, vor uns. Sicher, das „Manifest“ von 1848 hat sich in der Annahme getäuscht, die Bourgeoisie jener Epoche wäre unfähig, die Produktivkräfte weiter zu entwickeln. Das geben Marx und Engels im Vorwort zum „Manifest“ von 1872 auch zu: „Man darf den am Ende von Teil II vorgeschlagenen revolutionären Massnahmen nicht zuviel Bedeutung zumessen, angesichts des gewaltigen Fortschrittes der Grossindustrie im Laufe der vergangenen 20 Jahre“. ²¹ Doch diese Richtigstellung ändert nichts an der Theorie.

²¹ Die vorgesehenen Massnahmen waren unter andern: „die Vermehrung von nationalen Manufakturen und von Werkzeugfabriken“, „die obligatorische Arbeit für alle“, „die Organisation von Industriellenarmeen insbesondere für die Landwirtschaft“, die „Kombination von landwirtschaftlicher und Industriearbeit, eine Massnahme, welche Schritt für Schritt das Gefälle zwischen Stadt und Land zum Verschwinden bringen sollte“. Das waren offenbar

Welchen Stand auch immer die Produktivkräfte erreicht hätten: Das bürgerliche Regime einmal hinfällig geworden wäre es die Aufgabe, sie noch weiter zu entwickeln. Aber bis zu welcher Höhe?

Sicher sehr hoch, denn Marx deutet an einer sehr instruktiven Stelle in den „Grundrissen“ (Entwurf von „Das Kapital“) darauf hin, dass die Entwicklung der Produktivkräfte bis zur Quasi-Automation des Produktivprozesses gehen sollte, womit die Arbeit der Gesellschaft auf ein Minimum reduziert würde.²²

Engels seinerseits beschreibt eine solche Entwicklung folgendermassen: „Die Expansionskraft der Produktionsmittel sprengt die Bande, die ihr die kapitalistische Produktionsweise anlegt. Ihre Befreiung aus diesen Banden ist die einzige Vorbedingung einer *ununterbrochenen, stets rascher fortschreitenden Entwicklung der Produktivkräfte* und damit einer schrankenlosen Steigerung der Produktion selbst“.²³ In der Folge wird nahezu die gesamte marxistische Strömung sich in diesem produktivistischen Entwicklungsglauben einig finden. So der Reformist Bebel: „Mit der Anwendung im Grossen der Kraft der Motoren, Maschinen und vervollkommenen Werkzeuge, mit der Neuverteilung der Arbeit bis in die Einzelheiten hinein und der geschickten Kombination der Produktivkräfte wird die Produktivität einen solchen Grad erreichen, dass man für die Produktion der existenznotwendigen Mittel die Arbeitsstunden wird beträchtlich reduzieren können“.²⁴ Oder der Orthodoxe Kautsky: „Die kapitalistische Gesellschaft beginnt in ihrem eigenen Überfluss zu ersticken. Sie wird immer unfähiger, ihre volle Entwicklung mit den Produktivkräften zu sichern, welche sie selbst geschaffen hat.“²⁵ Ebenso schreibt der rätekommunistische Pannekoek: „Mit der Anwendung allen technischen Fortschrittes wird die Produktion so anwachsen, dass der Überfluss für alle mit dem Verschwinden jeder mühseligen Arbeit einhergehen wird.“²⁶

Die Diener aus Eisen und Stahl des Anarchisten Kropotkin

Diese Tour d’horizon möchten wir nicht beenden, ohne zu sehen, was auf anarchistischer Seite, zumindest von einigen Anarchisten, darüber gedacht worden ist. Betrachten wir P. Kropotkin, einen der bedeutendsten Theoretiker des Anarchismus.

In seinem Buch „Die Eroberung des Brotes“, lange Zeit die Bibel der Anarchisten, sollte ein Kommunismus auf der Grundlage eines hohen Standes der Entwicklung der Produktivkräfte entstehen. Daher stammt auch seine fast grenzenlose Bewunderung des amerikanischen Industrialismus. Sie kommt in etwa der Apologie der industriellen Bourgeoisie durch Marx 40 Jahre zuvor gleich. „Auf

Massnahmen, die sich mit denjenigen, welche der Neo-Babouvist Dézamy vorgeschlagen hatte, kreuzten; die Frage stellt sich, ob seine Ideen nicht inspirierend gewirkt hatten.

²² „Grundrisse der Kritik der Politischen Ökonomie“, Dietz, Berlin, 1974, S. 593

²³ F. Engels, „Anti-Dühring“, (1878), Dietz, Berlin, 1970, S. 263

²⁴ „Frau und Sozialismus“, 1891; Rückübersetzung aus dem Französischen

²⁵ „Das sozialistische Programm“, 1892; Rückübersetzung aus dem Französischen

²⁶ „Die Arbeiterräte“, 1946; Rückübersetzung aus dem Französischen

dem jungfräulichen Boden von Amerika“, begeistert sich Kropotkin, „produzieren hundert von mächtigen Maschinen unterstützte Menschen in einigen Monaten das notwendige Getreide für den Lebensunterhalt von 10000 Personen (...) Das Klima ist kein Hindernis mehr. Wenn die Sonne fehlt, ersetzt der Mensch sie durch künstliche Wärme und absehbar wird er das auch mit dem Licht machen, um die Vegetation zu aktivieren (. . .) Die in der Industrie vollbrachten Wunder sind noch erstaunlicher. Mit diesen intelligenten Wesen, den Maschinen, Frucht von drei oder vier Generationen von Erfindern, fabrizieren hundert Menschen das, womit sich 10000 Menschen während zwei Jahren kleiden, kurz, überall werden Maschinen eingesetzt, sogar die Frisöre haben schon Maschinen, um die glatthaarigen und gewellten Haare zu kämmen.“²⁷

So sollte denn alles möglich werden: „Die Menschheit könnte sich mit Dienern aus Eisen und Stahl ein Dasein in Luxus und Reichtum gewähren.“²⁸

Also auch auf Seiten der Anarchisten: derselbe Glaube an die unendlichen Wohltaten der Maschinen, der Wissenschaft, der Technik, der vollständigen Herrschaft über die Natur. Der Gegensatz zwischen Kropotkin und den Marxisten besteht darin, dass für Kropotkin nicht die Kapitalisten und die industrielle Bourgeoisie die Triebkraft dieser Entwicklung der Produktivkräfte sind, sondern der Entdeckungsgeist der Menschen, ihr schöpferisches Genie und die Frucht ihrer Anstrengung. Kropotkin betrachtet den Kapitalismus als Parasiten dieser industriellen Entwicklung, wovon nur eine kleine Minderheit auf Kosten der grossen Zahl profitiert. Der Kapitalismus hätte also mit dieser Entwicklung selbst gar nichts zu tun. Somit kann Kropotkin alles ohne Einschränkung befürworten, was mit dem Fortschritt zusammenhängt, womit sich die Verbindung mit dem bürgerlichen, materialistisch-utilitaristischen Rationalismus des 18. Jahrhunderts bestätigt, die für einen Grossteil der anarchistischen Bewegung nachweisbar ist.

Zusammenfassung

Der Kommunismus als handelnde Bewegung und nicht als blosser utopischer Vision ist in Frankreich mit dem Babouvismus zu einer Zeit entstanden, wo die aus dem Feudalismus stammende Welt daran war, zu verschwinden, und der Industriekapitalismus erst am Anfang seiner Entwicklung stand; es war also noch nichts entschieden. In dieser Phase erscheint der Kommunismus als neuer und möglicher Weg. Die babouvistische Zielgebung besteht darin, eine Entwicklung auf Grundlage der vernünftigen Nutzung der Maschinen zu fördern, womit die Arbeit des Menschen erleichtert werden sollte und die notwendigen Bedürfnisse ihres Lebens befriedigt werden könnten. Folglich wird diese gemässigte Fassung von Entwicklung keine Ursache für Unglück und Qualen für die arbeitenden Klassen sein, wenn auch Proben einiger Hartnäckigkeit für die Schaffung der materiellen Grundlagen für diesen Kommunismus gegeben werden müssten, und sich diese

²⁷ o.c. Rückübersetzung aus dem Französischen

²⁸ o.c. Rückübersetzung aus dem Französischen

Anstrengungen nicht als „Spiel und Vergnügen“ erweisen würden, wie Dézamy gemeint hatte. Ein solches Projekt würde nicht auf eine Grossindustrie abzielen und würde nicht in Brutalität und Gewaltakten ausarten, wie das schon in den Anfängen des industriellen Kapitalismus geschehen war. Wenn diesem Kommunismus auch eine gewisse Sympathie von Seiten der verschiedenen gesellschaftlichen Klassen entgegengebracht wurde, die damals noch nicht „kapitalisiert“ waren, so blieben diese doch insgesamt diesem Aufruf gegenüber taub. Die Masse der kleinen Produzenten blieb ihrem Eigentum verbunden und unter den Arbeitern wählte nur eine kleine Minderheit handwerklicher Herkunft den Kommunismus; der Rest der Arbeiterklasse beschränkte sich auf unmittelbare Forderungen („Recht auf Arbeit“ usw.). Da hatte der Kapitalismus also freie Hand, um seine industrialistische Lösung bedingungslos aufzuzwingen und die Gesellschaft nach seinem Willen zu modellieren. Der Marxismus tritt in der Folge mit anderer Zielsetzung auf: Statt sich der Entwicklung des Kapitalismus entgegenzusetzen, fordert er, dem kapitalistischen Modernisierungswerk der Industrialisierung trotz seiner Zumutungen Beifall zu spenden, im Wissen, dass damit die materiellen Bedingungen für eine neue Welt geschaffen würden: den Kommunismus. Dieser brächte die Befreiung aller. Und sollte diese von der Bourgeoisie unternommene Industrialisierung nicht genügen, so würde das Proletariat, hätte es nur einmal die Macht übernommen, die Aufgabe übernehmen, die Produktivkräfte auf ein viel höheres Niveau hinaufzubringen, was der Menschheit erlauben würde, im überschäumenden Reichtum zu leben und sogar nicht mehr arbeiten zu müssen. Tatsächlich war es dann der Kapitalismus, welcher diese angestrebte Entwicklung verwirklichte. Wir müssen daher prüfen, ob das marxistische Programm des Kommunismus auf der Grundlage dieses Typs von Entwicklung immer noch Gültigkeit beanspruchen darf oder ob es nicht eher ein falscher Weg war, der in einer Sackgasse enden musste.

Kapitel 2

Die Entwicklung des Kapitalismus und das marxistische Programm des Kommunismus

Kapitalismus und Entwicklung der Produktivkräfte

Vor der kapitalistischen Ära bestand einfache Warenproduktion, worin der Bauer beispielsweise einen Teil seines Getreides verkaufte und mit dem Erlös Kleider kaufte. Ziel dieser Wirtschaft war die Bedürfnisbefriedigung; man verkaufte einen Gebrauchswert, um einen andern zu erwerben. Der ökonomische Kreislauf, den diese Produktionsweise beschrieb, war Ware – Geld – Ware ($W - G - W$). Er beruhte auf dem Kleineigentum individueller Kleinproduzenten: Handwerker, Bauern. Diese Produktionsweise herrschte noch im 19. Jahrhundert vor und blieb das Ideal der proudhonistischen „Sozialisten“ mit den von den Arbeitern selbstverwalteten kleinen, selbständigen Unternehmen.

Was man heute Marktwirtschaft nennt, ist eine ganz andere Sache. Während zuvor das Geld nur ein Tauschmittel war, wurde es nun zum Zweck der Wirtschaft. Der Kreislauf ist vollständig verkehrt: statt $W - G - W$ hat man nun $G - W - G'$. Man beginnt mit dem Geld und endet beim Geld, wobei dieses um eine gewisse Summe grösser geworden ist. Zweck der Produktion ist daher nicht der Gebrauchswert, sondern der Tauschwert. Man kauft, um zu verkaufen und um dabei Profit zu machen. Die Kapitalisten verfügen über die Produktionsmittel, kaufen Arbeitskraft, deren Besonderheit darin besteht, eine Ware zu sein, deren Gebrauch mehr Wert schafft, als für ihren Unterhalt (= Lohn) aufzubringen ist, woraus der Mehrwert entspringt; die Ausbeutung der Arbeitskraft erlaubt also, einen Mehrwert zu erzeugen; das ist nicht bezahlte Arbeit, die sich in Geld realisiert, sobald die Ware verkauft worden ist; dieser Mehrwert verwandelt sich nun in Profit. Dieses erworbene Geld bleibt in der Tasche des Kapitalisten nicht bewegungslos liegen, wird also, wenigstens zur Hauptsache, nicht unproduktiv verjubelt. Anders als die Feudalherren und Sklavenhalter tendiert der Kapitalist nicht nach Genuss, sondern nach steter Bereicherung. Vom Köder des Erwerbs beherrscht, investiert er seinen Profit von Neuem in der Produktion und vollzieht die vorangehende Bewegung erneut, wodurch er mit grösserem Kapital mehr Profit macht. Das ist die Akkumulation des Kapitals. Ginge es nicht um diese und käme

der Kapitalist tatsächlich auf die Idee, seinen Profit verschwenderisch mit Mädchen und Champagner durchzubringen, so hörte er bald auf, Kapitalist zu sein. Seine Konkurrenten hätten unterdessen ihren Profit produktiv angelegt, z. B. in produktiverer Industrie, in neuer Technologie mit leistungsfähigeren Methoden, und machten unserem verschwenderischen Kapitalisten bald den Platz streitig. Dieser fände sich ruiniert und verdrängt. Seine Rivalen hätten ihn im Wettbewerb ausgestochen.²⁹

Hier fühlen wir hautnah die enge Verbindung zwischen dem Kapitalismus und der Entwicklung der Produktivkräfte. Die Kapitalisten sind wegen des Drucks der Konkurrenten, welche neue Marktanteile erobern möchten, um den Profit zu erhöhen, gezwungen, die Produktionskosten ihrer Waren zu verringern, was die Modernisierung der Produktionsmittel, technische Innovation, die Erfindung leistungsfähigerer Maschinen nach sich zieht. Daraus folgt, dass der Kapitalismus sich akkumulierendes Kapital und gleichzeitig eine Industriegesellschaft ist, die konstant, ohne Unterbruch, wächst und sich erneuert. „Als Fanatiker der Verwertung des Wertes zwingt er [der Kapitalist] rücksichtslos die Menschheit zur Produktion um der Produktion willen, daher zu einer Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte (. . .).“³⁰

Betrachten wir näher, was diese Entwicklung im Verlaufe der vergangenen 200 Jahre bedeutete.

Die Entwicklung der Produktivkräfte 1888 – 1914

Der industrielle Kapitalismus startet in England gegen 1760, in Frankreich, in Belgien, in den USA 1820 – 1830, nach 1850 in Deutschland und in geringerem Masse in Italien, Spanien, um 1880 in Russland.

Anfänglich sind die Maschinen Verbesserungen und immer komplexere Verbesserungen. Nach P. Bairoch³¹ verwandeln sich 1820 – 1830 in England die Fabrikationswerkstätten von Maschinen in selbständige Produktionseinheiten. Sie funktionieren gänzlich auf Basis von Dampfmaschinen. Diese finden ihren ersten Einsatz Ende des 18. Jahrhunderts in der Textilindustrie mit der Mechanisierung der Spinnerei. 1851 erfindet der Amerikaner Singer die Nähmaschine, deren Weltproduktion um 1912 auf mehrere Dutzend Millionen angestiegen ist. Die Dampflokomotive ist 1804 voll entwickelt und der Engländer Stephenson gibt den Start zu ihrer industriellen Produktion. 1850 rollen 50 000 Lokomotiven auf den Schienen, 1913 sind es 200 000. Die ersten Eisenbahnlinien werden in Betrieb genommen: 1825 in England, 1830 in den USA, 1832 in Frankreich, 1835 in Belgien und Deutschland, 1839 in Italien, 1848 in Spanien. Das Dampfschiff erreicht 1807 mit Fulton Produktionsreife. Ab 1840 tritt es mit den Segelschiffen in

²⁹ Damit erweisen sich die reformistischen Vorschläge sofort als lächerlich, welche in Verkennung des Wesens des Kapitalismus die Profite anders verteilen möchten.

³⁰ Marx, „Das Kapital“, o.c., S. 618

³¹ Die nachstehenden Darstellungen folgen P. Bairoch, „Victoires et déboires. Histoire économique et sociale du 16ème siècle à nos jours“, drei Bände, Paris, Gallimard, 1997

Konkurrenz (3000 solcher Schiffe) und ersetzt diese mit Erreichung grösserer Geschwindigkeit (43 km/h im Jahre 1913). In der Metallurgie nimmt mit dem Bessemer-Kessel um 1856 und dem Martin-Ofen um 1866 die Stahlproduktion auf Kosten von Eisen massiv zu.

Im landwirtschaftlichen Sektor werden in den USA Maschinen im grossen Massstab eingesetzt. Von 1840 an benutzt man Dampf-Dreschmaschinen. Die ersten dampfbetriebenen Traktoren datieren aus eben derselben Zeit und 1910 gibt es ungefähr 110 000 davon. Mit der Erfindung des Explosionsmotors werfen sich die USA auf die Produktion von entsprechenden Traktoren: 10000 pro Jahr. In den westlichen Ländern hat es 1914 ungefähr 200 000 solcher Traktoren, 85.4 Millionen im Jahr 1950. Die erste Mähmaschine wurde von einem amerikanischen Bauernsohn erfunden, McCormick; das Patent datiert von 1834. 1849 gibt es in Chicago eine Maschinenfabrik, die 1880 jährlich 4000 Mähmaschinen herstellt. 1920 ist in den USA der Mähdrescher da. 1880 war der Verbrauch an Stickstoff, Phosphat und Kalium in den westlichen Ländern bei 300 000 Tonnen, 1900 bei 1.3 Millionen Tonnen, 1913 bei 3.7 Millionen.

Kommunikationswege: Anfangs des 19. Jahrhunderts erfand der Schotte Mc Adam den Schotter für die Strasse als Verschleisschicht. 1830 hat England ein Kanalnetz von 3000 Kilometern Länge. In Frankreich erweitert sich dieses von 1851 bis 1857 von 1200 auf 4500 Kilometer. Das Eisenbahnnetz erlebt eine rasche Ausdehnung. Die erste offene Linie in England war 32 Kilometer lang; 1870 bestehen in Europa (ohne Russland) 90 000 Kilometer Eisenbahnlinien, 234 000 um 1900. Das erfordert den Bau von Brücken und Tunnels, was ohne Anwendung neuer Werkstoffe wie des Dynamits und neuer Maschinen wie des Maschinenhammers nicht möglich wäre.

Was die Informationsübertragung anbelangt, so wird der Telegraph 1839 zum ersten Mal benutzt; zwischen 1845 und 1870 werden zwischen den Kontinenten Elektrokabel verlegt. Das Telephon wird definitiv 1866 erfunden und verbreitet sich von 1885 an. Das führt uns zum Siegeszug der Elektrizität. 1895 richtet Edison eine erste hydraulische Anlage am Niagara-Fall ein. 1913 ist die Produktion von Elektrizität genügend, um in jedem Haushalt eine Lampe von 40 Watt während 8 Stunden am Tag brennen zu lassen. Auf jeden Fall bleibt die Gaslampe im 19. Jahrhundert die erste öffentliche und private Lichtquelle.

Betrachten wir nun die andere Seite der Produktivkraft, die menschliche. Sie bleibt trotz wachsender Anwendung von Maschinen im Verlauf des ganzen 19. Jahrhunderts die hauptsächliche Produktivkraft.

Der primäre Sektor der Landwirtschaft stellt 1800 74% der aktiven Bevölkerung und 1913 noch 40%, worunter, in den USA, in Italien und Spanien, viele Landarbeiter.

Der sekundäre Sektor der Industrie steigt von 16% um 1800 (Lohnarbeiter und Handwerker) auf 32% im Jahr 1913. Der tertiäre Sektor umfasst um 1800 11% der aktiven Bevölkerung, v. a. Dienstpersonal. 1913 zählt er 28% und wächst ab 1880 mit zunehmendem Gross- und Kleinhandel, mit der Einführung der obligatorischen Primarschulbildung und mit den wichtiger werdenden öffentlichen Diensten von Gemeinden, Staat und Transportwesen.

Einige Hinweise bezüglich der Bildung der Arbeitskraft: Mit der Anwendung der Wissenschaften und Techniken für die Produktion ist einesteils eine qualifizierte Arbeitskraft zur Entwicklung, Produktion und Anwendung der Maschinen gefragt, andernteils folgt daraus eine Entqualifizierung, denn die Maschinen vereinfachen die Gesten der Arbeiter bis zum Äussersten. Im Bereich der technischen Ausbildung leistet Deutschland mit seiner Lehrlingsausbildung Pionierarbeit, wodurch die Kinder der Arbeiter während dreier Jahre eine Berufsausbildung erhalten. Das Bedürfnis nach höherer Fachausbildung wird zunehmend spürbar. Europa zählt 1908 ein Dutzend polytechnischer Schulen, während in den USA 1861 in Boston schon die berühmte MIT bestand. In Europa steigt die Zahl der Studierenden von 15 000 um 1850 auf 335 000 um 1913. Doch bleiben die Universitäten einer aristokratischen und bürgerlichen Elite vorbehalten. Noch 1939 war der prozentuelle Anteil der Jungen, welche eine Mittelschule mit Abitur besuchten, bei 12 – 15% und die Universitätsbildung konnten sich 1.5% leisten. Die eigentliche Demokratisierung findet auf der Ebene der Primarschulen statt. Zwischen 1880 und 1914 wird sie in den fortgeschrittenen Ländern obligatorisch, in Italien, Spanien und Portugal bleibt der Schulbesuch mit 43%, bzw. 36% und 20% aber schwach.

Betrachten wir nun alle Produktivkräfte in Aktion, sowohl die materiellen, als auch die menschlichen. Ihre Kombination steigert den Grad der Effizienz der Produktion oder, anders gesagt, den Grad der Produktivität der Anwendung der Maschinen durch die Menschen.

In der Landwirtschaft steigt die Produktivität zwischen 1800 und 1913 durchschnittlich um 0.8% im Jahr an. Das mag schwach erscheinen, stellt aber einen Sprung nach vorn dar, vergleicht man diese Rate mit vorangehenden Jahrhunderten, wo diese Rate bei 0.1 – 0.2% lag. Die Produktivität stieg folglich zwischen 1800 und 1913 um das 7 – 8-fache. Beispiele bezüglich der pro Hektare geernteten Zentner Getreide belegen das. Um 1800 sind das 10 Zentner, 1910 18.5, in England zwischen 13.6 – 21.4, in Frankreich zwischen 8.5 – 13.2, doch nur 5.4 bis 9.4 in Spanien, 7.3 – 9.6 Zentner in Italien. Eine andere Vergleichsbasis: Während eine in der Landwirtschaft tätige Person um 1800 6.5 Millionen Kalorien erzeugte, waren das 1870 15.1 und 1913 30.6 Millionen Kalorien.

In der Industrie ist der Anstieg der Produktivität doppelt so hoch wie in der Landwirtschaft: 1.9% pro Jahr zwischen 1830 und 1910. Hier setzt sich die industrielle Epoche von den vorangehenden noch deutlicher ab. Nach Bairoch war der Produktivitätszuwachs dort im Mittel wahrscheinlich bei 0.3%. Die Produktivität steigerte sich um das 7-fache. Ein Beispiel: Vor der industriellen Revolution lag die Eisenproduktion pro Arbeiter bei 5 – 6 Tonnen im Jahr; 1850 lag sie bei 50 Tonnen und 1913 bei 300 Tonnen. Ein anderes Beispiel: In den traditionellen Gesellschaften liegt die Fadenproduktion bei 250 Gramm am Tag; kurz vor 1914 liegt sie bei 160 Kilos. Das entspricht einer Produktivitätsvermehrung um das 650-fache.

Pause

1893 stellte der Marxist J. Guesde fest: Einesteils hat man eine Arbeitskapazität erreicht, die in der Metallurgie und in der Baumwollindustrie 25 bis 325fach die frühere Produktivität übertrifft, andernteils findet man bei all diesen zauberhaften Produktionsmitteln Arbeiter, welche auf den Stand von Proletariern fallen; sie sind von diesem Überfluss an Reichtum ausgeschlossen bzw. geniessen ihn nur innerhalb der engen Grenzen der ihnen zugestandenen Existenzmittel. Sie haben angesichts des ausserordentlich gestiegenen Besitzstandes der Menschheit nichts als Elend und Knechtschaft gefunden.³²

Denn, schlussendlich, was produzierte man an diesem Ende des 19. Jahrhunderts? Schliesst man die Luxus-Konsumgüter der Bourgeoisie und die elenden Löhne der Arbeiter aus, so war die ganze Produktion auf den Produktionsmittelsektor ausgerichtet. Während dieses ganzen Jahrhunderts hat man nur Werkzeugmaschinen gebaut, Kanäle ausgehoben, Tunnels gebohrt, Eisenbahntrassen angelegt, Brücken geschlagen, Eisen und Stahl gegossen. Wenn Wirtschaftshistoriker vom Schlage eines Bairoch uns Statistiken über das ökonomische Wachstum dieser Epoche liefern und dieses in Bruttosozialprodukt pro Einwohner wiedergeben, so sagt uns das eigentlich nichts über den Konsum der Proletarier. Diese figurieren in der Buchhaltung dieser Herren, als ob sie Stahlrohre, Roheisen oder Maschinen verzehrt hätten!

John Maynard Keynes, distinguerter bürgerlicher Ökonom wie man weiss, aber keineswegs ein Esel, kam einst dazu, das Geheimnis um diese Entwicklung im 19. Jahrhundert zu lüften. „Europa“, schreibt er 1920 in „Die ökonomischen Folgen des Friedens“, „war gesellschaftlich und wirtschaftlich so organisiert, dass die Akkumulation des Kapitals möglich war. (. . .) Die Gesellschaftsstruktur richtete einen Grossteil der wachsenden Revenue auf diejenige gesellschaftliche Klasse aus, welche am wenigstens dazu geeignet war, sie zu konsumieren. Gerade diese Ungleichheit in der Verteilung des Reichtums machte diese Akkumulation von fixem Kapital und den technischen Fortschritt möglich, welche die besondere Note dieser Epoche tragen. Das ist die Rechtfertigung des kapitalistischen Systems.“ Marx dachte nicht anders. Auch er hatte den Kapitalismus gerechtfertigt, indem er ihn als für die Entwicklung der Produktivkräfte unerlässlich hielt; er hätte nur zum Unterschied von Keynes gesagt: Ends dieses 19. Jahrhunderts ist die historische Mission der Bourgeoisie beendet. Sie hat gute Arbeit geleistet, war arbeitsam und fleissig, hat die Produktivkräfte tüchtig anschwellen lassen, doch nun, fertig, abtreten, Platz für den Kommunismus!

Stellen wir hier folgende Frage: War zu jenem Zeitpunkt die marxistische Zielsetzung eines Kommunismus, der auf den vom Kapitalismus entwickelten Produktivkräften beruhen sollte, nicht realistisch gewesen? Das kann man zugeben, nur hätte man Folgendes unternehmen sollen, damit die Entwicklung in die richtige Richtung weitergegangen wäre:

³² J. Guesde, „Collectivisme et Révolution“, 1892

- Schluss mit der Entwicklung der Produktivkräfte in den fortgeschrittenen Ländern der Epoche, deren Niveau schon genügend war, um den Kommunismus zu verwirklichen.
- Neuorientierung der Produktivkräfte und ihres Ausbaus auf die Produktion von Konsumgütern, sodass Überfluss an notwendigen Dingen zu Gunsten der Massen geschaffen würde, welche auf dem Altar des industriellen Fortschritts geopfert wurden und, ausser einiger Arbeiteraristokraten, vom Zugang zum Nötigsten ausgeschlossen waren.
- Umverteilung der Produktionsmittel, um die Industriestädte dieser Epoche zu entlasten, wobei die Industriearbeit mit landwirtschaftlicher hätte kombiniert werden können, wodurch der Gegensatz Stadt-Land entschärft worden wäre.
- Technische Neu-Konzeption der Arbeit, um die Arbeit weniger mechanisch zu machen und damit der Entfremdung Einhalt zu gebieten.

Das Entwicklungsniveau, auf dem der Kapitalismus angekommen war, war zwar tief, das marxistische Ziel des Kommunismus aber erreichbar, wobei die produktivistische und entwicklungsbesessene Option des Kommunismus hätte aufgegeben werden müssen. Natürlich ist das eine reine Hypothese unsererseits, denn in Wirklichkeit präsentierte sich alles ganz anders. Der Kapitalismus war weit davon entfernt, seine Entwicklung zu beenden, und auf jeden Fall gab es keine gesellschaftliche Macht, die imstande gewesen wäre, den Lauf des Kapitals zu unterbrechen und die Gesellschaft auf neue Grundlagen zu stellen. Also, Schluss mit dem Träumen, fahren wir fort.

Von der Entwicklung zur Hyper-Entwicklung

Zwischen 1914 und 1950 gab es ausser der Entdeckung der Atomspaltung keine grössere Entdeckung, sagt uns Bairoch. Der Explosionsmotor, der Traktor, das Flugzeug, die Dreschmaschine, den Taylorismus und Fordismus gab es schon vor 1914. Es fand vor allem eine Verbesserung der bestehenden Techniken und eine Ausweitung des Maschineneinsatzes statt.

Doch von 1950 an nimmt die Entwicklung der Produktivkräfte einen spektakulären Aufschwung. Allein in Frankreich steigt das in fixem Kapital (Maschinen, Einrichtungen usw.) investierte Kapital pro in der Industrie beschäftigter Person ab 1950 bis 1990 um das 10.4-fache, während es zwischen 1890 und 1950 nur um das 3.7-fache gestiegen war.

Dieser Sprung nach vorn bedeutet, dass man von der Entwicklung zur Hyper-Entwicklung der Produktivkräfte übergegangen ist. Das lässt sich mannigfach feststellen.

In der Industrie findet eine beschleunigte Mechanisierung statt, die manchmal bis zur Vollautomatisierung geht, so etwa in der Automobilindustrie, wo seit 1977 Roboter in den Montagestrassen eingesetzt werden, so etwa für das Spritzen, Schweissen usw. Die Automatisierung beginnt auch im Agro-Nahrungsmittel- und chemisch-pharmazeutischen Bereich. In der „entwickelten“ Welt beträgt der Roboterpark 1995 650 000 Einheiten, mit dem Löwenanteil von 387 000 Einheiten

in Japan. Von nun an arbeiten Sektoren wie die Petrochemie und die Nuklearindustrie mit sehr reduziertem Personal. Nehmen wir zum Beispiel die Aluminiumfabrik Dünkirchern der Pechiney-Gruppe: Mit 580 Arbeitern produziert sie allein die Hälfte des in Frankreich produzierten Aluminiums.

Wie die Zahl der Maschinen beträchtlich angewachsen ist, und zwar nicht nur in der Produktion, sondern auch im Alltagsleben (von 2 Autos auf 100 Einwohner in Westeuropa um 1950 auf 38 im Jahre 1990; in den USA von 26 auf 50), so muss natürlich die entsprechende Energie mitproduziert werden. Erdöl wurde 1950 8 Milliarden Barrels gepumpt; 28 Milliarden im Jahre 2000.³³ Dazu war der Bau von Ölpipelines und die Fabrikation von Supertankern ab 1968 notwendig, um das Öl von der Förderstätte zu den Raffinerien zu bringen, die gigantische Ausmasse erreichen. Neben der Kohle, dem Öl und dem Erdgas tritt nun auch die Nuklearenergie in den Vordergrund. 1973 liefert diese 5% der Elektrizität in Westeuropa, 1983 21%, 1990 33%. Da man Unmengen von Waren von einem Ende der Erde zum andern transportieren muss, dehnt sich die zivile Luftfahrt mächtig aus (das gilt auch für den Personentransport), während auch der LKW-Transport überallhin seine Transportwege ausbaut: die Autobahnen, auf denen eine quasi ununterbrochene Kolonne von Autos und LKW rollt . . .

Hinsichtlich der Kommunikations- und Informationsmittel herrscht Inflation. Mikro-Computer mit Zugang zum Internet; Fernseher nunmehr fast überall: im Zug, Café, Flugzeug; im Auto, damit die Kinder sich während der Fahrt nicht langweilen . . . Dann noch DVD, CD-Rom, Fax, Handy usw. Es sind eben so sehr Info-Autobahnen wie Werkzeuge und Spielsachen, sagt uns Bairoch.

Noch ein Blick auf die Landwirtschaft. Auch hier ist die Mechanisierung tüchtig vorangeschritten. Die Mähdrescher verbreiten sich seit den Fünfzigerjahren in Westeuropa; die Landwirte (man sagt nicht mehr ‚Bauern‘) verfügen nun über eine ganze Palette von Maschinen zum Pflügen, Pflanzen, Säen, Heuen, Pflücken usw. Zudem werden zur Ertragssteigerung viele Arten von Pestiziden (Fungizid, Herbizid, Insektizid) und Düngern eingesetzt. Zwischen 1939 und 1990 verdoppelt sich ihr Verbrauch. Die Biotechnologie hält ihren Einzug mit im Handel erhältlichen genetisch veränderten landwirtschaftlichen Produkten: Pflanzen und Organismen, etwa Tomaten, Gurken, Kartoffeln, Mais, Raps, Soja usw. Aufgrund der Mechanisierung in alle Richtungen hat sich die Zusammensetzung der aktiven Bevölkerung tiefgehend verändert.

Im primären Sektor waren 1950 in den westlichen Ländern noch 25% beschäftigt; 1995 sind es unter 5%. Ab 1950 fand denn auch im so agrarisch geprägten Frankreich die Flucht vom Land statt. Die Zahl der Landarbeiter ist infolge der Mechanisierung massiv gesunken und besteht fast nur noch aus Saisoniers während der Ernte.

Auch der Industriesektor ist geschrumpft. 1970 beschäftigte er im Westen noch 38% der aktiven Bevölkerung, 1995 noch 27%, heute wohl um die 20%. Um die Verringerung der Arbeiterklasse gut einschätzen zu können, soll der Vergleich mit ihrer Stellung am Ende des 19. Jahrhunderts gemacht werden. Nimmt man die

³³ Courrier international, Nr. 764, Juni 2005

am meisten industrialisierten Länder Europas jener Zeit, England, Deutschland, Frankreich, Belgien, Schweden, die Schweiz, so erreichte die Arbeiterklasse damals 58% der aktiven Bevölkerung; noch 1950 machte sie davon noch 51% aus.

Dagegen ist der tertiäre Sektor masslos gewachsen. 1950 überstieg er nur gering den sekundären Sektor (40 gegen 37%), 1995 dagegen machte er 68% der Bevölkerung aus! Eine gewaltige Veränderung; 1 Bluecollar auf 3 Whitecollars. Das ist die Tertiärisierung der Gesellschaft. In der Tat entspricht ein solch grosser unproduktiver Sektor (der keinen Mehrwert schafft) dem Ausmass der Hyper-Entwicklung des Kapitalismus. Um die Megamaschine in Betrieb zu halten brauchte es immer mehr Ingenieure, Techniker, Forscher³⁴, Lehrer, Verwalter, Manager, Vermittler, Medienleute usw., die nun eine bedeutende Mittelklasse bilden; gleichzeitig brauchte es immer mehr Leute im Verkauf, in der Unterhaltungsindustrie, im Unterhalt, im Freizeitsektor, im Sport, in der Reinigung, in der Bewachung usw.

Die Produktivität der Arbeit in der Industrie hat nie aufgehört zu wachsen. Im 19. Jahrhundert lag sie bei etwa 2% im Jahr, zwischen 1950 und 1973 erhöhte sie sich auf 4%, um danach wieder auf 2.1% zu sinken. 1991 steigt sie wieder auf 3.7%. In der Landwirtschaft steigt die Produktivität nun stärker als in der Industrie: 0.8% im Jahr im 19. Jahrhundert; 4.8% zwischen 1950 und 1990! Der Weizenertrag steigt von 15 – 20 Zentnern pro Hektare auf über 100! Die chemischen Dünger im Boden und die Mechanisierung erbrachten diesen Erfolg. Zur Illustration: 1800 brauchte man in den USA 137.2 Stunden Arbeit für eine Tonne Getreide, 1980 noch 2.6 Stunden. Gegen wen will man da antreten?

Zweite Pause

Es hat also offensichtlich ein Aufschwung der Produktivkräfte sondergleichen stattgefunden: phantastisch, ausserordentlich, die Superlative regnen nur so. Heute ist die Produktivität in den westlichen Staaten dermassen gross, dass man mit 5% Bauern fünf Mal mehr als vor bald 100 Jahren, im Jahre 1913 produziert, als 40% der aktiven Bevölkerung eben gerade genug produzierte, um Knappheit und Hungersnöte von früher zu vermeiden. Solche gab es noch 1845-49 in Irland mit einer Million Toten, oder in Finnland 1867-68, wo 8% der Bevölkerung Hungers starb. In Frankreich gab es zwischen 1815 und 1913, gemäss Bairoch, 20 Jahre, wo 15% weniger als im Durchschnitt, und 14 Jahre, in denen 24% mehr als im Durchschnitt an Getreide geerntet wurde. Heute: nichts mehr davon! Getreideschwemmen, Butterberge (die Überproduktion ist dermassen gross, dass Milchquoten vergeben werden müssen), Brot soviel man will (und das weggeworfen wird); Früchte und Gemüse zu allen Zeiten, und trotz der Dezimierung des Viehbestandes (Rinder und Schafe) wegen des Rinderwahnsinns und anderer Krankheiten; nichts von Fleisch- oder Milchmangel. Eine Industrie, die nur noch 27% der Arbeitenden beschäftigt, produziert Millionen von Autos,

³⁴ In den USA lag die Zahl der Wissenschaftler und Entwicklungsingenieure 1950 bei 160000, 1990 bei 950000.

Haushaltapparaten aller Art, TGVs mit 200 km/h, Airbusse, die einen in ein paar Stunden an alle Ecken der Erde fliegen, grandiose Stadien und ein Informationsnetz, mit dem man in Sekundenschnelle den Kontakt mit der Rückseite des Planeten herstellt und sich via Internet, diesem phantastischen Spielzeug, über alles informieren kann. Wäre unter diesen Bedingungen das marxistische Ziel des Kommunismus auf der Basis der vollen Entwicklung der Produktivkräfte nicht endgültig auf die Tagesordnung zu stellen?

Vom Moment an, wo es ganz offensichtlich wurde, dass der Kapitalismus nun den Produktivkräften einen neuen aufsehenerregenden Impuls gab, der bis zur Einführung der Automation im Produktionsprozess ging, glaubten viele, die sich für die Avantgarde hielten, es eröffne sich eine neue Perspektive.

Herbert Marcuse war einer der ersten, der das erfasste. In seinem Buch „Der eindimensionale Mensch“, 1964 erschienen, schrieb er: „Die industrielle Gesellschaft ist nahe am Punkt, wo, wenn der Fortschritt weitergeht, Richtung und Organisation des gegenwärtigen Fortschritts eine gewaltige Umwälzung erfahren werden. Dieser Zeitpunkt wird eintreten, sobald die materielle Produktion und die notwendigen Dienstleistungen in einem Grade automatisiert sein werden, dass alle vitalen Bedürfnisse mit minimalem Zeitaufwand befriedigt werden können. Auf dieser Ebene übersteigt der technische Fortschritt den Bereich der Notwendigkeit, wo man aus ihm ein Herrschafts- und Ausbeutungsmittel machen konnte und damit seine Rationalität beschränkte. Die Technologie wird dem freien Spiel der Möglichkeiten im Kampf für die Befriedung von Natur und Gesellschaft anheim gestellt sein.“³⁵ Marcuse sah in dem, was er „fortgeschrittene Industriegesellschaft“ nannte, einen „explosiven Katalysator“ und schloss, dass „wenn es eine vollständige Automation im Bereich der Notwendigkeit gäbe, der Mensch Nutzniesser von Freizeit in einem Masse würde, dass er endlich seinem privaten und gesellschaftlichen Leben eine Form geben könnte“.

In derselben Zeit konnte man in Nr. 1 der „Internationale situationniste“ (1958) aus der Feder von Asger Jorn lesen „Die Automation steht nun im Zentrum des Problems der sozialistischen Herrschaft über die Produktion und der Vorherrschaft der Freizeit über die Arbeitszeit“. Einige Zeit danach setzte ein anderer Situationist, R. Vaneigem, „die Forderung nach einer Gesellschaft in den Vordergrund, in der die Phantasie des Traumes über die ganze technische Gerätschaft verfügt, die es heute gibt, um ihn zu verwirklichen“. Dazu sollte es an nichts fehlen: „Recht auf die materielle notwendige Ausstattung zur Verwirklichung seiner Wünsche, Recht auf Kreativität, Recht auf die Eroberung der Natur“; ein solches Programm präsentierte sich als die „neuen Menschenrechte“.³⁶

1981 betonte die englische Gruppe „Weltsozialismus“, dass „dank des Kapitalismus die Technologie und die Produktion ein Niveau erreicht haben, das erlaubt, Überfluss für alle zu produzieren. Eine Gesellschaft des Überflusses ist seit langem technologisch möglich und sie bildet die materielle Grundlage zum Aufbau

³⁵ „Der eindimensionale Mensch“; Übersetzung nach der französischen Ausgabe des Buches, 1964, S. 40-41

³⁶ Zitiert von J.M. Mandosio, in „Dans le chaudron du négatif“, Paris, Edition de l'Encyclopédie des nuisances“, 2003, Seite 42

des Sozialismus“.³⁷ In seinem Buch „Du ‚grand soir‘ à l’alternative“ kündigt A. Bihr an, dass „die Utopie des Endes der Arbeit, (. . .) eines der ältesten Träume der Menschheit, heute dank der Entwicklung der neuen elektronischen Technologie (Roboter-, Bürotechnik, Telematik) aufhört, eine reine Utopie zu bleiben“.³⁸

Die Gruppe „Krisis“ in Deutschland bleibt da nicht zurück: „Einmal den kapitalistischen Sachzwängen der Arbeit entwunden, können die modernen Produktivkräfte die frei disponible Zeit für alle ungeheuer ausdehnen. Warum jeden Tag Stunden in der Fabrik und im Büro verbringen, wenn uns Automaten aller Art den grössten Teil dieser Tätigkeiten abnehmen können? Warum Hunderte menschlicher Körper schwitzen lassen, wenn einige Mähdrescher genügen? Warum Geist auf eine Routine verschwenden, die auch ein Computer ohne weiteres ausführt?“³⁹

Ende der Arbeit, Verwirklichung der Wünsche, Überfluss, Freizeitgesellschaft . . . damit kündigt sich der Eintritt des Kapitalismus in das Stadium der Hyper-Entwicklung an. Diese Perspektive schien theoretisch umso glaubwürdiger, als Marx selbst in einigen futuristischen Textstellen darauf angespielt hatte. Das hat auch Marcuse nicht übersehen: „Es scheint, dass die Automation, wenn sie einmal bis an die Grenzen der technischen Möglichkeiten gelangt ist, sich nicht mehr mit einer Gesellschaft verträgt, deren Produktionsprozess auf der Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft beruht. Fast ein Jahrhundert vor dem Realwerden der Automation sah Marx schon die daraus folgenden explosiven Aussichten“.⁴⁰ Das marxistische Ziel des Kommunismus schien für H. Marcuse in dem aktuell zu werden, was im Kapitalismus seine neueste Entwicklung ausmachte, und nicht etwa in einer für den Kommunismus kämpfenden revolutionären Bewegung (und darin lag doch immerhin ein Problem); seiner Ansicht nach enthielten die neuen Produktivkräfte, welche die Dynamik des Kapitalismus hatte aufsteigen lassen, befreiende oder als solche erachtete Möglichkeiten in sich. Bleibt zu prüfen, ob diese Perspektive wirklich fundiert ist.

Der Preis des Fortschritts: die ökologische Krise

Mit dieser Hyper-Entwicklung der Produktivkräfte geht ein neues Phänomen einher, das mit seinem aufsehenerregenden Aufschwung verbunden ist: eine immer stärkere Degradation der natürlichen Umwelt.

³⁷ „Pour le socialisme mondial“, Broschüre des Socialist Party of Great Britain, 1981

³⁸ Paris, Editions Ouvrières, 1991, Seite 192

³⁹ Kurz, Lohoff, Trenkle: „Manifest gegen die Arbeit“; Blog Archiv, www.krisis.org; S. 28

⁴⁰ H. Marcuse, o.c.; Übersetzung nach der französischen Ausgabe des Buches. Marx hatte in den « Grundrissen » geschrieben : „Sobald die Arbeit in unmittelbarer Form aufgehört hat, die grosse Quelle des Reichtums zu sein, hört und muss die Arbeitszeit aufhören, sein Mass zu sein, muss daher der Tauschwert aufhören, das Mass des Gebrauchswertes zu sein. (. . .) Damit bricht die auf dem Tauschwert ruhende Produktion zusammen und der unmittelbare materielle Produktionsprozess erhält selbst die Form der Notdürftigkeit und Gegensätzlichkeit abgestreift. Die freie Entwicklung der Individualitäten, und daher nicht das Reduzieren der notwendigen Arbeitszeit um Surplusarbeit zu setzen, sondern überhaupt die Reduktion der notwendigen Arbeit der Gesellschaft zu einem Minimum, der dann die künstlerische, wissenschaftliche usw. Ausbildung der Individuen durch die für sie alle freigewordene Zeit und geschaffnen Mittel entspricht.“ Von Robert Kurz in „Marx lesen“, S. 154 ff zitiert („Grundrisse“, S. 593)

Natürlich hat es den Gegensatz zwischen menschlicher Tätigkeit und der natürlichen Umwelt immer gegeben. Vom Moment an, als der Mensch Tiere zu züchten und Landwirtschaft zu betreiben begann und nicht mehr ein einfacher Jäger-Sammler blieb, fing die Umgestaltung der Natur an und verursachte Störungen. Wenn man nämlich eine absolut intakte Natur haben will, bedeutet das die Einstellung jeder menschlichen Tätigkeit, ja sogar letzte Endes die Nichtexistenz der Menschen auf der Erde. Doch muss der Mensch gegen die Natur kämpfen und sie verändern, um sich am Leben zu erhalten und seine Elementarbedürfnisse zu befriedigen. Das gilt für jede Produktionsweise. Mit dem Aufkommen der kapitalistischen Produktionsweise fand aber ein entscheidender Wandel statt: Mit den neuen Produktivkräften, die der Mensch schuf, wurde es ihm zum ersten Mal wirklich möglich, die Naturkräfte unter sein Joch zu zwingen. Anfänglich war das eher etwas Gutes, denn bis anhin hatte die Natur den Menschen beherrscht; ihre Beziehung war nie idyllisch. Daher auch die Hymne an den Fortschritt, den alle sangen, auch die ersten Kommunisten, etwa Babeuf, der Kunst, Wissenschaft und Industrie glühend verteidigte. Der Grund dafür war leicht zu verstehen: Man musste aus dem engen, zwingenden und entfremdenden Kreis des natürlichen Milieus ausbrechen, welches die grosse Zahl der Menschen zu einem halbanimalischen Leben zwang. Nur unter der Ägide des Kapitalismus, dessen Dynamik darin besteht, infolge der unendlichen Akkumulation immer vorwärts zu schreiten, konnte ein solcher Fortschritt eintreten. Es war fatal, dass der Gegensatz zwischen menschlicher Tätigkeit und natürlicher Umwelt zu einem solchen Paroxysmus gelangen musste, dass die Natur vollständig aus der Bahn gebracht wurde und sich nun gegen den Menschen kehrte.

In der Tat sind alle Grundelemente, welche die natürliche Umwelt bilden schwer beeinträchtigt: Luft, Boden und Wasser.

Luft. Seit 50 Jahren findet eine Klimaerwärmung statt. Die Durchschnittstemperatur hat sich um 1 Grad erhöht. Das mag wenig scheinen, doch sind die Folgen dieser Aufwärmung schon sichtbar: Die Dicke des Packeises hat um 40% abgenommen und Eisberge von der Grösse eines französischen Departements lösen sich von der Antarktis und schmelzen in den Ozeanen. Den ewigen Schnee auf dem Kilimandscharo wird es in 20 Jahren nicht mehr geben.⁴¹ Allgemein hat die Ausdehnung der Schneeschicht seit 1960 um 10% abgenommen. Spektakulärer als diese Vorgänge ist die Vervielfachung der Stürme, etwa desjenigen vom Dezember 1999, der Hitzeperioden (August 2003), der Überschwemmungen, der Wirbelstürme (ihre Zahl hat zwischen 1950 und 1990 von 20 auf 90 zugenommen; man denke an denjenigen, der 2005 New Orleans verwüstete).

Gewiss, sagt Reeves, die Erde hat in der Vergangenheit viele Klimaveränderungen erlebt. Die Eiszeiten haben mit warmen Perioden abgewechselt. Erleben wir also ein natürliches Phänomen? Nichts ist weniger sicher, denn man stellt fest, dass die gegenwärtige Klimaerwärmung mit der Zunahme des in die Atmosphäre ausgestossenen CO₂ zusammenfällt: Dieser

⁴¹ Die folgenden Angaben stammen aus dem Buch von H. Reeves, „Mal de Terre“, Paris, 2003

Ausstoss hat von 1612 Millionen Tonnen im Jahre 1950 auf 6299 Millionen Tonnen im Jahr 2000 zugenommen. Die Konzentration von Kohlendioxid in der Erdatmosphäre ist die Höchste seit 400 000 Jahren.

Welche Aktivitäten produzieren diesen Ausstoss von CO₂, das einen Treibhauseffekt hat? Die Industrieproduktion ist mit 35%, die Heizungen sind mit 30%, der Verkehr mit 20%, die Stadtballungen mit 15% beteiligt (allein in der Dritten Welt hat die Zahl der Millionenstädte von im Jahre 1930 6 auf im Jahre 1995 129 zugenommen). Die USA allein sind mit 24% an diesem Ausstoss beteiligt, Europa und China mit je 13%.⁴²

Was für Voraussagen sind möglich? Seit 1976 hat sich die Temperatur dreimal schneller erhöht als während des Jahrhunderts zuvor; die Voraussagen bezüglich des Temperaturanstiegs im 21. Jahrhundert meinen, er könnte zwischen 1 und 5 Graden betragen. Daraus lässt sich erahnen, was geschehen könnte: Reeves schreibt: „Übereinstimmende wissenschaftliche Studien nehmen an, dass minimale Änderungen der mittleren Temperatur auf der Erdoberfläche (1 – 2 Grad Celsius) das Klima und die meteorologischen Bedingungen verändern. Der Temperaturanstieg wäre für den Ertrag der Kulturen in den tropischen und subtropischen Zonen katastrophal, wo schon heute die Nahrung knapp ist. (. . .) 2100 könnte die Arktis ein offenes Meer sein. (. . .) Zahlreiche Modelle sehen Wellen von Hitze, Überschwemmungen, Trockenheit und heftigen Gewittern, die Erhöhung des Niveaus des Meeres und meteorologische Episoden wie das El Nino-Phänomen voraus, das 1997 so grosse Schäden gebracht hat.“ Schäden über Schäden!

Es kommt aber noch schlimmer. Unter dem Schnee der Pole liegt ein „schlafender Drache“, den man besser nicht weckt: das Methan, ein Gas mit dutzendfach grösserer Treibhausgas-Wirkung als das CO₂. Schmilzt der Permafrost (der tiefgefrorene Bodenuntergrund) mit der Klimaerwärmung auf, könnte diese Treibhausgas-Wirkung in einer Masse gesteigert werden, das man sich kaum auszumalen wagt. Die schon heute wachsenden Wüstenzonen weiteten sich beträchtlich aus; das in der Arktis und Antarktis geschmolzene Eis liesse das Meer um mehrere Meter ansteigen, wodurch die Küstenregionen, insbesondere die Städte, überflutet würden . . .

Boden. „Science et Vie“ berichtet, die kultivierten Böden machten 22% der Landoberfläche der Erde aus, wobei deren Hälfte aus klimatischen und orographischen Gründen nicht kultivierbar ist.

Beunruhigend ist aber die Abnahme bebaubaren Landes. Jedes Jahr verschwinden 60000 km² (die Fläche von Belgien und den Niederlanden zusammen). Die Gründe? Reeves antwortet: „Die rasche Verstädterung, die Ausweitung industrieller Zonen und der vom Verkehr beanspruchten Flächen lassen die fruchtbare Erde über grosse Flächen verschwinden, insbesondere in den Ballungsgebieten etwa in China und Mexiko.“

Eine andere Ursache für das Verschwinden fruchtbareren Bodens ist die Intensivkultur. Um den Ertrag zu steigern wenden die Produzenten immer mehr

⁴² Zeitschrift „Science et vie, La planète est-elle vraiment malade?“, Nr. 1020, Seite 113

Dünger, Pestizide und Bewässerung an, was die Böden kompakter und daher für Trockenheit und Erosion anfälliger macht; die Bewässerung hinterlässt infolge der Evapotranspiration Salze zurück, welche die Böden unfruchtbar machen. Infolgedessen sind ganze Regionen in Pakistan, Kasachstan und Haiti zu Wüsten geworden. Die Desertifikation nimmt in galoppierendem Rhythmus zu: 1980 war ein Drittel der Oberfläche der Kontinente Wüste; bis 2010 nimmt man 40%, 2050 50% an.

Nicht so sehr die Abholzung zur Vergrößerung der Kulturlächen als ihr Ausmass ist Ursache der Wüstenausdehnung. Infolge massiver Entwaldung sind im 20. Jahrhundert mehr als die Hälfte aller Wälder der Erde zerstört worden, berichtet Reeves weiter. Seit 1970 sind 15% des immensen Amazonas-Urwaldes zerstört worden; der Wald von Tesso Lino in Indonesien mit seinen Elephanten, Tigern und seltenen Pflanzen ist bedroht; Mexico hat 95% seines tropischen Regenwaldes verloren.

Erosion und Desertifikation bedrohen den Erdboden, man verseucht ihn mit allen Arten von Abfällen: Giften, Industrieemissionen, Depots der Atomindustrie, Plastik usw. Man erschöpft ihn aber auch als energetische Ressource. Bis zum 18. Jahrhundert diente das Holz als Brennstoff. Mit der Kohle benutzte man zum ersten Mal eine fossile, nicht-erneuerbare Energiequelle. Diese ist vor einigen 200 Millionen Jahren aus langsam zersetzten Riesenwäldern entstanden, welche damals die Erde bedeckten. Auch das Erdgas und das Erdöl entstammen daraus. Nach Reeves werden das Erdöl, Erdgas und U_{235} (das Uranium mit langsamen Neutronen, das in konventionellen Reaktoren verbrannt wird) bis Ende dieses Jahrhunderts weitgehend erschöpft sein, Kohle in zwei- oder dreihundert Jahren.

Die Atmosphäre erwärmt sich, die Erde erschöpft sich und das Wasser fehlt immer mehr. „Science et Vie“ sagt, dass der Zugang zu gutem Wasser seit 30 Jahren rar wird, da das Wasser vielfach kontaminiert ist. Da die Menschen immer zahlreicher werden und die Städte sich schneller entwickeln als die Wasserversorgung und Wasseraufbereitung, steigt der Anteil an Wasser, der nicht Trinkwasserqualität hat. Zwei Milliarden Menschen entbehren schon guten Wassers zum Trinken. Jeder Erdbewohner braucht im Schnitt 137 Liter Süßwasser pro Tag. Doch diese Mittel-Rechnung hat wenig Sinn: Welche Beziehung besteht zwischen dem Amerikaner von Arizona, der seinen Rasen unter der heissen Sonne bewässert, bevor er in den Swimming-Pool springt, und dem Fellachen in Ägypten, der gezwungen ist, jedes Wasser zu benutzen, um seine Kulturen zu bewässern? Die Landwirtschaft konsumiert 70% des Wassers, die Industrie 20%, die Haushalte konsumieren 10%. Heute leiden das östliche Mittelmeer, Ost- und Nord-Afrika und der Nahe Osten an Wassermangel. Wegen des demographischen Wachstums erfasst der Mangel auch Zentral-Asien, Indien und den Norden von China (wo der Grundwasserspiegel um 1m 50 gesunken ist, wobei das Wasser wegen der eingesetzten chemischen Pflanzenschutzmittel stark verschmutzt ist). Reeves nimmt für sich jedenfalls an, dass man sich nichts vormachen darf: „Wir gehen der Erschöpfung des Trinkwassers entgegen. Einige schätzen, dass 2025 zwei Drittel der Weltbevölkerung von Wasserknappheit betroffen sein werden“.

Das ist, kurz gefasst, die ökologische Krise, welche die Hyper-Entwicklung der Produktivkräfte durch den Kapitalismus ausgelöst hat. Diese Krise könnte, wenn sie einmal eine gewisse Schwelle überschritten hat (insbesondere mit der Klima-Erwärmung), unumkehrbar werden. Diese Krise begann mit dem aufsehenerregenden Aufschwung des Wachstums ab 1950 im Westen, verschärft sich nun aber, weil Länder wie China, Indien, Mexiko und Brasilien ebenfalls in den kapitalistisch-industriellen Tanz eintreten. Fügen wir dazu noch die Bevölkerungsexplosion (2.5 Milliarden 1950 und nun bald 8 – 10 Milliarden) und ihre Folgen: Entwaldung, Verstädterung, Erschöpfung der Ressourcen, hinzu, so gewinnt man eine Idee von der Grösse der Krise.

Ein hohler Traum

Diese Krise zeigt uns, dass die fortgeschrittene Industriegesellschaft, welche Marcuse und all seinen Nachfolgern den Atem raubte und sie die Überwindung des Kapitalismus durch eine Welt erhoffen liess, worin die Menschen von notwendiger Arbeit und allem, was dazu gehört, befreit wären, ein hohler Traum war; eine solche Gesellschaft wäre niemals dauerhaft. Marcuse glaubte, dass mit einer Automation auf der Höhe der technischen Möglichkeiten eine Gesellschaft, deren Produktionsprozess noch auf der Ausbeutung der Arbeitskraft beruht, unvereinbar wäre.

Er hätte sich fragen müssen, ob eine solche Automation, d.h. ein solch forciertes Maschineneinsatz, mit dem Ökosystem des Planeten und mit seinen Ressourcen vereinbar wäre, insbesondere, wenn eine solche Automation noch über die ganze Welt verbreitet würde. Doch es genügte, dass der Kapitalismus an einigen Orten auf der Welt einen Vorstoss in diese Richtung unternahm, um zu zeigen, wie er dabei mit der natürlichen Umwelt heftig in Konflikt geriet. Ein ähnlich orientiertes modernistisches kommunistisches Projekt macht sich damit sofort unmöglich.

Natürlich sagt man uns schnell, dass das in einer kommunistischen Gesellschaft alles anders ablaufen werde; sie werde die Umwelt respektieren und nicht verschmutzen, sie werde die Menschheit wieder mit der Natur versöhnen, sie werde mit der Natur vollkommen harmonische Beziehungen haben. Was für schöne Glaubensbekenntnisse! Von nun an würden automatische Maschinen die ganze Arbeit verrichten, was den Menschen ermögliche, den ganzen Tag zu feiern, sich kultivierten Vergnügen hinzugeben, etwa künstlerischen, wissenschaftlichen, wie sich das Marx ausgedacht hatte. Mit was für Energie aber würden diese auf Heisstouren laufenden, ausgeklügelten Maschinen denn laufen? Etwa mit Erdöl, wovon uns in 50 Jahren noch einige Barrels bleiben? Mit elektrischer Energie, d. h. mit Tausenden von Atomkraftwerken auf der ganzen Welt und entsprechenden abgebrannten Uraniumstäben? Und wie viel zusätzliche Planeten Erde wird man brauchen, um genügend Rohstoffe und Energie zu fördern, damit diese kommunistische Welt-Megamaschine versorgt werden kann? Mit diesem High-

Tech-Kommunismus ist es nichts, er ist ein hohler Traum. Bleibt zu untersuchen, woher er denn stammt.

Was Marx betrifft, so war er ein Mensch des 19. Jahrhunderts und stellte seine Zukunftsvision auf die Grundlage der industriellen Revolution seiner Zeit, suchte darin ihre letzten Konsequenzen und projizierte sie in eine künftige Welt, in der die notwendige Arbeit nahezu verschwinden könnte; anders gesagt, ein solcher Traum entsprach einem Glauben an die unbeschränkten Möglichkeiten der in der Industrie angewandten Wissenschaft, ein Glaube, den er mit der aufgeklärten Bourgeoisie seiner Zeit teilte: Saint-Simon, Comte, Renan, um nur einige zu nennen, und den später auch die folgenden Marxisten und auch etwa der Anarchist Kropotkin teilten.

Bezüglich der Angefressenen der allgemeinen Automatisierung der 60er-Jahre, d. h. bezüglich Marcuses, der Situationisten und ihrer Nachfolger, welche in der mikro-elektronischen Revolution die Ankunft einer Welt des Überflusses oder die konkrete Verwirklichung der Utopie des Endes der Arbeit mit ihrem lockendem Recht auf Faulheit sahen („Zeit, sich an der Sonne auszustrecken, statt sich abzurackern“⁴³), ohne von denjenigen zu sprechen, für die der Kommunismus mit dem Internet, Reich der Unentgeltlichkeit, schon begonnen hat, - bezüglich all dieser ist es anders: Sie äussern hedonistische, libertäre Aspirationen des neuen Kleinbürgertums, welches der Kapitalismus erzeugt hat. Dieses hoffte nun auf „hemmungslosen Genuss ohne tote Zeit und Langeweile“, wie es im Mai 1968 hiess.

Bilanz des marxistischen Zieles

Es war die Vision von Marx, dass der Kapitalismus in seinem Leibe den Kommunismus trage, und dass je mehr sich der Kapitalismus entwickle, desto näher der Kommunismus rücke. Aus dieser Sicht der Dinge war Marx sogar dazu gelangt, in den Aktiengesellschaften als letzten Formen des kapitalistischen Eigentums einen Übergangspunkt zu sehen, der direkt den Weg zum Kommunismus öffnen sollte: „In den Aktiengesellschaften ist die Funktion getrennt vom Kapitaleigentum, also auch die Arbeit gänzlich getrennt vom Eigentum an den Produktionsmitteln und an der Mehrarbeit. Es ist dies Resultat der höchsten Entwicklung der kapitalistischen Produktion ein notwendiger Durchgangspunkt zur Rückverwandlung des Kapitals in Eigentum der Produzenten, aber nicht mehr als das Privateigentum vereinzelter Produzenten, sondern als das Eigentum ihrer als assoziierten, als unmittelbares Gesellschaftseigentum.“⁴⁴ Marx geht noch weiter und erklärt: „Der Arbeitslohn eines ‚épitropos‘ oder ‚régisseur‘, wie er im feudalen Frankreich hiess, trennt sich vollständig vom Profit und nimmt auch die Form des Arbeitslohns für geschickte Arbeit an, sobald das Geschäft auf hinreichend grosser Stufenleiter betrieben wird, um einen solchen Dirigenten

⁴³ „Manifest gegen die Arbeit“, o.c.

⁴⁴ „Das Kapital“, Band III, S. 453

(manager) zu zahlen (. . .)“, und: „(. . .) der Vulgus die im Schoss der kapitalistischen Produktionsweise entwickelten Formen nicht vorstellen kann, getrennt und befreit von ihrem gegensätzlichen, kapitalistischen Charakter“. ⁴⁵ Anders gesagt, der Kommunismus bestände implizit schon im Herzen selbst des Kapitalismus, und es wäre nur noch die Aufgabe der Revolutionäre, den Kommunismus von der kapitalistischen Fessel zu befreien. Dieselbe Idee findet man auch in den „Grundrissen“ bezüglich der Grossindustrie und der Automatisierung des Produktionsprozesses: Dieser habe letztlich den Zusammenbruch einer Produktion zur Folge, welche auf dem Tauschwert beruhe, woraus sich die Errichtung des Kommunismus ergebe, welcher die notwendige Arbeit auf ein Minimum reduziere. Kurz, nach Marx verrichtet der Kapitalismus alle Vorbereitungsarbeit zur Öffnung des Weges Richtung Kommunismus selbst. Er entrollt den Roten Teppich zu seinem Eintritt in die Geschichte. Und diese Idee griffen in der Folge die Marcuse und Compagnie wieder auf, als sie in den 60er Jahren die Einführung der Automation in der fortgeschrittenen Industriegesellschaft feststellten; und heute schwärmen wieder viele von der Informations-Revolution, von den neuen Technologien und vom Internet: Der Kommunismus sei schon da, quasi auf den elektronischen Wellen, jederzeit bereit, uns die Unentgeltlichkeit von allem für alle zu schenken. Was für eine Magie des Kapitalismus, dass er mit seinen Neuerungen und technologischen Vorstösse zum Demiurgen des Kommunismus werden könnte!

Es ist aber genau das Gegenteil wahr: Der Kapitalismus trägt in sich nicht die materiellen Grundlagen für eine neue Welt. Der Kapitalismus ist ein System mit eigener Logik, die man nicht zu Gunsten der kommunistischen umwenden kann. Er schafft Produktivkräfte, die zu seinen Bedürfnissen passen, seinen Strukturen und seiner Welt entsprechen. Jeder Entwicklungssprung, den er gemäss seinen Optionen vollführt, ist weit davon entfernt, ein Schritt in Richtung Kommunismus zu sein, wie das Marx meinte, sondern entfernt uns von ihm; die Aussichten auf den Kommunismus werden immer unwahrscheinlicher, ja letztlich immer weniger denkbar, denn die Welt, die er schafft ist schlichtweg nicht zu ‚kommunisieren‘.

Die ökologische Krise zeigt, und das ist ihre grosse Neuigkeit, dass die kapitalistische industrielle Gesellschaft nicht dauerhaft ist; ihre Logik ist letztlich die Zerstörung der Menschheit. Gleichzeitig zerfällt aber auch das Theoriegebäude des Marxismus, der seinen Kommunismus auf diese Entwicklung abgestellt hat. Die künftige Kritik am Marxismus lautet folglich: Sein Kommunismus ist ebenso industrialistisch und produktivistisch wie der Kapitalismus.

Diese Kritik ist gerechtfertigt, darf aber nicht zur Aufgabe des Projektes ‚Kommunismus‘ führen, wie das heute Mode ist, sondern zu einer Neueinschätzung, welche in vollständigem Bruch mit der Logik der Entwicklung der Produktivkräfte steht, welche bis anhin Teil der Konzeption des Kommunismus war. Das heisst aber auch, dass eine andere Alternative vorgeschlagen werden muss.

⁴⁵ ibidem, S. 399-400; 400

Kapitel 3

Die kommunistische Alternative in den sogenannten entwickelten Ländern

Zwei Dissidenten

1937 schrieb George Orwell „Und das Bedauerliche ist, dass der Begriff „Fortschritt“ und der Begriff „Sozialismus“ heute in jedermanns Vorstellung untrennbar verknüpft sind. Wer Maschinen hasst, findet es auch selbstverständlich, den Sozialismus zu verabscheuen; der Sozialist ist immer für Technisierung, Rationalisierung, Modernisierung - oder glaubt zumindest, dass er dafür sein sollte.“⁴⁶ Zur Zeit der glorreichen stalinschen Fünfjahrespläne, welche vorgaben, den Sozialismus aufzubauen, war dieser Sprachgebrauch gang und gäbe. Alle Fortschrittlichen von damals wurden vor Bewunderung für die in der Sowjetunion produzierten Tonnen Stahl still.

15 Jahre später machte A. Bordiga, Führer der kommunistischen Partei von Italien von 1921 bis 1923, 1920 aus ihr ausgeschlossen und einer der seltenen, vielleicht der einzige Marxist, der sich nicht mit dem Köder des modernen Fortschritts fangen liess, ungefähr dieselbe Bemerkung. Er fand nicht genug harte Ausdrücke für das, was er Technizität nannte, die im modernen Kapitalismus, wie er bemerkte, die Lyrik von einst ersetzt habe: „Während einst die Poesie auf die immer enthusiastische Menge regnete, nimmt sie jetzt mit dem Spülwasser der Buchhaltung und Technologie vorlieb.“⁴⁷

Orwell war nicht Marxist; seine Lehre vom Sozialismus war ziemlich unklar. Er gelangte zum Schluss: „Wenn vor einer Generation jedes intelligente Individuum in gewisser Weise revolutionär war, so wäre man heute näher bei der Wahrheit, wenn man sagte, dass jedes intelligente Individuum heute reaktionär ist.“

⁴⁸ Bordiga, dessen Marxismus ziemlich häretisch war, obwohl er sich als exemplarisch orthodox verstand, konstatierte, „dass die technischen Errungenschaften in den Rang von neuen sakrosankten höheren und unantastbaren Wesenheiten erhoben worden sind“ und „dass der Vorschlag, es wäre sinnvoller, auf alle diese Neuheiten zu verzichten, und sich der Entmechanisierung, Entelektrifizierung und Renaturierung der Gesellschaft zu widmen, ausser einigen

⁴⁶ „Der Weg nach Wigan Pier“, Diogenes, 1982, Seite 195

⁴⁷ „Politique et construction“, 1952, in: A. Bordiga, « Espèce humaine et croûte terrestre », 1978, S. 67

⁴⁸ o.c., S. 227

Verrückten unannehmbar erscheint“.⁴⁹ Er kam zum Schluss, dass „von allen Idolen, die der Mensch gekannt hat, dasjenige des modernen Fortschrittes mit grösstem Getöse fallen wird“.⁵⁰ So werden es auf jeden Fall die Fortschrittlichen aller Gattung empfinden⁵¹.

Heute gehen die Leute nicht mehr vor den Fünfjahresplänen und der Schwerindustrie auf die Knie, sondern vor den neuen Technologien Computer und Internet, diesen wunderbaren Spielzeugen. Die Haltung ist aber dieselbe geblieben. Immer noch diese Faszination für den Fortschritt. Orwell hatte richtig gesehen, dass es sich dabei um einen neuen Obskurantismus handelt, der sich auf die moderne Welt niedergelassen hat; Bordiga hatte es ein neues „Idol“ genannt; beide hatten begriffen, dass man, um heute Revolutionär zu sein, Reaktionär sein muss, das heisst, dass man in den Bereichen Produktion, Technologie und Produktivkräfte überhaupt den Rückwärtsgang einschalten muss. Das war die Neuigkeit.

Bordiga nahm an (1952), dass der Kapitalismus in der von ihm so genannten „weissen Ära“ schon lange die genügende technische Grundlage zur Errichtung einer kommunistischen Gesellschaft geschaffen hatte, und dass er nun, nachdem er zuviel gebaut hatte, vor der Alternative Zerstörung oder Sprung stand.⁵² Daher postulierte er, dass, nachdem 1914-18 und noch einmal 1939–1945, also nach Kriegen, in denen der Kapitalismus grosse Mengen von Produktivkräften, menschlichen und materiellen, zerstört hatte, nicht „gesprungen“ war, ein neuer zerstörerischer Krieg zu erwarten sei, wenn ihm nicht eine Revolution zuvorkomme. Seit 1945 ist aber nichts dergleichen eingetreten, weder Krieg noch Revolution; der Kapitalismus hat unentwegt seine Produktivkräfte verstärkt. Mit dieser Hyper-Entwicklung hat er aber eine solche Zerstörung der natürlichen Umwelt verursacht, dass die Menschheit in einer Sackgasse gelandet ist, aus der sie nur noch einen Ausweg findet, indem sie eine Rückkehr materieller, technischer und produktiver Art vollzieht.

⁴⁹ „Politique et construction“, o.c. , Seite 73

⁵⁰ ibidem, Seite 102

⁵¹ . . . und auch viele „Bordigisten“ selbst. Nehmen wir zum Beispiel das Vorwort zu „Espèce humaine et croûte terrestre“, worin von der Kritik Bordigas Notiz genommen wird: „Wenn die hier zu lesenden Artikel den Mythos der Wissenschaft und Technik über den Klassen denunzieren, wenn sie den „Gelehrten“ und „Spezialisten“ entmystifizieren und lächerlich machen, so macht Bordiga hier nicht in Anti-Technizismus, der ebenfalls in Mode kommt. Diese Ablehnung der Technik, diese Phobie, diese Angst vor den Maschinen, die ihren phantastischen Ausdruck in einer gewissen Literatur findet, drücken in Wirklichkeit die Angst des Kleinbürgertums vor der nächsten Proletarisierung aus“. (Seite 15) Man könnte das Denken von Bordiga nicht besser verkleinern und unschädlich machen. Selbstverständlich wollte Bordiga nicht ins Mittelalter oder ins Höhlenzeitalter zurückkehren, nichtsdestoweniger geisselte er nicht weniger den Fetischismus der Technologie und den Mythos des modernen Fortschrittes. Was die Einschätzung betrifft, der gemäss das Zurückschrecken vor der modernen Technik eine kleinbürgerliche Reaktion wäre, ist dann die Anhängerschaft an diese eine proletarische Reaktion? Eben haben wir doch die modernistischen Kleinbürger à la Marcuse und Vaneigem gesehen, die keineswegs auf den technischen Fortschritt spucken. Orwell machte folgende deutliche Bemerkung: „Trichtern Sie ihm das ein und erklären Sie ihm, dass Sie darauf aus sind, das Leben einfacher und härter statt weichlicher und komplexer zu machen, und der Sozialist wird gewöhnlich annehmen, dass Sie zu einem „Naturzustand“ zurückkehren wollen – womit er irgendeine stinkende paläolithische Höhle meint: als ob es zwischen einem Flintschaber und den Stahlwerken von Sheffield und der Queen Mary gar nichts gäbe.“ „Der Weg nach Wigan Pier“, S. 203

⁵² „Politique et construction“, o.c. Seiten 77-78

Auf das Ende des „Fortschritts“ hin

Angesichts der Schäden des „Fortschritts“ an der natürlichen Umwelt war es unvermeidlich, dass sich einige Menschen rührten. Wir haben den Alarmruf des Astrophysikers H. Reeves gehört, der über die Zukunft des Lebens auf Terra besorgt ist und es in Gefahr sieht; er spricht von einer „sechsten Auslöschung“.

Auch verschiedene Fraktionen der Bourgeoisie haben, von den verschiedenen wissenschaftlichen, kompetenten Autoritäten bezüglich der Gefahren, welche dem Planeten drohen, in Alarm versetzt, einen neuen Slogan lanciert; er heisst „nachhaltige Entwicklung“. Es handelt sich dabei um eine Art Wachstum, das vorgibt, die Ausdehnungsbedürfnisse des Kapitalismus mit der Erhaltung der natürlichen Umwelt zu versöhnen. Ein grosses Programm! Dabei sollte Energie ökonomisiert, der Ausstoss von Treibhausgas beschränkt, auf erneuerbare Energie zurückgegriffen werden. So beobachtet man, wie seit geraumer Zeit mächtige Verantwortliche für die Destabilisierung des Ökosystems des Planeten, Unternehmen wie Areva, Michelin, Suez, Texaco, Du Pont, an Weltkonferenzen über Umweltfragen teilnehmen. Etwa an derjenigen von Johannesburg im Jahre 2002, wo ihre Anwesenheit unübersehbar war. H. Reeves als guter Reformist ist erfreut, wie Du Pont, British Petroleum, Amoco und Shell in erneuerbare Energien investiert haben, oder wie Toyota die in Kioto gesetzten Ziele zur Reduktion des Treibstoffgases zu überbieten versucht. Er träumt sogar von einem „ökologischen Anti-Manhattan-Projekt“, welches das Wunder „Entwicklung“ dauerhaft werden zu lassen, vollbringen soll . . . Natürlich gibt es Anstrengungen von Seiten des Systems, hinsichtlich der Umwelt Regeln aufzustellen. Doch muss auch der Report der Vereinten Nationen für die Entwicklung anerkennen, dass wenn es wahr ist, dass „überall auf der Welt die Produktionsprozesse bezüglich der Energie haushälterischer geworden sind, andererseits die Steigerung des Volumens der Produktion diese Fortschritte schlichtweg ungenügend macht, um den Ausstoss von Kohlendioxid weltweit zu reduzieren“.⁵³ Es springt in die Augen, dass mit der Ausdehnung der kapitalistischen Industriegesellschaft über die ganze Welt, also auch mit der Vergrösserung der Masse der produzierten Waren, etwa der Anzahl der zirkulierenden Fahrzeuge, die „nachhaltige Entwicklung“ nur ein Oxymoron ist: das Wachstum kann nicht weiterdauern, denn die Quellen nichterneuerbarer Energie versiegen (und die sogenannten erneuerbaren können sie nicht ersetzen); die Böden und Gewässer degradieren, das Klima wird chaotisch; diese Phänomene werden immer gravierender und stellen, lange bevor die ökologische Krise an ihrem Endpunkt angelangt ist, jeder „nachhaltigen Entwicklung“ ein Hindernis entgegen.

Zu dieser Krise kommt noch eine andere, die man strukturell nennen kann, die also der kapitalistischen Produktionsweise inhärent ist. Bezüglich dieser Krise ist uns die Analyse von Marx von gewisser Hilfe. Für Marx ist der Kapitalismus eine historische ökonomische Form, d. h. sie hat einen Anfang und ein Ende. Dazu schreibt er: „Die wahre Schranke der kapitalistischen Produktion ist das Kapital selbst, ist dies: dass das Kapital und seine Selbstverwertung als Ausgangspunkt und

⁵³ Zitiert von S. Latouche, „Survivre au développement“, 2004, Seiten 61-62

Endpunkt, als Motiv und Zweck der Produktion erscheint (. . .).“⁵⁴ Das verdient aber eine Erklärung.

Das Kapital besteht aus zwei Elementen: aus dem konstanten oder toten Kapital (Maschinen, Installationen), welches selber keinen Wert schöpft und nur den Anfangswert auf das Produkt überträgt, und aus dem variablen oder lebendigen Kapital (die Arbeitskraft der Arbeiter), ‚lebendig‘ genannt, da dieses Kapital Wert schöpft und das Kapital sich verwerten lässt, womit ein Mehrwert abgeworfen wird. Das Verhältnis zwischen diesem Mehrwert und der Masse des investierten Kapitals (verbrauchtetes konstantes Kapital plus variables Kapital) stellt die Profitrate dar, d. h. den Grad der Rentabilität des Kapitals. Marx zeigt nun, dass mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion die Profitrate tendenziell sinkt. Diese Entwicklung ist nur tendenziell, denn sie wird durch verschiedene Gegenbewegungen gestört, etwa durch die Ausbeutung von Extra-Mehrwert infolge der zunehmenden Produktivität, die deshalb sehr wichtig ist. Das ist aber nur zeitweilig eine Aufhebung der besagten Tendenz. Auf jeden Fall steigt im Ganzen die organische Zusammensetzung des Kapitals kontinuierlich an (der Anteil der Maschinen im Produktionsprozess steigt im Verhältnis zum Anteil des variablen Kapitals am investierten Gesamtkapital). Die Tendenz zu sinkender Profitrate wiegt auf jeden Fall schwer; der Profit versiegt immer mehr. Anders gesagt, der Kapitalismus tritt mit sich selbst in Widerspruch: Nährt er sich von der Ausbeutung des lebendigen Kapitals so ersetzt er es doch sukzessive durch totes Kapital, durch Maschinen. Damit sägt sich der Kapitalismus den Ast ab, auf dem er sitzt. Oder wie Marx sagt: Das Kapital wird sich selbst zur Grenze.

Bezieht man das auf die gegenwärtige Situation, was stellt man da fest? Der Gegensatz zwischen lebendigem und totem Kapital macht sich dadurch bemerkbar, dass die Akkumulation von Kapital (das berühmte „Wachstum“) in den fortgeschrittenen Ländern des Kapitalismus immer geringer wird; das Wachstum erstickt, denn die steigende Bedeutung, welche das fixe oder tote Kapital in der Produktion hat, hat zur Folge, dass das Kapital immer weniger rentabel ist; dies umso mehr, als die Flut von Unproduktiven (welche in der Hyper-Entwicklung der Produktivkräfte als Folgeerscheinung entstanden sind), den Profit versiegen lässt. Gewiss macht das Kapital noch Profit, vor allem aber ausserhalb der fortgeschrittenen Industrieländer: in den Zonen, wo die unqualifizierte Arbeit noch billig ist. Dort investiert das Kapital ja auch am meisten: in Asien, Osteuropa, Lateinamerika, und die grossen Unternehmen wandern in diese Regionen ab. Das lässt dem Kapitalismus noch einen gewissen Spielraum. In den zentralen kapitalistischen Ländern aber tritt ein industrieller Bruch ein, der mit der Bezeichnung „postindustrielle Gesellschaft“ eher verschleiert als aufgehellt wird. Eine Masse von Arbeitslosen ist die Folge, welche die offiziellen Statistiken nicht verschweigen können. Das zeigt, dass der Kapitalismus daran ist, seine historische Bahn zu beenden.

Was da geschieht, ist nicht nichts: Wir bewegen uns auf das Ende des Fortschritts zu. Ende des Fortschritts heisst: Ende der eschatologischen Hoffnung

⁵⁴ „Das Kapital“, Band III, S. 260

auf einen stets wachsenden materiellen Fortschritt, eine Hoffnung, welche die Menschheit seit zwei oder drei Jahrhunderten in Atem hält und welche der Kapitalismus mit seinen industriellen Erfolgen, seinen technischen und wissenschaftlichen Errungenschaften nie aufgehört hat, zu nähren. Es handelt sich um eine historische Kehre, die uns zwingen wird, sobald der Mythos des Fortschritts einmal aufgelöst ist, den schmerzhaften aber heilsamen Rückzug anzutreten.

Negativwachstum: Was heisst das?

In dieser sich aufbauenden historischen Situation gewinnt eine Idee an Boden: Negativwachstum. Was heisst das? Gemäss der Verfechter dieser Idee soll es möglich sein, die bis anhin herrschende Tendenz in aller Stille umzukehren. So behauptet S. Latouche, es genüge, dass sich innerhalb des Kapitalismus ein Netzwerk von Nischen des Zusammenlebens bilde, worin ein verlässlicher Kreis gemeinschaftlich und nachhaltig gelebten Negativwachstums erblühen und sich letztlich allgemein durchsetzen könne. So werde das herrschende System unterlaufen. Eine süsse Illusion! Die Geschichte erinnert uns, dass schon jede ihrer grossen Kehren durch Krisen, Kriege und Revolutionen hindurchgegangen ist. Wachstum ist dem Kapitalismus inhärent, er braucht Wachstum wie unser Körper Sauerstoff und solange er den Weg des Wachstums gehen kann, wird ihn nichts aufhalten. Und wenn dieses Ende der Entwicklung, das F. Partant herbeiwünschte und das S. Latouche seinserseits nun verfiht, eintreten wird, so wird es notwendigerweise eine chaotische Phase begleiten. Diese hat übrigens schon begonnen, der Anschlag vom 11. September 2001 auf die beiden Türme des World Trade Centers war der Startschuss dieser Phase. Katastrophen, davon wollte man lange nicht mehr sprechen, sind der Geschichte inhärent; diese war schon immer voller Lärm und Raserei. Darin macht der Kapitalismus keine Ausnahme, im Gegenteil, er war eh und je eine einzige Katastrophe.

Doch nehmen wir uns das vor, was Latouche eine Gesellschaft des Negativwachstums nennt. Sie sei, erklärt er, eine Gesellschaft, „in der das kontemplative Leben und das uninteressierte, spielerische Handeln dank einer gewaltigen Minderung der Arbeitszeit voll zu ihrem anerkannten Recht kommen; dem wird die Produktion eines festlichen, ja dionysischen Lebens entsprechen“.⁵⁵ Es handelt sich demnach um eine Gesellschaft, in der man sehr wenig arbeitete und sich dagegen umso mehr amüsierte. Nun, darin haben wir schon etwas Erfahrung. Oder doch nicht ganz; Latouche erklärt uns nämlich, dass die Verwirklichung dieses Programms am Fortschritt vollumfänglich teilhaben soll und man auf höchstentwickelte Technologie zurückgreifen möchte, wovon einiges erst noch zu erfinden sei. In Sachen Produktivkräfte hätte man demnach noch nicht alles gesehen. Es sei deshalb ungerecht, die Parteigänger einer Ära nach dem kapitalistischen expansiven Fortschritt als Technik-Feinde und Feinde des

⁵⁵ „Survivre au développement“, o.c., Seiten 99 und 101

Fortschritts zu bezeichnen. Über diese Gesellschaft des Negativwachstums sind wir nun bestens im Bild.

Die Libertären der Fédération Anarchiste - sie wollen auf dem Laufenden sein - haben sich nun ebenfalls zu Gunsten des Negativwachstums erklärt und eine entsprechende Broschüre verfasst. Sie erklären darin, dass sie nicht genau wüssten, worin dieses Negativwachstum bestehen soll. „Was für ein Negativwachstum? Ist es zwar relativ einfach, eine treffende Kritik gegen die Ideologie des Wachstums zu formulieren, so beginnen die Schwierigkeiten, sobald man an das Danach denken soll. Niemand kann die Umrisse eines solchen Unternehmens zeichnen“. ⁵⁶ Da sind wir wenig weiter gekommen; man kann gemäss den Verfassern der Broschüre nur festhalten: Es handelt sich um die „Wahl einer Gesellschaft“ (zweifellos wie man ein neues Hemd wählt!), darum, „besser mit weniger zu leben“, was heisst, „gewisse Formen des Konsums zu reduzieren“. Welche denn? Das Auto, den Fernsehapparat, das Handy, den Video-Apparat, die Ferien in Hong Kong, 8 Tage, 800 Euros hin und zurück? Wir erfahren nichts Genaueres. Immerhin kommt man Bedenken entgegen und erklärt, dass „ein ökologischer Konsum keine Reduktion des Lebensstandards, keine Massenbekehrung zur Ausser-Modernität, sondern vielmehr eine „andere Auffassung von Lebensstandard“ beinhaltet.“ ⁵⁷

Die Rede von der „Produktion eines festlichen, ja dionysischen Lebens“ hat man schon 1968 gehört, neben der Sorbonne und beim Odéon, jetzt aber erfolgt sie ohne den revolutionären Jargon, ohne das Fiebern und die Ungeduld der vorangegangenen Generation, derjenigen von Marcuse und den Situationisten, ohne Hegel, Marx (denjenigen der Manuskripte von 1844), Lukacs. Im übrigen hat man es aber immer noch mit dem modernistischen, hedonistischen und libertären Kleinbürgertum zu tun, und dieses spuckt, wie dasjenige 40 Jahr zuvor, nicht auf die „höchstentwickelte Technologie“.

Sicher, man ist gegen die kapitalistische Gesellschaft, die man verschwinden, genauer: langsam von der nischenhaften Alternativszene aufgesogen sehen möchte, die immer umfangreicher werde und sich wie Öllachen auf dem Wasser verbreiten soll; doch: an den technischen Vorteilen, welche diese Gesellschaft bietet, möchte man nicht vorbeigehen. Sie sollen zu ganz andern Zwecken eingesetzt werden können, zu einem festlichen Leben etwa, das vor allem keine Arbeitsmühe mehr kennt. Also: Man will den Fünfer und das Brötchen. Um diese Möglichkeit zu unterbauen wird das ganze Panorama neuer Technologien aufgeführt, das noch um wünschbare Erfindungen erweitert werden soll, denn man ist nicht technophob oder gegen den Fortschritt eingestellt! Letztlich heisst das doch, dass diese Leute nicht wissen, wovon sie sprechen, wenn sie das Wort Negativwachstum im Munde

⁵⁶ J.-P. Tertaïs, „Du développement à la décroissance“, 2004, Seite 21

⁵⁷ Ibidem, Seite 29. Diese von Tertaïs zitierte Stelle stammt von einer Politikerin der Grünen, K. Soper, welche auch S. Latour schon in seiner Zeitschrift „Silence“ (Oktober 2002) anführt, was alles sagen dürfte . . . Hier also holen unsere Libertären ihre Einfälle, bei einer Öko-Bobo, die die Meinung vertritt, der moderne Konsum interessiere sich nicht genügend für die fleischlichen Vergnügen, sei zu wenig von der sinnlichen Erfahrung eingenommen“. Sie glaubt sich dabei äusserst subversiv, wo doch solche Aussagen schon längst vom Kapitalismus Plattitüde gestraft werden. Der Kapitalismus ist schon seit einer Ewigkeit von seiner puritanischen Moral abgerückt und predigt einen Hedonismus ohne jeden Komplex. Davon zeugt die Werbung, zeugt der heutige Film mit seinem Sex, zeugen die Street Parades und Gay Pride-Parties, die unter Polizei-Schutz mit trozkistischen Abgeordneten an der Spitze abgehalten werden, wobei das Ganze von grossen Firmen gesponsert wird.

führen. Sie bedenken überhaupt nicht die Folgen eines Negativwachstums. Dafür erzählt man uns kleine Geschichten, welche uns überzeugen sollen, dass Negativwachstum nichts mit tieferem Lebensstandard, nur mit einer andern Auffassung davon zu tun habe. Man erlaube uns die Lehre daraus: Mit diesem „Negativwachstum“ ist es nicht anders als mit dem kapitalistischen Wachstum.

Herabsetzung des Niveaus der Produktivkräfte

„Reduktion des Produktionsvolumens mit Hilfe eines entsprechenden Planes. Die Produktion konzentriert sich auf die notwendigsten Bereiche“, verkündete Bordiga als „revolutionäres Sofort-Programm“ anlässlich einer Vereinigung seiner Organisation in Forli 1952. Weitere Forderung: „Autoritäre Kontrolle des Konsums, wobei die Werbung für schädliche und nichtige Formen des Konsums bekämpft wird; Baustop für Häuser und Arbeitsstätten im Bereich der grossen, ja sogar kleinen Städte; damit soll die Bevölkerung gleichmässig über das Land verteilt werden; Reduktion der Geschwindigkeit und des Umfangs des Verkehrs (1952!), wobei der unsinnige Verkehr verboten wird.“

Das kontrastiert deutlich vom Wortschwall um das Negativwachstum. Mit diesem Plan der Unterproduktion sollte die Produktion aller Arten von Konsumgütern beseitigt werden, welche als schädlich erachtet und im Kommunismus sinnlos wurden. Was aber die Verringerung des produktiven Potentials betrifft, so sieht Bordiga keine Notwendigkeit einer einschränkenden Massnahme. Er war der Meinung, die notwendige Arbeit sei im Masse steigenden technologischen Vermögens zu verringern: „10 Sklaven aus Stahl sollten für jeden von uns zur Verfügung stehen, während das vor einem Jahrhundert noch keiner war“. ⁵⁸ Seither (1952) haben sich die Produktivkräfte aber beträchtlich gesteigert, was bedeutete, dass man, um auf das damalige Niveau zurückzukehren, entmechanisieren, entautomatisieren und die Anzahl der Maschinen verringern müsste.

Was diese Reduktion des Produktionsvermögens etwa ausmache, dies möchten wir abschätzen, indem wir die uns zur Verfügung stehenden Zahlen bezüglich des Energieverbrauchs besehen.

Reeves sagt, der aktuelle Konsum an Energie entspreche etwa dem Äquivalent von 12 000 Atomkraftwerken, die insgesamt etwa 12 000 Milliarden Watt leisten. Darin machen die fossilen Energieträger (Öl, Gas, Kohle) 74%, die erneuerbaren Kraftwerke (Wasser-, Solar- und Windenergie- und Bioenergiekraftwerke) 20%, die Atomkraftwerke 6% aus.

Was die Sache pikant macht, ist, dass die fossilen Energieträger vor unsern Augen schwinden. Nach Reeves gibt es in 50 Jahren kaum mehr noch Erdöl und Naturgas, während die Kohle noch für 200 Jahre reicht. Inzwischen wird die „Kohlensäure ihren Anteil an der Atmosphäre verdoppelt haben und die Störungen des Klimas werden wahrscheinlich enorm sein“.

⁵⁸ „Espace contre ciment“ in A. Bordiga, „Espèce humaine et croûte terrestre », o.c., Seite 162

Also, die Atomkraftwerke? Es gibt zwei Typen von Reaktoren: diejenigen mit langsamen Neutronen auf der Basis von U_{235} , das kaum über dieses Jahrhundert hinaus ausreichen wird; und diejenigen mit schnellen Neutronen, welche U_{238} verbrennen, dessen Reserven noch 4000 Jahre reichen dürften. Die Kernkraftwerke haben den Vorteil, den Treibgasausstoss zu vermeiden, dafür aber, schreibt Reeves „wird die Erde von 10 000 Reaktoren (wahrscheinlich vom Typ Creys-Melville) bedeckt sein, deren Prototyp noch experimentell ist. Heute ist die Lebensdauer eines Reaktors zwischen 30 und 60 Jahren. Danach muss man einige Jahrzehnte warten, bis die Radioaktivität genügend gesunken ist, um gefahrlos eindringen zu können. Insgesamt dauert also eine solche Operation etwa 100 Jahre (von der Erbauung bis zum definitiven Abbau). Dann kommt noch das Problem mit den radioaktiven Abfällen. Werden sie tief im Boden eingelagert, bleiben sie 100 000 Jahre lang radioaktiv . . . Werden sie behandelt, gibt es zwei Methoden: Einsatz in Supergeneratoren oder in Beschleunigungs-Reaktoren. Diese Kraftwerke haben den doppelten Vorteil, die Uranium-Reserven beträchtlich zu verlängern und gleichzeitig die bis anhin akkumulierten Abfälle nützlicher Verwendung zuzuführen. Dazu müssen sie allerdings während Jahrzehnten gelagert werden, letztlich also während Jahrhunderten, damit ihre Abstrahlung genügend gesunken ist.

Die Option ‚alles AKW‘ ist also nicht erfreulich, oder man sagt sich: Nach uns der Weltuntergang!

Gehen wir kurz auf die erneuerbaren, also unerschöpflichen Energien ein, etwa Sonne und Wind. Reeves rechnet, „dass man für die Versorgung der erforderlichen Energie etwa 60 Millionen Windmühlen auf der Erde aufstellen müsste, in Frankreich allein 500 000“. Dazu kämen entlastend „andere Energietypen (Sonneneinstrahlung, Wasserhydrolyse, Biomasse), wodurch die Weltnachfrage nach Energie befriedigt werden könnte“, behauptet er. Welche Weltnachfrage? Reeves ist klug genug, diesbezüglich nicht genauer zu werden.

Nun, gemäss der Zeitschrift „Alternative économique“, Nummer ausser Serie, (1. Trimester 2005) stagniert der Anteil erneuerbarer Energie. 2003 betrug er 14% des Weltverbrauchs an Energie und 2030 soll dieser Anteil derselbe sein, während die fossile und nukleare Energie weiterhin den Löwenanteil beanspruchen werden. Das deutet darauf hin, dass die erneuerbaren Energien allein nicht fähig sein werden, die Megamaschine der industriellen Weltgesellschaft zu speisen. Doch betrachten wir das etwas genauer.

Die Wasserkraft ist die erneuerbare Energiequelle, die sich am längsten bewährt hat. Doch ausser dass sie nur 2% des Weltenergieverbrauchs abdeckt, hat sie den grossen Nachteil, dass die grossen Staudämme die lokalen Ökosysteme stören. Die kleinen Kraftwerke könnten dagegen eine Lösung sein, allerdings nur unter der Bedingung, dass der Elektrizitätsverbrauch eingeschränkt wird.

Der Wasserstoff als Energiequelle existiert nicht in Naturzustand, sondern muss aus Wasser gewonnen werden, was die Energieausbeute stark verringert, auf 30 bis 7%; Wasserstoff ist also keineswegs die Wunderlösung.

Biomasse als Energiequelle heisst, man verbrennt Holz und übrige Vegetation; diese werden vergast und schliesslich als Flüssigtreibstoffe verwendet. Raps,

Zuckerrohr, Raps usw. wäre die Basis für diese Biotreibstoffe. Die Ausbeute beträgt zwischen 10 und 50%. Biomasse kann das Erdöl aber keinesfalls ersetzen, oder man baut 12 der 13 Millionen Quadratkilometer bebaubaren Landes auf der Erde zur Gewinnung von Bio-Energie an. Mit andern Worten, Raps und Rapsfelder, soweit das Auge reicht und kein Land mehr für die Produktion von Nahrungsmitteln . . .

Die Windmühlen sind ebenfalls nicht das Gelbe vom Ei. Wirklich effizient sind sie nur an den Meeresküsten, wo dauerhaft starker Wind bläst.

Und dann die Sonnenenergie, hier zur Elektrizitätserzeugung; zur Gebäudeheizung hat sie ihren göltigen Einstand schon gefeiert.

„Alternatives économiques“ endigt einen Artikel mit dem weisen Ratspruch „den Weg der Mässigkeit zu gehen und so den Energieverbrauch in Frankreich um 70% zu reduzieren“. Ebenso gut könnte man das Verschwinden des Kapitalismus fordern! Währenddessen konsumieren 20% der Weltbevölkerung 80% aller zur Verfügung stehender Energie; ein Amerikaner etwa braucht 12 Mal soviel Energie wie ein durchschnittlicher Weltbürger (wer das auch immer sein mag) und ein Westeuropäer 5 Mal soviel, was heisst, dass der Rest der Menschheit weit unter dem Durchschnitt liegt.

Damit wird klar, dass angesichts der bald erschöpften nicht erneuerbaren Energiequellen (ausser man wollte auf Atomenergie setzen, was selbstmörderisch wäre) die Herabsetzung des Niveaus der Produktivkräfte drastisch sein wird. Erhöhte sich das Potential erneuerbarer Energie von gegenwärtig 14% (des Energiegesamtolumens) auf 25%, so bedeutete das die Herabsetzung des Energieverbrauchs um 75%. Damit wird die materielle Rückkehr unabdingbar.

Adieu der Traum von den „höchstentwickelten Technologien“ von Latouche mit den „mikro-elektronischen Robotern, welche den Grossteil der notwendigen Arbeit für immer übernehmen“ von R. Kurz (von der Gruppe um „Krisis“), ein anderer grosser Freund des festlichen Lebens und des An-der-Sonne-Liegens. Adieu auch Bordigas Traum von den zehn Robotern aus Stahl pro Person, der nicht an der zu seiner Zeit verfügbaren Energie Mass genommen hatte.

Diese Ent-Mechanisierung wird bedeuten: 1) man wird zur Handarbeit zurückkehren; sie wird wieder zur Haupt-Produktivkraft; 2) dass der Lebensstandard notwendigerweise sinken wird. Auf dem gegenwärtigen Stand wird er nicht bleiben können. Dieser Stand ist künstlich und unmöglich zu halten. Er beruht auf der Verschleuderung der Ressourcen des Planeten zugunsten einer Minderheit desselben.

Dieser Schluss wird nicht wenige aufschreien lassen: Unter solchen Bedingungen sei Kommunismus gleichbedeutend mit Mangel. Für diese Leute ist aber wohlverstanden das Nichtverfügenkönnen über den letzten Schrei technischer Neuerung und der damit verbundene Überfluss identisch mit dem nackten Grauen. Vielleicht lassen sie sich mit dem Hinweis beruhigen, dass ein auf dieser Herabsetzung der Produktivkräfte beruhender Kommunismus keineswegs dem Lebensstandard im Mittelalter entspricht; grosso modo läge er etwa auf dem Niveau von Ende des 19. Jahrhunderts in der westlichen Welt. Wäre damals auf der

Welt der Kommunismus verwirklicht worden, so wären die Welt sicher nicht an ihrem Lebensstandard zu Grunde gegangen.

Kommunismus und Übergang

Heutzutage sind einige der Meinung, die revolutionäre Aufgabe des Proletariates sei nunmehr nicht mehr, sich zur herrschenden Klasse zu erheben, sondern sich unmittelbar als Klasse abzuschaffen, indem die Gesellschaft kommunistiert werde; damit stelle sich die Frage des Übergangs nicht mehr. Lassen wir den Kommunisten ihre Hirngespinnste bezüglich des Proletariates und seiner angeblichen historischen Aufgabe. Halten wir uns lieber daran, was einträte, wenn eine solche Kommunistierung sich verwirklichte. Sie hätte in Tat und Wahrheit nichts mit dem Kommunismus zu tun; sie wäre nur die Fortsetzung dessen, was der Kapitalismus geschaffen hat, nur jetzt auf „vergemeinschafteter“, partizipatorischer Basis. Anders gesagt, ein solcher „Kommunismus“ wäre nur ein vergemeinschafteter („kommunistierter“) Kapitalismus, aber nicht seine Überwindung, weshalb daraus keine Emanzipation zu erwarten ist. Zur Überwindung des Kapitalismus bedarf es der Produktion von etwas ganz Anderem: ein anderes Arbeiten, andere Bedürfnisse, ein anderer Lebensrahmen: Das erfordert eine vorangehende vollständige Umstülpung des bestehenden Standes der Dinge. Man stelle sich, um ein Beispiel zu nehmen, „Kommunismus“ in 10 Millionen-Städten mit ihren Transport-, Kommunikationsmitteln, ihren Knästen, Quartieren, Einfamilienhaus-Slums, kurz, mit dem ganzen Puff vor, welchen uns der Kapitalismus hinterlässt . . . Gute Nacht, Kommunismus unter diesen Bedingungen!

Noch einmal: Der Kapitalismus hat mit der Entwicklung seiner Produktivkräfte eine materielle Welt seines Zuschnitts geschaffen, die jeden andern Gebrauch als denjenigen zu seinen Zwecken ausschliesst. Er hat in seinem Schoss nie die objektiven und noch weniger die subjektiven Grundlagen einer andern Gesellschaft getragen. Das hat Simone Weil schon 1934 gesehen: „Weit davon entfernt, dass die kapitalistische Gesellschaft in ihrem Schoss die materiellen Bedingungen einer Welt der Freiheit und Gleichheit schüfe, erfordert die Errichtung einer solchen Welt die vorangehende Umwandlung der Produktion und der Kultur“. ⁵⁹ Wenn Marx hinsichtlich der Pariser Kommune sagte, das Proletariat könne sich nicht mehr damit zufrieden geben, die Staatsmaschinerie tel-quel zu übernehmen und sie für ihre Ziele arbeiten zu lassen, dass vielmehr diese zuvor zerschlagen werden müsse, so sagen wir heute dasselbe für die kapitalistischen Produktionsmittel, die ebenfalls nicht einfach nur kollektiv tel-quel übernommen werden können. Und das hatte S. Weil ebenfalls gesehen: „Man muss die notwendige vollständige Reorganisation des Produktionsapparates in Rechnung ziehen, eine Reorganisation, die notwendig ist, um die Produktion ihrem neuen Zweck, d. h. dem Wohl der Massen, anzupassen.“

⁵⁹ „Réflexions sur les causes de la liberté et de l'oppression sociale“, 1934, Gallimard, S. 17.

Wer aber von der Arbeit der Reorganisation spricht, spricht notwendigerweise von einem Übergang, also von einer Übergangsperiode, die, um das Wesentliche zu erfassen, angesichts der vom Kapitalismus am Planeten hinterlassenen grossen, teilweise unheilbaren Schäden, recht lang und hart sein kann. Überganglos könnte die Errichtung des Kommunismus nur in einer Welt ablaufen, die noch nicht vom Kapitalismus geprägt worden ist; diese Situation könnte in den 30er Jahren in gewissen Regionen Spaniens bestanden haben, wo 1936-1937 mit den anarchistischen Landwirtschafts-Kollektiven eine Art ‚spontaner Kommunismus‘ entstand. Um diesen einzurichten, musste man nur die Grossgrundbesitzer enteignen, die Sache der kleinen Eigentümer mit derjenigen der Besitzlosen versöhnen, die Erde gemeinsam bearbeiten, das Geld unterdrücken und ein System gerechter Verteilung der Produkte aufstellen. Selbst wenn ein solcher Dorf-Kommunismus zu eng war und bezüglich seiner Geräte und Werkzeuge, da ausschliesslich ländlich, von der Stadt abhing und zu seiner Festigung einer entwickelteren materiellen Basis bedürft hätte, so hat er doch das Verdienst gehabt, überhaupt zu existieren. In einer seit langem vom Kapitalismus geformten Welt wie der heutigen westlichen handelt es sich nicht darum, ob dieser oder jener Aspekt zu vergemeinschaftlichen wäre, sondern darum, die Gesamtheit der bestehenden Welt zu demontieren, damit der Aufbau einer neuen, dem Kommunismus angepassten Welt möglich wird.

Man konstatiert denn also, dass das kommunistische Projekt sich heute ungefähr in derselben Situation befindet, wie der Babouvismus: Dieser sah sich vor die Aufgabe gestellt, die Grundlagen des Kommunismus bereitzustellen, und das gilt auch für heute, denn mit der vom Kapitalismus geschaffenen Welt kann man nichts anfangen; sie muss demontiert werden, um eine neue aufzubauen, die dem Kommunismus gemäss ist. Das wird die Aufgabe ebenso schwer machen. Es wird eine strenge Triage notwendig sein: Dies muss umgewandelt, jenes neukonzipiert und das hier verworfen werden, damit neue Gesellschaftsverhältnisse mit den ihnen entsprechenden materiellen Bedingungen zur freien Entfaltung entstehen können.

Sicher, man muss fast sofort die alten gesellschaftlichen Verhältnisse: Privateigentum, Warenökonomie, Lohnarbeit, ja sogar das Geld, abschaffen. Wenn man aber glaubt, daraus ergebe sich von selbst der Kommunismus, irrt man sich. In der entstehenden Zwischenperiode herrscht nicht mehr das Kapital, ist aber auch noch nicht Kommunismus eingetreten. Die gesellschaftlichen Verhältnisse werden das sein, was aus dem Gemeinschaftswillen, die materiellen und kulturellen Voraussetzungen zu schaffen, welche den Kapitalismus ausschliessen, entsteht. Es werden Beziehungen gegenseitiger Hilfe, der Solidarität, gegenseitigen Vertrauens, der Teilung der Aufgaben sein, die wie eine Vorwegnahme des Kommunismus erscheinen.⁶⁰ An dieser subjektiven Bedingung wird die Verwirklichung des

⁶⁰ Orwell schreibt über seine Erfahrung in den Arbeitermilizen in Spanien 1937: “Hier, auf diesen Anhöhen in Aragon, fand man sich inmitten von Zehntausenden von Menschen wieder, zum Grossteil, aber lange nicht alle, proletarischer Herkunft, die alle auf derselben Ebene standen und einander nichts voraus hatten. Theoretisch herrschte absolute Gleichheit, praktisch fehlte wenig dazu. In diesem Sinne stimmte es mit der Wahrheit überein, zu sagen, dass man die Erfahrung des Vorgeschmacks von Sozialismus machte [. . .] Diese Gemeinschaft, wo niemand seine privaten Interessen verfolgte, wo Mangel an allem bestand, wo es aber keine Privilegien gab und niemand jemandes Stiefel leckte, war wie eine summarische Vorausnahme dessen, was man sich vorstellen konnte, die ersten

Kommunismus hängen und nicht an den materiellen, schon vorgegebenen materiellen Bedingungen, die angeblich für den Kommunismus günstig sein sollen, die aber noch nie existiert haben und nie existieren werden.

Wenn diese Periode die einen oder andern erschreckt, da Degenerationsgefahr besteht und andere unvoraussagbare Gefahren auf dem Weg lauern, oder wegen der Grösse der zu unternehmenden Arbeit, so ist es besser für sie, wenn sie dem Kommunismus ganz absagen, als dass sie über „Kommunisierung“ sprechen.

Zeiten des Sozialismus könnten ihm gleichen.“ G. Orwell, „Mein Katalonien“, 1938 (Übersetzung aus dem Französischen). Auch wenn man die besonderen Bedingungen des Bürgerkrieges mit seinen extremen Prüfungen, welche die Menschen einander nahe kommen und solidarisch werden liessen, berücksichtigt, so hat Orwell hier doch gefühlt, wie die menschlichen Beziehungen in einer Zwischenzeit zwischen Kapitalismus und Kommunismus aussehen könnten.

Kapitel 4

Die kommunistische Alternative in den sogenannten zurückgebliebenen Ländern

Kurzer Rückblick

Anfangs des 20. Jahrhunderts blieb der Kapitalismus im Wesentlichen auf Westeuropa und Nordamerika beschränkt. Der Rest der Welt war sozusagen Brachland, wenn auch grösstenteils von den westlichen Mächten kolonisiert; für den Kapitalismus bildete er die grosse Reserve an Rohstoffen.

Immerhin gab es zwei Ausnahmen: Japan und Russland. In Japan hatte die Aristokratenklasse das Heft des Staates ergriffen, um einer Kolonisierung zuvorzukommen, und sie hatte den Anfang der Industrialisierung gesetzt. In Russland hatte der Staat ebenfalls eine solche Initiative ergriffen, die aber unter der Feudalklasse seiner Grossgrundbesitzer auf einigen Widerstand stiess. Wie konnte das Land aber aus seiner Zurückgebliebenheit heraustreten und seinerseits zum Rang einer industriellen Grossmacht aufsteigen?

In Russland besass die Bourgeoisie ökonomisch wenig Macht, bildete aber eine „Intelligentsia“ (Intellektuellenschicht) aus, die sehr rührig und wehrhaft war. Von 1825 an, mit dem Dezembristenaufstand, hatte sie sich als Herd der Opposition angemeldet; im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts warf sie sich mit den sogenannten „Nihilisten“ gegen die zaristische Macht in terroristische Aktionen. Ausserdem versuchte sie „zum Volk zu gehen“ und die Masse der Bauern zur Erhebung zu bewegen. Von 1880 weg tauchte aber mit Beginn der Industrialisierung ein Neuling auf der gesellschaftlichen Bühne auf: das Proletariat. Es manifestierte sich durch seine Streiks, seine Aktionen auf der Strasse, und eine ganze Intelligentsia stürzte sich auf es und konvertierte dazu zum Marxismus.⁶¹ Sie warf ein Auge auf das Proletariat, um sich seiner als Speerspitze gegen den Zarismus zu bedienen. Die russische Sozialdemokratie entstand und mit ihr die härteste Fraktion, die bolschewistische von Lenin. Diese konnte einen Gutteil der

⁶¹ Dass es diese Intelligentsia gab, erklärt, dass der Marxismus, eine aus den fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern stammende Theorie, in diesem zurückgebliebenen Land überhaupt Fuss fassen konnte. Wenn Lenin in „Was tun?“ 1902 behauptete, dass die sozialistische Lehre, d. h. für ihn der Marxismus, als natürliches und unausweichliches Resultat der Entwicklung des Denkens bei den sozialistischen revolutionären Intellektuellen aufgetaucht ist, stimmt das genau.

Arbeiterklasse für sich gewinnen, welche mit der Parole „Alle Macht den Räten“ im Oktober 1917 die Macht an sich reißen würde. Beseelt durch einen unbestreitbaren revolutionären Idealismus, der soweit ging, für sich den Kommunismus zu beanspruchen, blieb diese Intelligentsia trotzdem bürgerlich und bewies das dann auch bald. Zum Ersten riss sie für sich allein die Macht an sich (wo doch Lenin noch kurz zuvor in „Staat und Revolution“ eine quasi libertäre, von der Pariser Kommune inspirierte Auffassung von Macht dargelegt hatte) und behauptete, diese sei die „Diktatur des Proletariates“; sie duldet keine Anfechtung, so etwa diejenige der Matrosen von Kronstadt, welche grausam unterdrückt wurde, oder diejenige der anarchistischen Machnovisten in der Ukraine, welche während des Bürgerkrieges an der Seite der Bolschewiki gegen die Weissen gekämpft hatten, später aber von den Bolschewiki auf schändlichste Art physisch beseitigt wurden. Was die bolschewistische Macht verwirklichte, war eine Diktatur bürgerlichen Typs à la Robespierre, die alles, was rechts oder links von ihr abwich, beseitigte. Zum Zweiten warf die an die Macht gelangte Intelligentsia Russland auf die Bahn der Industrialisierung, welche, wie Lenin sagte, die Form des Staatskapitalismus annehmen sollte, des Vorzimmers des Sozialismus. Wie nun die kapitalistische Richtung einmal eingeschlagen war, zögerte Lenin nicht, die Prüfung und Einführung des Taylor-Systems in Russland zu predigen, des letzten Schreis von kapitalistischer Ausbeutungsmethode aus Amerika, und die Kommunisten zu ermahnen, sich in die Schule des Handels zu begeben und gute Geschäftsleute zu werden.⁶² Nach etlichen Verschleierungen, woran die alte zaristische Macht die Menschen gewohnt hatte, gelang es der neuen Macht, sich auf das kommunistische Projekt zu berufen und dabei bürgerlich-kapitalistische Ziele zu verfolgen.⁶³ In der Folge musste diese Bourgeoisie neuen Typs nur noch ihre Macht ausbauen, indem

⁶² „Die Wahrheit ist“, schrieb Lenin, dass „ein verantwortlicher Kommunist, der ehrenhaft und der Sache ergeben ist und Gefängnis und Todesgefahr auf sich genommen hat, nicht Handel treiben kann; er ist kein Geschäftsmann, denn er hat das nicht gelernt und wollte das nicht lernen (. . .) dieser Kommunist und Revolutionär muss seine Lektion beim gewöhnlichen Krämer nehmen, der zehn Jahre in seinem Laden geschuftet hat.“ („Politischer Bericht des Zentralkomitees“, 1922; Übersetzung aus dem Französischen). Das war noch nicht amerikanisches Management, befand sich aber auf dem Weg dazu . . .

⁶³ Ohne mit der Wimper zu zucken schreibt Bordiga: „Tatsächlich stellt sich die russische Partei der revolutionären Arbeiter und der sozialistischen Kommunisten das historische Ziel, den Kapitalismus einzuführen“ 1955 beglückwünscht sich Bordiga, „dass nun radikal und gefestigt die volle Form des Kapitalismus machtvoll überall durchgedrungen ist (. . .) mit vollem Recht können wir schliessen, dass Lenin richtig gesehen hat: die Geschichte ist dank einer gewaltigen Anstrengung, welche das russische Proletariat auf sich genommen hat, dort angekommen, wo Lenin es gesehen hat: beim Aufbau des Kapitalismus; dies ist die heutige Bilanz.“ Siehe „Structure économique et sociale de la Russie d'aujourd'hui“, veröffentlicht in «(Dis)continuité» 2004. Bordiga hat Recht mit seiner Feststellung, dass Russland effektiv daran war, den Kapitalismus aufzubauen, falsch, wenn er meint, das sei die Aufgabe der Kommunisten. Damit werden die forcierte Ausbeutung des russischen Proletariates (verschämte Anspielung durch „gewaltige Anstrengung, welche das russische Proletariat auf sich genommen hat“), der Gulag und die Arbeitslager legitimiert, von denen Bordiga nie spricht! Der einzige Fehler von Stalin habe, so Bordiga, darin bestanden, dieses Unternehmen sozialistisch zu nennen. Aber die Stellungnahme von Bordiga leitet sich von der Theorie von Marx ab, der gemäss der Weg zum Kommunismus über die kapitalistische Etappe führt. Bordiga geht da noch etwas weiter und fügt zu: In Russland, einem zurückgebliebenen Land, sei es die Aufgabe der Kommunisten, den Kapitalismus aufzubauen! Marxistisches Ränkespiel à l'italienne wenn nicht gar à la napolitaine. Wahrheit ist aber, dass die Rolle der Kommunisten darin besteht, den Kommunismus aufzubauen, indem eine materielle Grundlage geschaffen wird, welche den kommunistischen Bedürfnissen adäquat ist. Das geschah in Russland offensichtlich nicht, sowenig unter Lenin, wie unter Stalin, welche beide mit ihrem Staatskapitalismus auf eine Grossindustrie abzielten. Noch einmal, der Kapitalismus schafft nicht die materiellen Bedingungen für den Kommunismus; die vom Kapitalismus geschaffenen Produktivkräfte sind nicht neutral, sondern auf ihn selbst abgestimmt; das gilt noch in vermehrter Masse für den hyperentwickelten Kapitalismus von heute.

sie sich als allmächtige Staats-Bürokratie organisierte, was mit Stalin eintrat, und ihr national-modernistisches Programm unter der Etikette des Sozialismus durchziehen.

Unser Ziel ist es aber nicht, die verschiedenen Umstände Revue passieren zu lassen, welche bei der Errichtung eines solchen sogenannten kommunistischen Regimes auftraten. Wir möchten eigentlich auf Folgendes hinaus: Genau betrachtet war die bolschewistische Revolution von 1917 die erste Dritte-Welt-Revolution der Geschichte. Russland hatte in der Tat Ländern, wo keine konsequente Unternehmerbourgeoisie wie im entwickelten Westen bestand, welche das Land auf das kapitalistische Geleise zu bringen vermochte, den Weg gewiesen: Eine sogenannte bürokratische Schicht, nichts anderes als eine Neo-Bourgeoisie, musste die Initiative ergreifen, das Land unter Ausbeutung der Lohnarbeit zu modernisieren und zu industrialisieren. Das ist in China, in Südost-Asien und in verschiedenem Grade in andern Regionen der Welt geschehen. Der einzige Unterschied zu Russland besteht darin, dass an Stelle des Proletariates in diesen Ländern die Bauernschaft als Infanterie diente, um die Revolutionen siegen zu lassen. Im Übrigen waren Ziele und Mittel identisch: Waren diese Länder einmal von der kolonialen Bevormundung befreit und erlangten sie die nationale Unabhängigkeit, so nahmen die Neo-Bourgeoisien, begierig, ebenfalls zur Entwicklung zu gelangen, ihrerseits das Modell „Staats-Kapitalismus“ auf, errichteten ihre Diktatur und adoptierten die entsprechende Ideologie aus Russland: den Marxismus-Leninismus.

Ab 1917 startete also überall auf der Welt ein Prozess der Verbreitung des Industrie-Kapitalismus eigener Ausprägung. In den andern Ländern der Dritten Welt geschah das unter der klassischeren Form des Privatkapitalismus. Heute haben sich nahezu alle Bourgeoisien der Dritten Welt auf diese letztere Form geeinigt, erwies sich doch die Marktwirtschaft hinsichtlich des Fortschrittes als überlegen. Welches ist die Bilanz nach 90 Jahren Ausdehnung des Kapitalismus über die ganze Welt?

Die Dritte Welt⁶⁴ in der Sackgasse

Die Dritte Welt umfasst vier Fünftel der Weltbevölkerung, also etwa 5 Milliarden Menschen. Es ist immer noch vorwiegend eine Welt der Bauern. In den Jahren 1990 arbeiteten dort 59% der aktiven Bevölkerung in der Landwirtschaft also etwa 1100 Millionen; zu ihnen kommen noch etwa 60 Millionen angestellte Arbeiter auf den tropischen Kulturen (Tee, Kaffee, Kakao, Bananen usw.), deren hauptsächlichlicher Absatz im Westen liegt.

Sicher hat in den sogenannten Schwellenländern Brasilien, Mexiko, Indien und vor allem China der Industrialisierungsprozess begonnen. Genauer, es haben sich entwickelte Zonen herausgeschält, worunter es einige gibt, die dem Westen

⁶⁴ Wir benutzen diesen Ausdruck aus Bequemlichkeitsgründen, um mit ihm die zurückgebliebenen kapitalistischen Länder zu bezeichnen. Geographisch ist die Dritte Welt ein Ensemble, das Afrika (ausser Süd-Afrika), Amerika (ausser den USA und Kanada), Asien (ausser Japan) und Ozeanien (ausser Australien und Neuseeland) umfasst.

kaum hintennach stehen. So etwa in China die Region von Kanton und an der Küste. Dort ist eine eigentliche Mittelklasse entstanden, die wie die Westler lebt, während sich von Frühhorgens bis Abends spät eine Arbeiterklasse für einen konkurrenzlosen Hungerlohn in den Fabriken abrackert, deren Produkte vor allem für den Export bestimmt sind. Die Dislokation von westlichen Unternehmen und ihre Direktinvestition in diese Zonen waren ein wesentlicher Faktor dieses industriellen Aufschwungs. Etwa in China, das man uns als die neue Werkstätte der Welt präsentiert, wo aber 1990 noch 70% der arbeitenden Bevölkerung in der Landwirtschaft beschäftigt war. Für die Gesamtheit der Dritten Welt macht der zweite Sektor (der Industrie) 16.1% der Arbeitsbevölkerung aus: Mexiko 21.3, Brasilien 20.7, China 15 Indien 12.5 und, ganz abgeschlagen, Afrika mit 6%

Stellen wir uns nun die Frage: Offensichtlich ist in der Dritten Welt mit der Industrie ein gewissen Anfang gemacht worden; ist damit aber eine Entwicklung der Dritten Welt möglich, die mit derjenigen des Westens vergleichbar wäre?

Der Westen verfügte zu seiner Entwicklung über die natürlichen Ressourcen der ganzen Welt; diese stellten quasi ein unerschöpfliches Reservoir dar. Heute, wo 80% all dieser Ressourcen schon von den fortgeschrittenen Ländern verbraucht worden sind, die nur 20% der Weltbevölkerung stellen, ist es offensichtlich, dass eine solche Entwicklung nicht mehr für die ganze Welt möglich sein wird. Mit dem Eintritt von China und einigen andern Ländern der Dritten Welt in das Konzert der industriellen Nationen, mit ihrem noch zunehmenden Bedarf an Kohle, Erdöl, Naturgas und andern Rohstoffen, ist es klar, dass die Erschöpfung der natürlichen Reserven rasant fortschreitet und zu immer grösseren Spannungen Anlass geben wird; die Konflikte im Nahen Osten und in Afrika geben davon einen Vorgeschmack. China mag davon träumen, dereinst massenhaft Autos, Airbusse 380 und andere technologische Wunder zu produzieren und damit die erste Industriemacht auf der Erde zu werden, hat doch die alte bürgerlich-stalinistische Besessenheit, mit den westlichen Länder gleichzuziehen und sie zu überholen China nie verlassen. Nichts desto weniger wird sein Aufschwung wegen der begrenzten Ressourcen des Planeten blockiert werden. Das gilt für die gesamte Dritte Welt; damit diese zu einer mit der westlichen Welt vergleichbaren Entwicklung ansetzen könnte, müssten sieben oder acht Planeten Terra zur Verfügung stehen!

Dazu kommt, dass die Industrialisierung im Westen einen kleinen Teil der Weltbevölkerung betraf; jetzt geht es aber um fünf Milliarden Menschen, die gegenwärtig die Dritte Welt ausmachen. Doch werden das 2025 7 Milliarden, 2050 8.5 Milliarden Menschen sein. Doch betrachten wir einmal die Gründe der Bevölkerungsexplosion etwas näher.

Die Dritte Welt bestand früher aus traditionellen Gesellschaften, deren Bevölkerungszahl von einer natürlichen Ordnung geregelt wurde: Die Lebensbedingungen waren so, dass von den geborenen Kindern nur wenige überlebten. Viele wurden geboren, aber viele starben schon im zarten Alter; damit stellte sich ein Gleichgewicht zwischen der Bevölkerungszahl und den Lebensmitteln ein. Die Einführung der westlichen Medizin, d. h. einer Form der Produktivkraft „Wissenschaft“ in diesen Gesellschaften, hat diese natürliche

Regulierung über den Haufen geworfen. Die Impfung beispielsweise hat die Sterblichkeitsrate bei Kindern von 190 auf 1000 Geburten 1935 auf noch 173 1950 und 75 im Jahre 1995 (im Westen 8) sinken lassen. Da die Geburtenrate dagegen nicht in derselben Proportion abgenommen hat (von 45 Geburten pro Jahr und 1000 Menschen) auf immer noch 32 (13.4 im Westen), hat die Bevölkerung spektakulär zugenommen, dies umso mehr, als auch die durchschnittliche Lebenserwartung eines Neugeborenen von 40.1 auf 60.3 Jahre gestiegen ist. Stellt sich die Frage, warum die Geburtenrate nicht proportional zur Sterblichkeitsrate der Kinder gesunken ist. Der Grund liegt hauptsächlich darin, dass die traditionellen mentalen Strukturen, welche auf viele Kinder abzielen, insbesondere auf dem Land, weiterbestehen. Das führt zur Bevölkerungszunahme mit verschiedenen schädlichen Folgen.

Erstens: Unterernährung. Nach neuesten Schätzungen sollen fast 1 Milliarde Menschen an Unterernährung leiden. Diesbezüglich konstatiert Bairoch: „Das Niveau der Produktion, ja sogar die Gesamtmenge der landwirtschaftlichen Produkte pro Einwohner in der Dritten Welt war um 1990 grosso modo von derselben Größenordnung wie 50 oder 60 Jahre zuvor. Der schnelle Fortschritt der Produktion genügte also gerade, um die Folgen der demographischen Inflation auszugleichen. In Afrika ist die Nahrungsproduktion pro Einwohner zwischen 1980 und 1990 sogar um 25% gesunken; gerade dort ist aber die Bevölkerung im besagten Zeitraum um 3% im Jahr gestiegen. In Asien ist die Bevölkerung langsamer gewachsen, doch vermochte wegen der geringen Verfügbarkeit von Land die grüne Revolution den Anforderungen der wachsenden Bevölkerung nicht zu genügen. Ohne Malthusianer zu sein stossen wir auf die handgreifliche Tatsache, dass das stetige Wachstum der Menschheit einer der Gründe für die chronische Unterernährung ist, welche die Dritte Welt heimsucht. Die Begrenztheit des verfügbaren Bodens tritt in Widerspruch zur wachsenden Zahl zu ernährender Menschen. Das galoppierende Bevölkerungswachstum ist – das wird oft vergessen – ein Faktor der Degradation der natürlichen Umwelt: Die Menschen werden immer zahlreicher und man muss die Böden mit chemischen Düngern immer fruchtbarer machen, wodurch sie aber für Trockenheit und Erosion anfälliger werden, während die Bewässerung versalzte, sterile Böden hinterlässt, wodurch neue Wüsten entstehen. Weitet man die bebaubaren Flächen aus, so führt das zu Entwaldung, womit das Gleichgewicht des planetaren Ökosystems noch mehr gestört und die Biodiversität gemindert wird.

Zweite Konsequenz: Wachstum eines grossen Subproletariates und Vervielfachung riesenhafter Grossstädte. Da die Produktion von Nahrungsmitteln den Bedürfnissen einer stets wachsenden Bevölkerung nicht genügt, ist auf dem Land eine Überbevölkerung entstanden, die sich an den Rändern der Städte niederlässt, was diese masslos wachsen lässt. Während 1930 die Verstädterungsrate in der Dritten Welt bei 11.8% lag, so erhöhte sie sich 1990 auf 37% und die Zahl der Städte mit mehr als einer Million Einwohner stieg von 6 auf 129 (diese Angabe von Bairoch zählt China nicht mit ein!). Einige Beispiele: Mexiko zählt 15.1 Millionen Einwohner, Sao Paolo 16.4, Bombay, Buenos Aires, Rio de Janeiro, Kalkutta, Lagos haben die Zehnmillionen-Grenze überschritten. Kairo, Delhi,

Djakarta folgen mit nur 8 Millionen. Nach Bairoch leben 370 bis 420 Millionen Menschen (worunter 140 – 160 Millionen Kinder unter 15 Jahren) in Bidonvilles; 1990 machten sie 35 – 40% der Stadtbewohner in der Dritten Welt aus. Das bedeutet, dass ein gewaltiges vorstädtisches Subproletariat entstanden ist, welches die Industrie nicht zu absorbieren vermochte. Nur etwa 10% der zwischen 1950 und 1990 dazugekommenen aktiven Bevölkerung fand in der Industrie ihr Auskommen, während das im Westen um 1890 90% der zugewachsenen Bevölkerung gewesen war. Dieses Subproletariat schlägt sich in der sogenannten informellen Wirtschaft durch, die vom Schuhputzen über Lotteriebillet-Verkauf bis zu Drogenhandel und Prostitution geht

Eine dritte Konsequenz ist die massenhafte und wilde Auswanderung in die westlichen Staaten. Für zahlreiche Überzählige der Dritten Welt, welche an Fehlernährung und Hunger leiden und sich zudem von der Atmosphäre des Wohlstandes faszinieren lassen, welche den Westen umgibt, erscheint die Auswanderung als letzte Rettungsplanke. Um in diese Höhlen des Reichtums der Welt, welche die fortgeschrittenen kapitalistischen Gesellschaften darstellen, zu gelangen, sind diese Überzähligen bereit, alle Gefahren auf sich zu nehmen. In den 1990er-Jahren gab es in der EU (der 15) 857 000 Einwanderungen pro Jahr.⁶⁵ In den USA liess die Einwanderung aus den lateinamerikanischen Ländern die Gesamtbevölkerung von 219 Millionen Einwohnern um 1975 auf 269.4 Millionen im Jahre 1996 ansteigen, während die Fruchtbarkeitsrate bei nur 2.1% gelegen hatte, womit die Bevölkerungszahl gerade gehalten werden konnte. Für die westlichen kapitalistischen Länder ist diese Einwanderung ein gutes Geschäft. Sie verfügen damit über Arbeiter zu Diskontpreisen, die alle unangenehmen Arbeiten verrichten, welche den einheimischen Arbeitern nicht mehr zuzumuten sind. Ausserdem kann das demographische Defizit der eigenen Bevölkerung kompensiert werden, denn mit der Hyper-Entwicklung des Kapitalismus geht eine Senkung der Geburtenrate einher. Diese erlaubt nicht mehr, den Stand der Bevölkerungszahl zu halten. So schätzt man, dass das Europa der 15 zwischen 1995 und 2050 40 Millionen Einwohner verlieren wird, also 10% der Bevölkerung.⁶⁶ Damit werden die unqualifizierten Arbeiter rar, was die Löhne ansteigen lässt. Die Einwanderung spielt deshalb die nützliche Rolle, eine Reservearmee an Arbeitskräften aufrecht zu erhalten, welche auf die Löhne drückt, wobei allerdings ein Teil derselben in dauernder Sozialempfänger-Abhängigkeit bleibt. Diese einwanderungsfreundliche Politik hat deshalb auch ihre Grenzen, denn es wird klar, dass es eines Tages nicht mehr möglich sein wird, das ganze Elend der Welt aufzunehmen⁶⁷, ohne gravierende Spannungen auszulösen, wie sie ja schon heute auftreten, und welche in Konflikte ethnischen Typs degenerieren könnte. Die USA sind daran, entlang der Grenze zu Mexiko eine vorgeblich unüberwindliche Mauer zu errichten, da der verwirklichte „Einwanderungsgraben“ sich als ungenügend

⁶⁵ F. Bernard, „Immigration: Le défi mondial“, Gallimard, 2002, S. 170

⁶⁶ Ibidem, Seite 170

⁶⁷ Ein Bericht der UNO von 2000 verstieg sich zur Annahme, dass die EU 12.7 Millionen Einwanderer pro Jahr während 55 Jahren aufnehmen könne, das wären 700 Millionen, also das Doppelte der gegenwärtigen Bevölkerung des Europa der 15 . . . („Immigration: le défi mondial“, o.c., Seite 170). Das ist das Prinzip der kommunizierenden Gefässe auf die Spitze getrieben . . .

erwies. Europa wird trotz seiner Menschenrechtserklärungen gezwungen sein, energische Massnahmen zu ergreifen, um eine Einwanderung anzuhalten, die von einer bestimmten Grösse an überwältigend und explosiv wird und zum Chaos führen kann. Damit wird die Angelegenheit für die Drittwelt-Länder nicht einfacher, denn die Auswanderung in den Westen wirkte wie ein Sicherheitsventil.

Das Bevölkerungswachstum ist also der zweite Grund, warum die Dritte Welt keinen „Fortschritt“ macht. Über den Kapitalismus und seine Zukunft war nachgedacht worden, als er nur ein kleines Gebiet der Erde betraf, aber niemand, nicht einmal Marx hatte erwogen, was geschehen würde, wenn er sich weltweit entwickelte.

Von der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts an, mit dem Ende des westlichen Kolonialismus, begann sich diese Frage aber zu stellen. Heute spricht man doch allenthalben von der Globalisierung des Kapitals; besagte Frage hat aber ihre Antwort noch nicht gefunden.

Die Dritte Welt ist in der Sackgasse. Das erweckt in der Masse der Enterbten ein starkes Gefühl der Frustration und der Revolte, was sich heute im sogenannten radikalen Islamismus kristallisiert. Es ist kein Zufall, wenn dieser in den 80er Jahren seinen Einstand gegeben hat, als offensichtlich wurde, dass das progressive Drittweltlertum seine Versprechungen, wenigstens in gewissen Ländern, nicht hielt; der Fall Algerien sagt dazu viel aus. Doch ist der Islamismus nur eine verwandelte Gestalt des Drittweltlertums. Ein Teil der Bourgeoisie der Dritten Welt benutzt die religiöse Ideologie, genau gleich wie zuvor den atheistischen und materialistischen Marxismus-Leninismus, nur als Mittel, um die Massen für das gleich gebliebene Ziel zu mobilisieren: Zugang zur Entwicklung, und sei es dazu notwendig, in einen offenen Krieg mit dem verfluchten Westen zu treten, der als Grund allen Übels betrachtet wird. Für den Islamismus geht der antiimperialistische Kampf weiter und nimmt die Form des „dihad“ an, des heiligen Kriegs. Doch kann der Islamismus wie zuvor schon das Drittweltlertum aus den schon dargelegten objektiven Gründen nur verlieren.

Welche Alternative kann nun aber das kommunistische Projekt der Dritten Welt anbieten, um aus der Sackgasse herauszukommen?

Entwicklung der Produktivkräfte für die notwendigen Bedürfnisse

Die Industriezonen der Dritten Welt wiederholen die westliche kapitalistische Welt: dieselben Fabriken, dieselben Kommunikationswege, dieselben Flughäfen. Was produziert wird, ist ebenfalls identisch: dieselben Autos, Computer, derselbe Ramsch. Was verkauft wird, erfährt dieselben instruktiven Erläuterungen, dieselben Werbeslogans, und die Menge tritt sich in denselben Einkaufszentren auf den Füßen herum. Hier ist die Aufgabe des kommunistischen Projekts dieselbe wie in der westlichen Welt: Schluss machen mit der Produktion des Unnützen, Überflüssigen, Überzähligen, Abfahren mit der ganzen Maschinerie und den entsprechenden Installationen. Kurz: auch hier die drastische Herabsetzung des Niveaus der Produktivkräfte.

Ganz anders bei den Millionen und Millionen von Bauern, welche die Erde kratzen, um zu ihrer mageren Essensration zu kommen, oder bei den Dorfbewohnern, die keine Medikamente und kein gutes Trinkwasser haben und oftmals nur über rudimentäre Werkzeuge verfügen. Hier ist die Entwicklung der Produktivkräfte angebracht, nicht um eine Landwirtschaft europäischer, amerikanischer oder sowjetischer Art, die extrem mechanisiert ist, sondern eine Landwirtschaft mit weniger Dünger (wir sagen nicht überhaupt keinem), mit weniger Maschinen (da sie kollektiv benutzt würden; die Privatlandwirtschaft treibt hier Verschwendung), aufzubauen, sodass die Arbeit erleichtert und genügend produktiv würde.

Wohlverstanden, Entwicklung der Produktivkräfte sollte nicht heissen, dass man die Welt der Bauern beseitigte, wie das im Westen geschehen ist, sondern, dass ihr die Mittel zum Leben verschafft werden. Heute wird aber an der Bauernschaft der Dritten Welt so gehandelt, als sollte sie verschwinden, damit die kapitalistischen Multinationalen und die Grossgrundbesitzer die besten Böden zur Kultur tropischer Produkte übernehmen können, während die lokale Produktion von Lebensmitteln für den Eigengebrauch sich durch die aus den entwickelten westlichen Ländern kommenden Produkte mit niederen (oftmals subventionierten) Preisen konkurrenziert sieht. Dadurch werden die vielen Kleinproduzenten ruiniert und dazu gezwungen, in die Bidonvilles abzuwandern, wo das Elend, die Korruption und das organisierte Verbrechen herrschen, dagegen die Fernsehapparate nicht fehlen, die den ganzen Tag lang amerikanische Serien ausstrahlen, welche die Träume wecken . . .

Im Rahmen der weltweiten Marktökonomie besteht für die Kleinproduzenten kein Mittel, dieser katastrophalen Tendenz zu entkommen, was auch immer die Reformisten à la J. Bové erzählen, die vorgeben, mit gerechtem Handel und andern proudhonistischen Dummheiten könne man den Krallen der Welthandelsorganisation und dem Anbau genetisch veränderter Organismen entkommen. Für das kommunistische Projekt handelte es sich darum, die Kleinproduzenten zum gemeinschaftlichen Anbau des Bodens in Form von Kollektiven zu führen, die über das ganze Gebiet verstreut sind, und nach einem abgestimmten Plan, ohne Warentausch, zu produzieren und zu handeln. Das ist die einzige Art, die Abwanderung vom Land zu stoppen, ja im Gegenteil, die Bevölkerung, vorerst der Bidonvilles, wieder auf das Land zurückzuführen.

Damit ein solches Projekt durchgeführt werden kann, muss das Problem der galoppierenden Bevölkerungszunahme angegangen werden.

Abnahme der Bevölkerung

Wie das Problem des Hungers in der Welt lösen? Das fragt sich die Organisation der vereinigten Nationen für Ernährung und Landwirtschaft. Sie empfiehlt folgende Massnahmen: „Die FAO schätzt, dass man 700 weitere Millionen Hektaren Land unter den Pflug nehmen könnte, also soviel, wie schon jetzt kultiviert wird“, berichtet „Alternatives économiques“ (September 2003), was

die Ernährung von bis zu 11 Milliarden Menschen im Jahre 2150 ermöglichen soll. Das ist was! Wir haben schon gesehen, wie die FAO die Einwanderung von 700 Millionen in Europa vorschlug. Nun schlägt sie die Verdoppelung der Anbaufläche auf der Welt vor, wo die kultivierbaren Böden doch schon durch die Verstädterung, die Intensivlandwirtschaft mit chemischen Düngern, welche den Boden steril machen, und durch die Erosion massiv an Fläche verlieren. Wie Reeves schreibt, „die Weltproduktion von Getreide hat zwischen 1984 und 2000 abgenommen, von 342 Kilos auf 303 pro Person. Um die weiterhin wachsenden Bevölkerungen zu ernähren, müsste die Produktion beträchtlich steigen. Doch die relativen Erträge beruhen schon auf einer Ausbeutung der Böden und der Wasserressourcen, die nicht dauerhaft aufrechterhalten werden kann“.

Wieder stossen wir hier auf die harte Wirklichkeit: Ein kommunistisches Projekt, das vollständig auf die rationelle Ausbeutung der Böden setzte, um das Hungerproblem in der Welt zu lösen, müsste unausweichlich misslingen, wenn es nicht die Zahl der Menschen auf der Welt in Betracht zöge. Aus bequemem Anti-Malthusianismus taten die Progressiven aller Couleur immer dergleichen, als wären die Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Produktion unerschöpflich, und als spielten die Immissionen durch die heutigen 6.5 Milliarden Menschen (und es werden immer noch mehr!) keine Rolle . . .

Die Bourgeoisien der Dritten Welt haben nie ernsthaft versucht, das galoppierende Bevölkerungswachstum zu bekämpfen. Aus Nationalismus haben sie es sogar eher ermutigt und die Religionen gewähren lassen, in deren Interesse es liegt, dass es möglichst viele nachwachsende kleine Katholiken (etwa in Südamerika) oder kleine Muslime (heute 1 Milliarde) gibt. In dieser irrationalen Atmosphäre findet das Bevölkerungswachstum statt. In den kapitalistischen Gesellschaften Europas dagegen ereifert man sich, da infolge der geringen Geburtenrate eine Minderung der Bevölkerung um 40 Millionen absehbar ist. . . .

Die Weltbevölkerung auf eine Höhe zurückzubringen, die mit den Ressourcen des Planeten übereinstimmt, wäre zweifellos für das kommunistische Projekt eine der ernstesten Herausforderungen. Zur Erreichung dieses Zieles müssten revolutionäre Massnahmen einer denatalistischen Politik ergriffen werden, die durchaus diktatorische Züge annehmen können; alle Möglichkeiten der Empfängnisverhütung müssen zugänglich gemacht werden. Die schönen Seelen des Humanismus werden sich gegen diese Zumutung auflehnen, die mit der Freiheit unvereinbar ist, zeugen zu wollen, wie beliebt. Ihnen muss geantwortet werden: Das Überleben der Gattung steht auf dem Spiel und wenn man diese nicht Mangels Boden, Luft, Wasser und Raum verrecken sehen will, muss man drastische Massnahmen ergreifen. Fügen wir bei, dass eine solche Politik sich umso besser verstehen lässt, als sie von einer einschneidenden Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse begleitet wird, die auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen hinausläuft, die nicht nur materiell ist, sondern das ganze Leben umfasst. Das führt uns dazu, die absolut notwendige Abnahme der Weltbevölkerung noch aus einem andern Blickwinkel zu betrachten.

10 – 11 Milliarden Menschen im Jahre 2150; danach soll die Bevölkerung stabil bleiben und auch nachhaltig ernährt werden können, sagt uns der Bericht der

UNO. Für die Experten der UNO scheint das kein weiteres Problem zu sein: Diese Menschenmenge muss sich ernähren können, das ist das Wesentliche; was spielt es für eine Rolle, wenn sie im übrigen einem Ameisenhaufen ähnlich ist. Wie diese Masse von Menschen auf der doch beschränkten Oberfläche der Erde leben soll, ist für sie eine zweitrangige Sorge. Es ist nun aber kein Geheimnis, wie das nur schon im menschlichen Ameisenhaufen von nur 6.5 Milliarden zugeht: Riesenstädte von 15.1 Millionen in Mexiko, Djakarta mit 11.5 Millionen, Lagos 10.3 Millionen usw.

Es gibt schon lange zu viele Menschen auf der Erde, auch in den fortgeschrittenen Ländern. Was soll man mit den menschlichen Ameisenhaufen machen? Sie bedeuten Vermassung, Entpersönlichung, erzeugen Kriege und Diktaturen. Die bis anhin interessantesten Gesellschaften, die reich an Menschen mit Talent, Schönheit und Intelligenz waren, waren immer Gesellschaften geringer Bevölkerungszahl. Der Kommunismus, welcher die wirklich notwendigen Bedürfnisse befriedigen soll, wird zur Aufgabe haben, den Menschen Orte mit menschlichen Ausmassen zu verschaffen, in denen sie nicht mehr wie in den wahnsinnigen städtischen Riesenagglomerationen der heutigen Gesellschaften aneinander kleben. Davon soll nun die Rede sein.

Zweiter Teil

Der Kommunismus und die Arbeit

„Solange der Mensch leben wird, solange er also ein winziges Teilchen dieses erbarmungslosen Universums darstellt, lässt der Druck der Notwendigkeit nie auch nur einen Augenblick lang nach. Einen Zustand, worin der Mensch soviel Genuss und Mühe hätte, wie ihm beliebte, kann es in der Welt, in der wir leben, ausser in der Fiktion nicht geben. (. . .) Wenn man im übrigen diese Fiktion genauer unter die Lupe nimmt, so hat sie wenig an sich, was sie begehrenswert macht. Es genügt, sich die Schwäche des Menschen zu vergegenwärtigen, und man erkennt sofort, dass ein Leben quasi ohne Arbeit zu Leid und wohl sogar Wahnsinn verurteilt ist.; es gibt keine Selbstbeherrschung ohne Disziplin und es gibt für den Menschen keine andere Quelle der Disziplin als die Anforderungen, welche die äusseren Hindernisse einem abverlangen. Ein Volk von Müssiggängern könnte sich durchaus damit vergnügen, sich äussere Hindernisse zu geben: sich etwa Wissenschaften widmen, in Künsten zu üben, Spielregeln aufzustellen; doch die Anstrengungen aus der reinen Phantasie bilden für den Menschen kein Mittel, seine eigenen Phantasien zu meistern. Dagegen stellen die äusseren Hindernisse, an die man anstösst und die man überwinden muss, die Gelegenheit dar, sich selbst zu besiegen. Selbst die scheinbar freiesten Tätigkeiten: Wissenschaft, Kunst, Sport, haben nur insofern Wert, als sie die Genauigkeit, die Strenge, die Unnachsichtigkeit der Arbeit nachahmen, ja, diese sogar steigern.“

Simone Weil, „Réflexion sur les causes de la liberté et de l'oppression sociale“, 1934

Kapitel 5

Kommunismus - Ende der Arbeit?

Die Vision von Marx

„Der wirkliche Reichtum der Gesellschaft und die Möglichkeit beständiger Erweiterung ihres Reproduktionsprozesses hängt also nicht ab von der Länge der Mehrarbeit, sondern von ihrer Produktivität und von den mehr oder minder reichhaltigen Produktionsbedingungen, worin sie sich vollzieht. Das Reich der Freiheit beginnt in der Tat erst da, wo das Arbeiten, das von durch Not und äussere Zweckmässigkeit bestimmt ist, aufhört; es liegt also der Natur der Sache nach jenseits der Sphäre der eigentlich materiellen Produktion. Wie der Wilde mit der Natur ringen muss, um seine Bedürfnisse zu befriedigen, um sein Leben zu erhalten und zu reproduzieren, so muss es der Zivilisierte, und er muss es in allen Gesellschaftsformen und unter allen möglichen Produktionsweisen. Mit seiner Entwicklung erweitert sich dies Reich der Naturnotwendigkeit, weil die Bedürfnisse wachsen; aber zugleich erweitern sich die Produktivkräfte, die diese befriedigen. Die Freiheit in diesem Gebiet kann nur darin bestehen, dass der vergesellschaftete Mensch, die assoziierten Produzenten, diesen ihren Stoffwechsel mit der Natur rational regeln, unter ihre gemeinschaftliche Kontrolle bringen, statt als von einer blinden Macht beherrscht zu werden; ihn mit dem geringsten Kraftaufwand und unter den ihrer menschlichen Natur würdigsten und adäquatesten Bedingungen vollziehn. Aber es bleibt immer ein Reich der Notwendigkeit. Jenseits desselben beginnt die menschliche Kraftentwicklung, die sich als Selbstzweck gilt, das wahre Reich der Freiheit, das aber nur auf jenem Reich der Notwendigkeit als seiner Basis aufblühen kann. Die Verkürzung des Arbeitstags ist die Grundbedingung.“⁶⁸

Marx synthetisiert hier seine Zukunftsvision bezüglich der Beziehung des Menschen zur Arbeit.

In einer ersten Zeit, wo die kapitalistische Produktionsweise zwar abgeschafft, der Stand der Produktivkräfte aber noch wenig hoch ist, wird für den Kommunismus das Stadium des Zwanges zur Arbeit aus Notwendigkeit bestehen, wie das schon in den früheren geschichtlichen Produktionsweisen, der antiken, feudalen und kapitalistischen, der Fall war. Der Unterschied wird darin bestehen,

⁶⁸ K. Marx, „Das Kapital“, Band III, Seite 828

dass die nun „frei assoziierten Produzenten“ diese produktive Anstrengung aus gemeinsamem Interesse unter rationalen und menschlichen Verhältnissen leisten werden. Diese Beschreibung des Kommunismus findet man verzerrt im ganzen Werk von Marx. So in „Das Kapital“, wo er vom Verein freier Menschen, die mit gemeinschaftlichen Produktionsmitteln arbeiten und ihre vielen individuellen Arbeitskräfte selbstbewusst als eine gesellschaftliche Arbeitskraft verausgaben, ⁶⁹ spricht. An einer andern Stelle: Die Handarbeit wird nun gleichmässig unter alle werkfähigen Glieder der Gesellschaft verteilt ⁷⁰. Darauf kommt er auch in seinem Text zur Pariser Kommune zu sprechen: „einmal die Arbeit emanzipiert, so wird jeder Mensch ein Arbeiter, und produktive Arbeit hört auf, eine Klasseneigenschaft zu sein.“ ⁷¹ Kurz, Kommunismus bedeutet in diesem Stadium eine „Gesellschaft, die aus freien und gleichen Assoziationen von Produzenten besteht und ihre Aktivität nach gemeinsamem Plan bewusst regelt.“ ⁷²

Doch in demselben Abschnitte des Buches II von „Das Kapital“ wird auf ein höheres Stadium des Kommunismus hingewiesen, wo der Zwang zur notwendigen Arbeit verschwindet.; Marx spricht hier vom Übergang vom „Reich der Notwendigkeit“ zum „Reich der Freiheit“. Dieser Übergang wird möglich werden, da unterdessen die Produktivität der Arbeit gewachsen ist, und zwar nicht nur, weil die Arbeitslast auf mehr Menschen verteilt ist, sondern, weil die Produktivkräfte beträchtlich gewachsen sind, womit Arbeit freigesetzt wird. In den „Grundrissen“ geht Marx darauf näher ein und sagt, dass mit den Wissenschaften und Technologien, die nun in der Grossindustrie eingesetzt werden, der Mensch nicht mehr im Zentrum des Produktionsprozesses steht, sondern dass nun die Maschinen zentral sind. Die menschliche Arbeit rückt auf die Seite; sie wird überwachend und kontrollierend. Von nun an misst sich der Reichtum der Gesellschaft an der Menge Freizeit.

„Emanzipierte Arbeit“, wie Marx das in diesen Texten nennt, darf nicht falsch interpretiert werden: Es handelt sich dabei nur um Arbeit, die sich von den Ketten der kapitalistischen Ausbeutung befreit hat, für den Menschen aber immer noch eine unbedingte objektive Notwendigkeit darstellt, der man sich nicht entziehen kann. Für dieses Stadium verspricht Marx nicht den Himmel auf Erden. Das beste, was die Produzenten in diesem Stadium tun können, ist, ihre Arbeit zu verrichten, wobei das natürlich unter Verhältnissen geschehen soll, welche der menschlichen Natur möglichst entsprechen. Doch die von der Notwendigkeit diktierte Arbeit bleibt weiterhin entfremdend. Dieser Umstand macht die menschliche Aktivität wesentlich unfrei. Die wirkliche menschliche Emanzipation wird erst eintreten, wenn die Möglichkeit gegeben ist, sich von der Arbeit überhaupt zu befreien, diese also abzuschaffen. ⁷³ Damit wird es verständlich, warum Marx ein so glühender

⁶⁹ „Das Kapital“, S. 92-93.

⁷⁰ ibidem, Band II, S. 552; In der von Marx autorisierten Übersetzung ist im Gegensatz zum Original von *Handarbeit* die Rede (Editions Sociales, 1960, S. 201)

⁷¹ „Der Bürgerkrieg in Frankreich“, in MEW 17, Dietz, Berlin, 1971, S. 342

⁷² „Zur Nationalisierung des Bodens“, 1869, in: „Utopisme et communauté de l'avenir“, Paris, Maspero, 1976, S. 100 ; aus dem Französischen übersetzt

⁷³ „Die Arbeit ist durch ihr Wesen selbst die nicht freie, unmenschliche, ungesellschaftliche Tätigkeit, vom Privateigentum bedingt und es seinerseits erzeugend. Die Abschaffung des Privateigentums wird deshalb nur zur

Parteilänger der Entwicklung der Produktivkräfte war, denn diese Entwicklung ist die materielle Bedingung für diese Emanzipation.

Das Ziel ist nicht der Kommunismus

Was wird mit dem Kommunismus im „Reich der Freiheit“? Marx definierte den Kommunismus ursprünglich als „Assoziation von Produzenten“; wenn aber die Produktion quasi ausschliesslich Sache der Maschinen geworden ist, kann man nicht mehr von Produzenten sprechen: Worum handelt es sich dann beim Kommunismus? „Um die freie Entwicklung der Individualitäten“, sagt uns Marx. Die Arbeitszeit wird maximal reduziert. „An ihre Stelle tritt die künstlerische, wissenschaftliche usw. Bildung der Individuen, dank der befreiten Zeit und der für alle geschaffenen Mittel“. ⁷⁴ Der Kommunismus war folglich nicht das Ziel, sondern Etappe zu Erreichung eines ganz andern Zieles: die individuelle Selbstverwirklichung von jedermann. Sicher, die Produktionsmittel, insbesondere der enorme Maschinen- und Apparatepark in der Industrie, der für die Niedrighaltung der Arbeit auf praktisch null nötig ist, bleiben Gemeineigentum; der Kommunismus wird aber nur noch in den Dingen bestehen, als menschliche Gemeinschaft ist er gewissermassen aufgelöst. Die Individuen wären ja keine Produzenten mehr, die sich zur Produktion assoziieren, sondern sie könnten sich den Tätigkeiten widmen, die ihnen - als Individuen oder kleinen Affinitätsgruppen - gut scheinen, was ein weites Register umfasst, das nicht nur wissenschaftliche und künstlerische Aktivitäten, sondern auch festliche, spielerische, umfasst. Die Gemeinschaftsbande, die sie zusammenhielten: in der Arbeit, im gesellschaftlichen Leben überhaupt, entspannten sich und zerfielen letztlich; jeder und jede würde nach seinem Gutdünken in Arbeitsfreiheit leben. Keine Abhängigkeit von einiger Konstanz und Stärke zwischen den Individuen bestände weiterhin. Der Kommunismus als gesellschaftliche Beziehung würde aufgehört haben. Das ist der Sinn der Forderung nach dem „Reich der Freiheit“.

Letztlich ist man mit diesem auf das Individuum und seine „freie Entwicklung“ konzentrierten Kommunismus, der nur noch ein materielles Gemeinwesen, einen Träger des Individuums, darstellt, das sich von der Arbeit verabschiedet und ausserhalb der Arbeit verwirklicht, nicht mehr weit vom libertären Individualismus eines Stirner entfernt, der allerdings seine Sache, im Gegensatz zu Marx, der sie auf die Entwicklung der Produktivkräfte, auf nichts stellt.

Der Kommunismus als einfaches Durchgangsstadium schwebte Marx 1844 vor, als er in seinen „Pariser Manuskripten“ ausdrücklich vermerkte: „Der

Wirklichkeit, wenn sie als Abschaffung der Arbeit gefasst wird.“, Marx, „Über das Buch von List“, 1845, zitiert von R. Kurz in: „Marx lesen“. In der „Deutschen Ideologie“ liest man: „Die Arbeit ist in allen zivilisierten Ländern frei; es handelt sich nicht darum, sie zu befreien, sondern sie zu überwinden.“; zitiert von R. Kurz, „Marx lesen“

⁷⁴ „Grundrisse“, zitiert von R. Kurz in „Marx lesen“

Kommunismus ist die notwendige Gestalt und das energische Prinzip der nächsten Zukunft (. . .) - die Gestalt der menschlichen Gesellschaft“.⁷⁵

Der Kommunismus sollte überwunden werden, denn Marx beschreibt ihn als „grob und egalitaristisch“⁷⁶, „sei er noch von politischer, demokratischer oder despotischer Natur“, inklusive „Unterdrückung des Staates“. Vor Marx' Augen findet nur ein ganz philosophischer Kommunismus Gnade, der alle Widersprüche lösen soll, diejenigen zwischen Mensch und Natur, Mensch und Mensch, (. . .) Existenz und Wesen, zwischen Freiheit und Notwendigkeit, zwischen Individuum und Gattung und das aufgelöste Rätsel der Geschichte sein soll. Für den „reifen“ Marx sollte der Kommunismus eine viel konkretere, materialistische Form annehmen, seine Vision bleibt aber dieselbe: Der Kommunismus ist, wie gesehen, nur ein Mittel für ein ganz anderes Ziel: das „Reich der Freiheit“, in dem die von jeder Arbeit befreiten Menschen ihre Persönlichkeit voll werden ausformen können und jedermann sich nach seiner Art individualisiert.

Daher unsere Feststellung: Der Kommunismus von Marx ist derjenige der liberalen, aufgeklärten, fortgeschrittenen Fraktion der Bourgeoisie, die vom 19. Jahrhundert an verstanden hat (und mit welcher Schärfe! Der Kritik von Marx kommt nichts gleich), dass der Kapitalismus als Produktionsweise zu widersprüchlich ist, um historisch haltbar zu sein, dass aber dessen industrielles und technologisches Erbe (das noch viel weiter zu treiben wäre) - derart ist, dass es Grundlage einer rationellen materiellen, beherrschten und vergemeinschafteten Welt werden kann. Diese Entwicklung einzuleiten, sollte die Aufgabe des Proletariates der Industrie werden. Das liberale Versprechen der Philosophie, die Menschen zu emanzipieren, sollte, anders als unter dem absolutistischen ancien régime, gehalten werden und niemanden auslassen - während es unter dem ausbeuterischen Kapitalismus ein Bluff, eine Lüge war.

Was stellt man aber heute fest? Heute, wo das Denken von Marx nicht mehr von Parteien, politischen Strömungen oder Staaten umkämpft und – missbräuchlich oder konfus - für sich beansprucht wird, ist es kein Zufall, dass dieselbe aufgeklärte und fortschrittliche Fraktion der Bourgeoisie sich in Marx wiedererkennt oder zumindest sich einen Teil seines Denkens zueigen macht.⁷⁷ Unter diese zählen wir A. Gorz, einen feinen Leser von Marx (desjenigen von „Das Kapital“ und der „Grundrisse“), der seit einigen Jahren verstanden hat, worauf Marx wirklich hinauswollte: „die vollständige Entfaltung der Individuen in den und durch ihre Aktivitäten und ihre selbständigen Beziehungen ist das tatsächliche Ziel, wozu die gesellschaftlichen Institutionen und der nicht mehr weiter reduzierbare Kern der heteronomen Aktivitäten als Träger dienen. Das war die Intuition von

⁷⁵ „Ökonomisch philosophische Schriften, MEW 40, S. 546

⁷⁶ So wirft er dem groben Kommunismus vor, vom Talent zu abstrahieren, zum einzigen Ziel des Lebens den physischen Besitz zu haben, die Kategorie des Arbeiters auf alle Menschen auszuweiten und damit eine Gemeinschaft der Arbeit zu bilden, überall die Persönlichkeit des Menschen zu negieren, die Abstraktion der ganzen Welt der Kultur und Zivilisation zu sein durch die Rückkehr zur Einfachheit des armen und bedürfnislosen Menschen, welche der menschlichen Natur zuwider ist und überdies, um gute Figur zu machen, die Frauengemeinschaft einführen zu wollen, was einfach absurd ist. Siehe „Manuskripte“. Offensichtlich zielt er hier auf die Babouvisten ab. Marx nimmt hier seinerseits die bürgerlichen Gemeinplätze auf, welche zu jener Epoche gegen den Kommunismus vorgebracht wurden.

⁷⁷ In dieser Hinsicht ist das neue Buch von J. Attali, „Karl Marx où l'esprit du monde“, 2002, aufschlussreich.

Marx schon zu Ende des Buches II von „Das Kapital“, wo er betonte, dass die „Sphäre der Freiheit“ (d. h. der Autonomie) erst jenseits einer „Sphäre der Notwendigkeit“ (also der Heteronomie) begänne, die es zu reduzieren, nicht zu unterdrücken gälte“. ⁷⁸ Dass Gorz Marx seiner reformistischen Sauce anpasst (der Kapitalismus soll nicht unterdrückt werden, es soll – nach Gorz - genügen, die Sphäre der Autonomie zu erweitern, die er „das Jenseits des Sozialismus“ nennt), ist nicht wichtig, sondern, dass er die individualistische marxsche Vision von der menschlichen Emanzipation teilt. Er eruiert die Quellen seiner Zwei-Reiche-Theorie in der antiken, aristokratischen Philosophie der Griechen mit ihren „freien Menschen“. Gorz stellt sie folgendermassen dar:

„In der griechischen Philosophie sind Freiheit und Notwendigkeit antinomisch. Das Individuum wird frei, wenn es sich von der Last der täglichen Notwendigkeiten befreit. In dem Masse, wie das Ausmass dieser Notwendigkeiten mit den Bedürfnissen wächst, werden Selbstbeschränkung und Genügsamkeit unerlässliche Tugenden des freien Menschen. Diese Tugenden sind aber nicht genügend. Um das freie Individuum von der Knechtschaft der Notwendigkeit zu befreien, muss diese zudem zu Gunsten der freien Menschen von Leuten übernommen werden, welche per definitionem nicht frei sind, die Sklaven und die Frauen. Es gab im klassischen Athen also auf der einen Seite die Sphäre der Freiheit, auf der andern diejenige der Notwendigkeit. Man entwickelte sich entweder auf diese oder jene andere Seite hin. Es war nicht üblich, seine Zeit zwischen den beiden Sphären zu teilen.“

In der berühmten Stelle des Buches II von „Das Kapital“, wo Marx die Zwei-Reiche-Theorie wieder einführt, wird die aristotelische Auffassung angepasst, aber nicht überwunden: Auch für Marx gibt es immer eine Sphäre der Notwendigkeit und eine Sphäre der Freiheit. Diejenige „beginnt erst dort, wo die von der Notwendigkeit und den äussern Zielen bestimmte Arbeit aufhört“. (. . .) Der einzige wichtige Unterschied zu Aristoteles besteht darin, dass die Freiheit bei Marx, d.h. in der kommunistischen Gesellschaft „bei vollentwickelten Produktivkräften, keiner mit der Bürde der Notwendigkeit belasteter, unfreier gesellschaftlicher Schichten mehr bedarf. Die Maschine nimmt den Platz der Sklaven ein und die „frei assoziierten Produzenten“ organisieren sich so, dass die notwendige Arbeit reduziert wird, so dass zwar jedermann, aber nur wenig, arbeitet und jedermann neben seiner Arbeit Aktivitäten entfaltet, die ihrerseits ihr eigenes Ziel sind.“ ⁷⁹

Es ist wirklich kein Zufall, wenn Aristoteles von Marx in „Das Kapital“ als „grösster Denker der Antike“ eingestuft wird, wo Aristoteles doch schon davon träumte, dass, wenn „die Weberschiffe von selbst webten, so bedürfte es weder für den Werkmeister der Gehilfen noch für die Herrn der Sklaven“. ⁸⁰

Für Marx war demnach mit der massenhaften Einführung der Maschinen das Modell der griechischen Emanzipation: der freie, emanzipierte, nicht arbeitende Mensch, vollständig in einer Gesellschaft zu verwirklichen, deren Produktivkräfte

⁷⁸ A. Gorz „Adieu au prolétariat. Au-delà du socialisme », 1981, S. 142 ; eigene Übersetzung

⁷⁹ „Metamorphose du travail, critique de la raison économique“, 2000, Seiten 265 – 267

⁸⁰ „Das Kapital“, S. 430 (Marx zitiert Aristoteles)

voll entwickelt sind; nur müsste dabei der Kapitalismus überwunden werden. Der grosse Vorwurf, den Marx dem Kapitalismus macht, ist der, dass die Maschine, diese „Befreierin der Sklavinnen und Herstellerin des goldenen Zeitalters“ (Marx zitiert Antipatros, einen Autoren der Spätantike, zur Einführung der Mühlen), das „probateste Mittel zur Verlängerung des Arbeitstages ist“. ⁸¹

Berücksichtigen wir aber folgende Tatsache: Seit Marx' Epoche hat der Kapitalismus seinen Produktionsapparat dermassen entwickelt, dass die Produktion in gewissen Industriesektoren nahezu vollständig automatisiert ist; ganz allgemein ist die Arbeitszeit von 3000 Stunden pro Jahr Mitte des 19. Jahrhunderts auf heute 1600 Stunden und häufig weniger gesunken, ohne dass dabei eine offensichtliche „Befreiung“ der Individuen stattgefunden hat; diese sind eher Opfer einer Freizeitgesellschaft geworden, die, weit davon entfernt, sie intellektuell und moralisch zu fördern, nur verblödend und schwächend wirkt.

Das nicht nur über den Kapitalismus, sondern sogar über den Kommunismus hinauszielende marxsche Projekt gibt folglich zu Fragen Anlass: Ist die Befreiung von der Arbeit eine Emanzipation?

Das illusorische „Reich der Freiheit“

„Nur der von der Geschwindigkeit des technischen Fortschritts erzeugte Rausch konnte die verrückte Idee erzeugen, die Arbeit könnte überflüssig werden“, schrieb Simone Weil. ⁸² Dieses Urteil stimmt treffend auf Marx, der als Zeuge der ersten industriellen Revolution sich ganz von der Idee einnehmen liess, es könnte eines Tages möglich werden, fast die gesamte noch vom „Reich der Notwendigkeit“ bestimmte Arbeit abzuschaffen. Das gilt noch in höherem Grade für alle, welche den grossen technologischen Sprung nach vorn mitverfolgten, den Wissenschaft und Technik nach dem Zweiten Weltkrieg vollzogen. Eine Bewegung „Gegen die Arbeit“ entstand nicht nur im radikalen situationistischen, neo-marxistischen Lager, sondern auch in bürgerlichen, reformistischen Kreisen.

Der Mai 1968 war in gewisser Weise der Auslöser. Einer der grössten Bucherfolge jener Tage war „Das Recht auf Faulheit“ von Paul Lafargue, Schwager von Marx, der 1880 sein Buch als Antwort auf das 1848 geforderte „Recht auf Arbeit“ schrieb. Das „Handbuch der Lebenskunst zuhanden der jungen Generation“ von Raoul Vaneigem schlug in dieselbe Bresche und war ebenfalls ein grosser Erfolg. Nach J.-M. Mandosio berührte das besagte ‚Handbuch‘ ein brennendes Verlangen, das Leben zu verändern, denn nichts schien in den Augen dieser Jugend unmöglich, dies umso mehr, als die Probleme, welche alle früheren Gesellschaften umgetrieben hatten, nun endlich dank dem Fortschritt der Technik und der industriellen Organisation gelöst zu sein schienen. Es gab wohl noch Arbeiter in den Fabriken und ausgebeutete Menschen in der Welt, doch würden früher oder später die Maschinen die Menschen ersetzen, die undankbaren

⁸¹ ibidem, S. 430-431

⁸² „Réflexions sur les causes de la liberté et de l'oppression sociale“, o. c. S. 37

Arbeiten übernehmen und die individuelle und kollektive Zeit befreien.⁸³ Man sprach sogar von „Arbeitsallergie“, von „Arbeitsverweigerung“, „Arbeitsabsentismus der jungen Arbeiter“. „Bei ihnen ist Boykott angesagt, die Verweigerung in allen Formen: Lotterleben, sich voll schlagen, sich um keine Anweisung des Chefs kümmern“, schreibt „Repères“, die Revue von CERES, die sich ernsthaft fragte, „ob die Verweigerung, das Die-Schnauze-voll-haben, die Ist-mir-egal-Stimmung auf die Länge nicht zu einer tiefen Massenbewegung würden, welche die Gesellschaft veränderte“ und natürlich fehlten nicht die „Linksradiكالen“, die darin den Beginn einer revolutionären Bewegung erblickten. Sogar der Anstieg der Arbeitslosigkeit ab 1975 liess diese Anti-Arbeits-Welle nicht wirklich zurückschwappen. Die Reformisten aller Richtungen mischten sich ein. Gorz scheute sich nicht, vom „goldenen Zeitalter der Arbeitslosigkeit“ zu sprechen, und fragte „nach Möglichkeit, ohne Arbeit zu leben“.⁸⁴

Auf jeden Fall erachtete man es als durchaus möglich, mit zwei Stunden Arbeit pro Tag auszukommen. Sogar ein Herr Albert, Kommissar am Plan, wagte in einem der Zeitschrift „Expansion“ gegebenen Interview die Behauptung, „dass von nun an bis zum Jahrhundertende es Unternehmen geben könnte, in welchen ein wachsender Teil der Belegschaft nur 6 Monate arbeiten würde“. Wenig danach, 1995, erschien „Le travail une valeur en voie de disparition“ von D. Méda, (sogenannter Bericht Boissonnat „Die Arbeit in 20 Jahren“). Mit zwei Schocktiteln: „Das Ende der Arbeit“, von M. Drancourt und J. Rifkin; Vorwort von M. Rocard (1984), und „Manifest gegen die Arbeit“ (2002) der Gruppe „Krisis“ war die Tendenz definitiv markiert.

Die reale Grundlage dieses arrangierten Getues um die Arbeit und ihre Infragestellung bilden verschiedene Faktoren. Der Kapitalismus war gezwungen in einigen Produktionsbranchen eine Reihe von Umstrukturierungen durchzuführen: im Kohlenbergbau, in der Schwerindustrie, im Schiffbau; dadurch gingen zahlreiche Arbeitsstellen verloren. Das Kapital verzog sich zudem in Weltzonen, die mehr Rendite versprachen und liess damit in seinem Zentrum Wüsten der Entindustrialisierung zurück. Zudem zeigte der Taylorismus seine Grenze der Anwendbarkeit, die sich in wachsendem Absentismus äusserte. Weiter liess die Mechanisierung der Arbeit die Arbeitsstellen im tertiären Sektor wachsen, die mit der industriellen Handarbeit in keinem Kontakt mehr standen. Und schliesslich wurde eine strukturelle Krise permanent und bewirkte, dass sich der Eintritt der Jungen ins Arbeitsleben verzögerte: Schulbesuch und Studium ziehen sich in die Länge, der Uni-Campus wird zur längern Lebensstation usw. Vor diesem Hintergrund tauchten die revolutionären und reformistischen Spekulationen und Mutmassungen über „das Ende der Arbeit“ auf, deren Philosophie sich folgendermassen resümieren lässt: Letztlich könne man die Arbeit einfach übergehen, ohne dass man damit schlecht führe; jedermann weiss ja auch, dass das Wort „travail“ von „tripalium“ kommt, was ein Folterinstrument bedeutet. Doch untersuchen wir, ob diese Anti-Arbeits-Philosophie nicht doch etwas kurz ist.

⁸³ „Dans le chaudron du négatif“, 2003, Seiten 114-115

⁸⁴ Von Gorz erwähnter Artikel des „Nouvel observateur“ vom 4. 12. 78

Die Idee der Anti-Arbeit unserer modernistischen Linken (und auch von Gorz) besteht in der Annahme, Arbeit sei eine „Erfindung“ des Kapitalismus. Es ist wahr, dass die Einführung des Kapitalismus zur masslosen Verlängerung des Arbeitstages geführt und die Arbeit insbesondere in den Werkstätten wenig anziehend gemacht hat, da die Arbeitsteilung auf die Spitze getrieben wurde. Gerade gegen diese „Indolenz“ (wie man damals sagte) und „Faulheit“ der Arbeiter hatten die ersten Unternehmen einen harten Kampf auszufechten, denn die Arbeiter waren an die Arbeit in der Fabrik und ihre regelmässige Arbeitszeit nicht gewohnt; hatten sie in ihren Augen genug verdient, hörten sie mit Arbeiten auf. Diese Industrie-Arbeit ist für den Kapitalismus spezifisch und ist seine Erfindung.⁸⁵

Fügen wir noch bei, dass im Gegensatz zur Bourgeoisie die Aristokratie als herrschende Klasse die Arbeit verachtete; sie wurde als für einen Edelmann unwürdig erachtet. Deswegen aber zu sagen, dass man vor dem Kapitalismus nicht arbeitete, ist ein Witz. Zweifelsohne arbeiteten die Leibeigenen, die man zur Zwangsarbeit schickte, und die Sklaven, die man auf den Plantagen in den Kolonien anwandte! Oder verbrachten die Bauern und Handwerker die Zeit mit Däumchendrehen, während ihr Herr seine Kriege führte oder mit seinen Schönen Süssholz raspelte! Wie es *vor* dem Kapitalismus noch keine Arbeit gab, wie man uns das weismachen will, sollten *nach* dem Kapitalismus nur noch An-der-Sonne-Liegen, Liebeständelei, Spiel und Fest angesagt sein. . . oder wenn man sich denn doch mit etwas mühseligere Dingen abgeben müsste, wären sie immer aufregend, kreativ, nie langweilig, und erforderten nur bescheidene Anstrengung. . . Da sah Marx denn schon etwas tiefer als unsere heutigen Arbeitsverächter: „Du sollst arbeiten im Schweisse deines Angesichts!“ war Jehovas Fluch, den er Adam mitgab. Und so als Fluch nimmt Adam Smith die Arbeit.“. Die ‚Ruhe‘ erscheint als der adäquate Zustand, als identisch mit ‚Freiheit‘ und ‚Glück‘. Dass das Individuum in ‚seinem normalen Zustand von Gesundheit, Kraft, Tätigkeit, Geschicklichkeit, Gewandtheit‘ auch das Bedürfnis einer normalen Portion von Arbeit hat, und von Aufhebung der Ruhe, scheint A. Smith ganz fern zu liegen. Allerdings erscheint das Mass der Arbeit selbst äusserlich gegeben, durch den zu erreichenden Zweck und die Hindernisse, die zur Erreichung durch die Arbeit zu überwinden. Dass aber

⁸⁵ Wenn die Arbeit im Kapitalismus einen speziell intensiven und anstrengenden Charakter erhält, dann, weil die Mehrarbeit auf den Tauschwert ausgerichtet ist, während sie früher auf den Gebrauchswert ausgerichtet war, der durch einen mehr oder weniger grossen Bereich von Bedürfnissen bestimmt war, erklärt Marx. „Das Kapital hat die Mehrarbeit nicht erfunden. Überall, wo ein Teil der Gesellschaft das Monopol der Produktionsmittel besitzt, muss der Arbeiter, frei oder unfrei, der zu seiner Selbsterhaltung notwendigen Arbeitszeit überschüssige Arbeitszeit zusetzen, um die Lebensmittel für den Eigner der Produktionsmittel zu produzieren. (. . .) Sobald aber Völker, deren Produktion noch in den niederen Formen der Sklavenarbeit oder Fronarbeit usw. hineingezogen werden in einen durch die kapitalistische Produktionsweise beherrschten Weltmarkt, der den Verkauf ihrer Produkte ins Ausland zum vorwiegenden Interesse entwickelt, wird den barbarischen Gräueln der Sklaverei, Leibeigenschaft usw. der zivilisierte Gräueln der Überarbeit aufgepfropft. Daher bewahrte die Negerarbeit in den Südstaaten der amerikanischen Union einen gemässigt, patriarchalischen Charakter, solange die Produktion hauptsächlich auf den unmittelbaren Selbstbedarf gerichtet war. In dem Grade aber, wie der Baumwolllexport zum Lebensinteresse jener Staaten, ward die Überarbeitung des Negers hier und da die Konsumtion seines Lebens in sieben Arbeitsjahren, Faktor eines berechneten und berechnenden Systems. Es galt nicht mehr, eine gewisse Masse nützlicher Produkte aus ihm herauszuschlagen. Es galt nun der Produktion von Mehrwert selbst. Das ähnlich mit der Fronarbeit, z.B. in den Donaufürstentümern.“ „Das Kapital“, o.c., S. 250

diese Überwindung von Hindernissen an sich Betätigung der Freiheit – und dass ferner die äusseren Zwecke den Schein bloss äusserer Notwendigkeit abgestreift erhalten und als Zwecke, die das Individuum selbst erst setzt, gesetzt werden – also als Selbstverwirklichung, Vergegenständlichung des Subjekts, daher reale Freiheit, deren Aktion eben die Arbeit, ahnt A. Smith ebenso wenig. Allerdings hat er Recht, dass in den historischen Formen die Arbeit stets repulsiv, stets als äussere Zwangsarbeit erscheint und ihr gegenüber die Nichtarbeit als ‚Freiheit und Glück‘. Es gilt doppelt: von dieser gegensätzlichen Arbeit; und, was damit zusammenhängt, der Arbeit, die sich noch nicht die Bedingungen, subjektive und objektive, geschaffen hat (oder auch gegen den Hirten- etc. –zustand, die sie verloren hat), damit die Arbeit travail attractif, Selbstverwirklichung des Individuums sei, was keineswegs meint, dass sie blosser Spass sei, blosses Amusement, wie Fourier es sehr grisettenmässig auffasst. Wirklich freie Arbeiten, z. B. Komponieren ist gerade zugleich verdammtester Ernst, intensivste Anstrengung.“⁸⁶

Wir finden hier mit der „Selbstverwirklichung“ (des Individuums) das post-kommunistische Projekt von Marx wieder. In diesem hat sich der Mensch von der notwendigen Arbeit befreit; denn die Selbstverwirklichung liegt ausserhalb dieses „Reiches der Notwendigkeit“. Doch gleichzeitig kritisiert er zurecht A. Smiths Idee, die Nicht-Arbeit, die Erholung sei das Glück, sei die Freiheit. Die Freiheit wovon? Nichts zu tun? Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, dass ein solches „Glück“, wenn es länger dauert, zur unerträglichen Qual wird. Übrigens weist hier Marx seinen künftigen Schwiegersohn Lafargue auf die Absurdität seiner Forderung nach einem „Recht auf Faulheit“ hin. Wie wenn nach Absolvierung der notwendigen zwei bis drei Stunden Arbeit das Individuum nur noch an der Sonne zu liegen brauchte – wenn an diesem Tag denn gerade die Sonne schiene -, wie sich das viele Nachfahren von Lafargue als ‚Kommunismus‘ vorgestellt haben. Ganz anders Marx: Nach verrichteter, auf das Minimum reduzierter Arbeit würde man nicht ‚ruhen‘, ‚ausruhen‘, sondern sich frei betätigen, was mit einem berauschten Amusement nichts zu tun hat. Damit steht eine andere Seite der linksextremen Anti-Arbeits-Ideologie plötzlich in einem andern Lichte da: die Phantasterei von der spielerischen Revolution, von der Arbeit als Spiel, von einem System des permanenten Festes und von einem goldenen Zeitalter des Dilettantismus, im Vergleich zu dem die Renaissance ärmlich dastünde.⁸⁷ Marx steht mit einem solchen phantastischen Ansinnen kaum in Zusammenhang, denn er ist sich bewusst, dass private Aktivität ohne Ernsthaftigkeit und Anstrengung jeden Sinns entbehrte, wertlos wäre und einem Zeitvertreib gleichkäme, von dem man nur zu schnell wieder abliesse. Damit etwas dauerhaftes Interesse erwecken kann, müssen Widerstände zu beseitigen sein.

Doch genau da liegt bei Marx der Hase im Pfeffer. Ist es möglich, dass man das „Reich der Notwendigkeit“, also die Welt der Hindernisse, welche eine Sache erst wirklich interessant machen, sozusagen hinter sich lässt, ohne dass die Aktivität, die man sich selbst vornimmt, zu nichts als einem simplen „Spiel“ (wie

⁸⁶ „Grundrisse“, o.c., Seiten 504-505, in „Pages de Karl Marx pour une éthique socialiste“, ausgewählt, übersetzt und vorgestellt von Maximilien Rubel, 1970, Band II, „Révolution et socialisme“, Seite 212

⁸⁷ Bob Black, „Travailler, moi? Jamais !“, 1985, S. 55

das Fourier sich vorstellte) wird? Das scheint doch recht schwierig zu sein. Die Zwänge, die man sich freiwillig auferlegt, um eine solche Aktivität zu vollziehen, werden nicht schwer wiegen, denn, wo sie ernsthaft auftreten, können sie leicht abgewälzt werden; nichts zwingt uns ja dazu, sie auf Biegen und Brechen zu bestehen. Echte Zwänge sind nur solche, die von aussen, durch die Notwendigkeit, auferlegt werden und unbedingt zu überwindende Hindernisse darstellen. Die Freiheit liegt nicht in der Abwesenheit der Notwendigkeit, sondern in der Fähigkeit des Subjekts, sie zu meistern. Sicher, Marx wählt sein Beispiel aus der Welt der Musik: das künstlerische Komponieren, was nicht unmöglich scheint. Doch diese Aktivität kann höchstens eine intelligente Ablenkung sein, die man aufgibt, sobald man findet, sie sei zu anstrengend.

Die fröhlichen linken Typen vom Stil Bob Black haben bei allem übrigen Delirium dennoch etwas recht: Wenn die Arbeit als Notwendigkeit abgeschafft ist, so ist die einzige objektive Möglichkeit, die offen bleibt, die, aus dem Leben ein permanentes Fest zu machen, auch wenn eine solche Aktivität nicht sehr lange dauern kann; anders als Marx glaubt, ist aus dem „Reich der Freiheit“ nur ein „Reich des Dilettantismus“ zu machen; da nichts einen zwingt, dies oder jenes zu tun, wird man nichts tun; der Müsiggang wird sich einstellen oder das, was unsere Linken pompös „Verwandlung der Arbeit in ein Spiel“ nennen. Wenigstens erzählen sie uns keine Geschichten über eine zur freien Tätigkeit gewordene Arbeit wie Marx. Sie wissen, dass diese, ernsthaft ausgeübt, ebenso zwangsmässig sein wird; dass die Arbeit in allen Formen die „beste der Polizeien ist, um die Individuen in Fesseln zu halten“, wie einer ihrer Vorfahren, der Linksextreme der Rechten, Nietzsche verkündete⁸⁸, dass folglich die Arbeit total abgeschafft werden müsste. Wohin aber führte das? „Ein Leben, wo der Begriff der Arbeit verschwände, ist den Leidenschaften oder womöglich dem Wahnsinn anheim gegeben“, schreibt S. Weil.⁸⁹ Und das geschah denn auch mit der Protestjugend der 60er und 70er-Jahre, die sich tatsächlich dank der hochentwickelten Maschinerie des Hyperkapitalismus von der Arbeit befreit sah.⁹⁰ Damals sah man, wie J.- M. Mandosio schreibt, diese „Avantgarde der künftigen Welt, die mit allen Formen der Befreiung experimentierte: des Verhaltens, der Sexualität, der Psyche

⁸⁸ Nietzsche, Schüler von Stirner, drückt sich so in „Morgenröte“ aus, um die Apologeten der Arbeit zu denunzieren. Ihn zitieren die Autoren des „Manifests gegen die Arbeit“ Nur vergessen sie, uns weiter zu sagen, wie Nietzsche die Arbeit zu überwinden hoffte, um die Fesseln zu lösen: Er schlug den Arbeitern Europas vor, auszuwandern, um in Regionen der wilden und intakten Welt Meister zu werden. Und er fügt bei: „Was macht das aus, wenn dann Handarbeiter fehlen! Vielleicht muss man dann die Bedürfnisse einschränken, vielleicht aber muss man dann Chinesen suchen, und diese werden uns ihre Art zu denken und leben bringen, die den Arbeitsameisen entspricht.“ („die unmögliche Klasse“) (Rückübersetzung aus dem Französischen.) Anders gesagt, er schlug einerseits vor, die Arbeiter sollten in die Kolonien gehen und dort Ausbeuter werden, und andererseits, man solle massiv exotische Arbeiter einwandern lassen, um aus ihnen Lohnsklaven zu machen. Dies waren die von ihm vorgeschlagenen Mittel, um mit der Arbeit Schluss zu machen. Das scheinen die Autoren des „Manifestes“ nicht bemerkt zu haben, die Nietzsche für ihre Sache, die Anti-Arbeit, wohlwollend zitieren, aber eben, nicht ganz. Nebenbei sei auf die Bedeutung gewiesen, welche heute in den entwickelten westeuropäischen Ländern die immigrierte Arbeit aus Afrika, Pakistan, und Fernost gewonnen hat; den Einwanderern überlässt man im allgemeinen die dreckigste Handarbeit; man ist also nicht sehr weit vom Phantasiebild Nietzsches entfernt.

⁸⁹ „Réflexions“, o.c., Seite 86.

⁹⁰ Bemerken wir noch, dass dieser Bob Black bei all seinem Delirium nicht auf die fortgeschrittene kapitalistische Industriegesellschaft spuckt, denn er weiss, dass mit ihr die Möglichkeit gegeben wäre, fast die ganze restliche Arbeit durch Automation und Kybernetik abzuschaffen.

(die Drogen sollten die Pforten der Wahrnehmung öffnen), der Kunst (der Rock'n Roll und seine Ausläufer, aus der Elektrizität geboren, stellte eine eigentliche dröhnende Revolution dar und symbolisierte eine Lebensweise, die alle möglichen Befreiungen zusammenfasste)⁹¹. Das war das einzige reelle Resultat dieser „Befreiung von der Arbeit“ eines Teils der Jugend, die aus der Mittelklasse gekommen war, das war die Wahrheit über die Illusion vom „Reich der Freiheit“, welches Marx vor sich gesehen hatte. Hier hatte man einen Vorgeschmack davon, wie dieses „Reich der Freiheit“ die Individuen zu Sklaven ihrer Leidenschaften werden liess und sie dem Wahnsinn nahe brachte, wie das S. Weil vorausgeahnt hatte. Sie schrieb übrigens noch weiter: „Ein Volk von Müssigen könnte ihr Vergnügen durchaus in selbstgestellten Aufgaben finden, in Künsten und in Spielen; diese Anstrengungen, die der reinen Phantasie entsprängen, bildeten aber für den Menschen kein Mittel, seine eigene Phantasie zu beherrschen.“⁹² Um sich dessen zu versichern, genügt ein Blick auf das, was in der sogenannten „Freizeitgesellschaft“ geschieht, welche die Arbeit (sagen wir genauer: den Ersatz der Arbeit, den sie für Arbeit hält) sicher nicht abgeschafft, aber doch im Vergleich mit früher gewaltig verringert hat, wodurch verschiedene Sorten von Aktivitäten möglich werden, die sicher reiner Phantasie entspringen: Massenmarathon, Jumping, Atlantiküberquerung mit Ruderboot usw., alles Aktivitäten mit hohem emotionalen Gehalt, zur Selbstüberwindung; Härte-Tests, die aber nur einen Ersatz für ein Leben ohne wirkliche Hindernisse bieten, weshalb die Phantasie solche künstliche Hindernisse erfindet.

Das unüberwindliche und unumgehbare „Reich der Notwendigkeit“

Das „Reich der Freiheit“ von Marx ist nicht nur eine Illusion und erbringt nicht die erwarteten befreienden Wirkungen, sondern ist zudem überhaupt nicht zu verwirklichen: Man stelle sich dazu nur 6.5 Milliarden Menschen auf der Erde – ihre heutige Bevölkerung – vor, welche den Sprung in das „Reich der Freiheit“ machten und sich nun mit Komposition und andern kultivierten musischen Aktivitäten beschäftigten, während die Maschinen dröhnten und diesen Menschen alles Notwendige, ja sogar Überflüssige beschufen! Absurd! Eine Science Fiction – Welt! Nicht einmal 20% dieser 6.5 Milliarden Menschen genügen, um mit ihrem hochentwickelten Maschinenpark in diesem „Reich der Freiheit“ eine ökologische Krise ohne Gleichen auszulösen und die Ressourcen an Energie weltweit vor aller Augen schwinden zu lassen.⁹³ Doch das haben wir alles schon gesagt. Anfügen kann man nur noch, was damals S. Weil, vor mehr als 70 Jahren, schrieb: „Solange der Mensch leben wird, das heisst, solange er ein winziges Teilchen dieses unbarmherzigen Universums ist, wird der Druck der Notwendigkeit nicht

⁹¹ „Dans le chaudron du négatif“, o.c., S. 115

⁹² „Réflexions . . .“, o.c., Seite 86

⁹³ S. Weil schrieb 1934: „Die Extraktion von Öl und Petrol wird zunehmend und automatisch weniger ergiebig und teurer werden. Darüber hinaus sind die bekannten Förder-Orte dazu verdammt, sich recht schnell zu erschöpfen. Man kann neue finden, die Quantität ist aber auf jeden Fall beschränkt.“ O.c., Seiten 26-27.

nachlassen.“⁹⁴ Also keine einfältigen Bukolika über den Menschen, der in vollständiger Harmonie mit einer milden und friedlichen Natur lebt, aber auch keine arroganten Erklärungen zu einer vollständig entwickelten Herrschaft über die Natur, wie das Marx vorschwebt⁹⁵, wo die Menschen zum ersten Mal wirkliche und bewusste Herren der Natur würden, wie auch Engels sagte⁹⁶. Das kann nur eine Situation sein, wo der Mensch noch zu kämpfen hat, um sich seinen Lebensraum zu schaffen, d. h. wo er arbeiten muss – im Kommunismus. Doch wie?

⁹⁴ Ibidem, S. 86

⁹⁵ „Grundrisse“, S. 387

⁹⁶ „Anti-Dühring“, S. 264

Kapitel 6

Der Kommunismus als neue Zivilisation der Arbeit

Was der Verlust der Zentralität der Arbeit bedeutet

Was ist die Arbeit? Marx definiert Arbeit in „Das Kapital“ folgendermassen: „Die Arbeit ist zunächst ein Prozess zwischen Mensch und Natur, ein Prozess, worin der Mensch seinen Stoffwechsel mit der Natur durch seine eigne Tat vermittelt, regelt und kontrolliert. Er tritt dem Naturstoff selbst als eine Naturmacht gegenüber. Die seiner Leiblichkeit angehörigen Naturkräfte, Arme und Beine, Kopf und Hand, setzt er in Bewegung, um sich den Naturstoff in einer für sein eignes Leben brauchbaren Form anzueignen.“⁹⁷

Der Arbeitsprozess muss unabhängig von jeder gesellschaftlichen Form erfasst werden, präzisiert Marx. Sobald also der Mensch etwas anderes als Sammeln und Jagen macht („primitive Formen der Arbeit, die noch vom tierischen Instinkt abhängen“), wo er sich mit dem zufrieden gibt, was die Natur ihm bietet und es nicht verändert, stellen alle Gesellschaftsformen, die sich in der Geschichte gefolgt sind, verschiedene Grade der Arbeitszivilisationen dar.

Wenn man sich an diese Definition hält, kann die Arbeit nicht mit irgendeiner Aktivität verwechselt werden; Arbeit bedeutet enge Beziehung zur Natur; sie ist landwirtschaftliche oder industriellen Tätigkeit; zur Nahrungsmittelgewinnung bebaut der Mensch den Boden oder gewinnt Materialien aus dem Boden, um sich aus ihnen für sein Leben nützliche Gegenstände herzustellen.

Was geschieht nun aber in den Gesellschaften des hyper-entwickelten Kapitalismus? Die Produzenten (also diejenigen, welche in ihrer Arbeit den Stoffwechsel mit der Natur ausüben) stellen heute nur noch eine Minderheit in der Bevölkerung dar (im besten Fall 27% in der Industrie und 5% in der Landwirtschaft), während die zwei Drittel der übrigen Erwerbstätigen mit dem Arbeitsprozess eigentlich nichts mehr zu tun haben. Sie sind im Verkauf, in der Verwaltung, Führung, Erziehung, Öffentlichkeit, in der Unterhaltung und andern Bereichen tätig: Tätigkeiten (die durchaus aufreibend, wenig dankbar sein können; darin liegt nicht die Frage), welche die wachsende Verkünstlichung der gegenwärtigen Gesellschaft bezüglich der Natur ausdrücken. Wir konstatieren also: Eine Minderheit arbeitet, während sich die anderen beschäftigen, was nicht heisst,

⁹⁷ „Das Kapital“, S. 192

dass nicht eine Masse von Menschen jeden Morgen aufstehen muss, um zur Arbeit zu gehen – nur: um was zu tun? Das ist eben die Frage!

Somit ist etwas Wahres im Anfang des Pamphletes „Manifest gegen die Arbeit“: „Ein Kadaver beherrscht die Gesellschaft, der Kadaver der Arbeit“. Doch verstehen seine Autoren den wahren Grund dieses geschilderten Niedergangs der Arbeit nicht: Wenn diese ihre „Zentralität“ verloren hat, wie sie sagen, dann deshalb, weil die Verbindung zur Natur, die aus der Arbeit eine vitale, für das Überleben der Individuen wesentliche und ihr Sinn verleihende Aktivität machte, gerissen ist. Daraus erfolgt, dass die Aktivitäten, welche diese echte Arbeit ersetzen, unwesentlich und Pseudo-Arbeit sind.

Die Mehrheit der heute sogenannten Arbeiter übt also keinen Beruf mehr aus, sondern besetzt irgendeine Anstellung, wenn sie nicht sogar prekäre Arbeit verrichtet, langzeitarbeitslos oder sonst wie ausgeschlossen ist. Auf jeden Fall hat der Begriff Arbeit jeden Sinn verloren. Er ist so dunkel geworden, dass er zu allerhand Spekulationen über das Ende der Arbeit (und dessen Beschleunigung) Anlass gegeben hat. Und der Schock über diese Aufweichung des Arbeitsbegriffes hat seine Auswirkung auch auf die Arbeiterklasse, die zahlenmässig ja noch immer eine nicht zu vernachlässigende Kraft darstellt: Sie fühlt sich wie an den Rand getrieben und wird zu einer Art unsichtbarer Klasse, die aufhört, von Bedeutung zu sein.⁹⁸

Wir wohnen folglich heute in allen fortgeschrittenen Ländern dem Untergang der Arbeitszivilisation bei, welche den Kapitalismus aufgebaut hat. Die Autoren des „Manifest gegen die Arbeit“ nehmen von dieser Agonie des Götzen „Arbeit“, wie sie sagen, Kenntnis, ja geben diesem noch den letzten Tritt und beteuern, die soziale Emanzipation könne nicht die Wiederaufwertung der Arbeit, sondern nur ihre bewusste Entwertung zum Inhalt haben. Wir haben unsere Ansicht über diese unerwünschte und auf jeden Fall unmögliche Perspektive ausgedrückt. Was aber die gegenwärtige historische Situation des Niedergangs der Arbeit erfordert, ist gerade das Gegenteil: Es geht jetzt um die Schaffung einer neuen Zivilisation der Arbeit; in dieser wäre die Arbeit, um Worte von Marx aufzunehmen, die dieser formulierte, als er noch nicht vom wunderbaren „Reich der Freiheit“ ohne Arbeit träumte, nicht nur ein Mittel zu leben, sondern würde das erst Bedürfnis des Lebens.⁹⁹

„Ein Mittel zu leben“ hiesse in der Tat, dass man nicht arbeitete, einfach um zu arbeiten, sondern immer auf ein bestimmtes, nützliches Ziel hin. Im Kommunismus handelt es sich nicht mehr um die Produktion von Tauschwerten, sondern von Gebrauchswerten; die Arbeit sollte eine genügende Versorgung einer gewissen Anzahl von Bedürfnissen garantieren, von Bedürfnissen, die zu bestimmen sind.

„Das erste Bedürfnis des Lebens“: Das heisst, dass die Arbeit eine genügend interessante und anziehende Tätigkeit ist, damit sie nicht als Fronarbeit empfunden wird, die man nur widerwillig ausführt und deren man sich möglichst bald

⁹⁸ Siehe dazu S. Beaud und M. Pialoux, „Retour sur la classe ouvrière“, 2005.

⁹⁹ „Kritik des Gothaer Programms“, 1876, Dietz, Berlin, 1969

entledigen will, und sei es auf Kosten anderer. Das heisst, dass sie nicht weiterhin ausschliesslich unter dem Blickwinkel der Produktion (ihrer Steigerung) oder des Konsums (der immer anspruchsvoller wird), dafür umso mehr unter dem Blickwinkel der Kultur, als menschlicher Wert betrachtet wird. S. Weil meint dazu: „Welche wunderbare Fülle von Leben könnte man nicht von einer Kultur erwarten, in der die Arbeit in einer Art umgestaltet wäre, dass sich alle Fähigkeiten ausüben liessen, und sie zum menschlichen Handeln par excellence würde.“¹⁰⁰

Diese zwei Ziele unter einen Hut zu bringen, statt sie auseinander laufen zu lassen, darin läge der Wert dieser neuen Zivilisation der Arbeit; Ausbeutung durch die Arbeit und Bedrückung in der Arbeit hörten auf.

Die Illusion von Marx

In seiner Analyse des relativen Mehrwerts (der Teil 4 von „Das Kapital“), welcher auf der Verkürzung der für die Reproduktion der Arbeitskraft notwendigen Arbeitszeit, also auf sinkendem Wert derselben, nicht auf einer Verringerung der – im Gegenteil möglicherweise steigenden - Subsistenzmittel beruht, lässt Marx die verschiedenen historischen Produktionsstadien der kapitalistischen Produktion Revue passieren: Manufaktur, Verlagswesen, grosse Industrie. Ziel bleibt natürlich die Gewinnung und Steigerung des Mehrwerts. In dieser Untersuchung von Marx stellt sich heraus, dass mit steigender Produktivität die Qualität des Arbeitens sinkt, d. h. dass sie für den Arbeitenden immer weniger anziehend wird.

In der kapitalistischen einfachen Kooperation (zu Beginn der kapitalistischen Produktionsweise) ist die Arbeitsweise noch ganz handwerklich. Kapitalistisch ist nur der Umstand, dass die Arbeiter für einen Kapitalisten arbeiten, der sie in einer Werkstatt zusammenführt, wo sie gemeinsam arbeiten und dabei ihre spezifische Berufstätigkeit ausüben.

Mit dem Stadium der Manufaktur, das Mitte des 15. Jahrhunderts beginnt, verwandelt sich die berufliche Arbeitsteilung in Arbeitsteilung im Produktionsprozess. Dieser wird in eine Vielzahl von Detailhandlungen aufgetrennt, welche von Arbeitern ausgeübt werden, die verdammt sind, immer dasselbe zu tun. Diese Aufsplitterung der Arbeit vergrössert die Rendite, disqualifiziert aber die Arbeit, sodass diese häufig von Kindern oder Frauen ohne vorangehende Berufsausbildung übernommen werden kann, so einfach und leicht sind die Arbeitsoperationen geworden. Diese konstante Wiederholung bewirkt die „Virtuosität des Detailarbeiters“, einen „Produktionsmechanismus, dessen Organe Menschen sind“.¹⁰¹ Das Manufaktursystem ist also nicht weit vom Taylorismus entfernt; es fehlt nur die Stopuhr. „Ein Handwerker, der die verschiedenen Teilprozesse in der Produktion eines Machwerks nacheinander erfüllt, muss bald den Platz, bald die Instrumente wechseln. Der Übergang von einer Operation zur andern unterbricht den Fluss der Arbeit und bildet gewissermassen Poren in

¹⁰⁰ „Réflexion“, o.c., S. 118

¹⁰¹ „Das Kapital“, S. 360

seinem Arbeitstag. Diese Poren verdichten sich, sobald er den ganzen Tag eine und dieselbe Operation kontinuierlich verrichtet, oder sie verschwinden in dem Mass, wie der Wechsel seiner Operation abnimmt.“¹⁰² Auch das Werkzeug wird spezieller. „Die Manufakturperiode vereinfacht, verbessert und vermannigfacht die Arbeitswerkzeuge durch deren Anpassung an die ausschliessliche Sonderfunktion der Teilarbeiter.“¹⁰³ Manchmal werden Maschinen eingesetzt. Doch „die spezifische Maschinerie der Manufakturperiode bleibt der aus vielen Teilarbeitern kombinierte Gesamtarbeiter selbst.“¹⁰⁴ Jeder Arbeiter ist also ein simples Rädchen in diesem menschlichen Getriebe.

Marx stellt die Verheerungen einer solchen technischen Arbeitsteilung der Arbeit deutlich heraus: „Sie [die Manufaktur] verkrüppelt den Arbeiter in eine Abnormität, indem sie sein Detailgeschick treibhausmässig fördert durch Unterdrückung einer Welt von produktiven Trieben und Anlagen (. . .).“¹⁰⁵ „Seiner natürlichen Beschaffenheit nach verunfähigt, etwas Selbständiges zu machen, entwickelt der Manufakturarbeiter produktive Tätigkeit nur noch als Zubehör zur Werkstatt des Kapitalisten.“¹⁰⁶ „Die Kenntnisse, die Einsicht und der Wille, die der selbständige Bauer oder Handwerker, wenn auch auf kleinem Massstab, entwickelt (. . .) sind jetzt nur noch für das Ganze der Werkstatt erheischt.“¹⁰⁷ Denn die geistigen Fähigkeiten, die zuvor im Berufsarbeiter steckten, gehen in die Gesamtheit über, welche die kapitalistische Werkstatt darstellt, verschwinden aber im einzelnen Arbeiter. Marx betont diese immer weitergehende Trennung der geistigen von der körperlichen Arbeit, welche die kapitalistische Produktion charakterisiert: „Dieser Scheidungsprozess beginnt in der einfachen Kooperation, wo der Kapitalist den einzelnen Arbeitern gegenüber die Einheit und den Willen des gesellschaftlichen Arbeitskörpers vertritt. Er entwickelt sich in der Manufaktur, die den Arbeiter zum Teilarbeiter verstümmelt. Er vollendet sich in der grossen Industrie, welche die Wissenschaft als selbständige Produktionspotenz von der Arbeit trennt und in den Dienst des Kapitals presst.“¹⁰⁸

Immerhin bleibt während dieser Periode der Manufaktur die Zahl der unqualifizierten Arbeiter beschränkt. „(Es) bleibt für schwierige Detailarbeit eine längere Erlernungszeit nötig und wird auch da, wo sie vom Überfluss, eifersüchtig von den Arbeitern aufrechterhalten.“¹⁰⁹ Der Grund dafür liegt darin, dass die Manufaktur „sich der gesellschaftlichen Produktion nicht in ihrer ganzen Breite bemächtigen konnte“¹¹⁰ Erst der Übergang zur Fabrik, d. h. die Anwendung grossen Stils von Maschinen, um den relativen Mehrwert anwachsen zu lassen, vermochte das.

¹⁰² „Das Kapital“, S. 361

¹⁰³ „Das Kapital“, S. 361

¹⁰⁴ „Das Kapital“, S. 369

¹⁰⁵ „Das Kapital“, S. 381

¹⁰⁶ „Das Kapital“, S. 382

¹⁰⁷ „Das Kapital“, S. 382

¹⁰⁸ „Das Kapital“, S. 382

¹⁰⁹ „Das Kapital“, S. 389

¹¹⁰ „Das Kapital“, S. 390

Wenn in der Manufaktur der Ausgangspunkt der Umwälzung der Produktionsweise der Einsatz der Arbeitskraft in Detailoperationen ist, welche darin grosses Geschick erlangt, wodurch die Gesamtproduktivität steigt, dann ist dieser Ausgangspunkt in der Fabrik das Arbeitsmittel: die Maschinerie. Die Fabrik revolutioniert die Produktionsweise ein weiteres Mal, denn die Maschine ist ein Werkzeug, das sich von selbst bewegt, sie erhält ihren Antrieb von einem Motor, etwa einer Dampfmaschine. Der Arbeiter muss diese nur noch einrichten und überwachen.

Diese Werkzeugmaschine kann verschiedene Operationen ausführen, bzw. man hat es mit einem System differenzierter Maschinen zu tun, die in Beziehung zueinander stehen und sich zur Ausübung verschiedener Arbeiten ergänzen. „Ein System der Maschinerie, beruhe es nun auf blosser Kooperation gleichartiger Arbeitsmaschinen, wie in der Weberei, oder auf einer Kombination verschiedenartiger, wie in der Spinnerei, bildet an und für sich einen grossen Automaten, sobald es von einem sich selbst bewegenden ersten Motor getrieben wird.“¹¹¹

Was wird nun aus der Arbeit des Arbeiters in dieser Maschinerie? „Obgleich nun die Maschinerie das alte System der Teilung der Arbeit technisch über den Haufen wirft, schleppt es sich zunächst als Tradition der Manufaktur gewohnheitsmässig in der Fabrik fort, um dann systematisch vom Kapital als Exploitationsmittel der Arbeitskraft in noch ekelhafterer Form reproduziert und befestigt zu werden. Aus der lebenslangen Spezialität, ein Teilwerkzeug zu führen, wird die lebenslange Spezialität, einer Teilmaschine zu dienen.“¹¹² „In Manufaktur und Handwerk bedient sich der Arbeiter des Werkzeugs, in der Fabrik dient er der Maschine.“¹¹³ Das beraubt die Arbeit jedes Interesses, was sich in einer traurigen Routine bemerkbar macht. Das Kapital beinhaltet also die Versklavung der lebendigen Arbeit unter die tote Arbeit, die sich in der Maschinerie verkörpert: „Die Scheidung der geistigen Potenzen des Produktionsprozesses von der Handarbeit und die Verwandlung derselben in Mächte des Kapitals über die Arbeit vollendet sich, wie bereits früher angedeutet, in der auf Grundlage der Maschinerie aufgebauten grossen Industrie. Das Detailgeschick des individuellen, entleerten Maschinenarbeiters verschwindet als ein winzig Nebending vor der Wissenschaft, den Naturkräften und der gesellschaftlichen Massenarbeit, die im Maschinensystem verkörpert sind und mit ihm die Macht des „Meisters“ (master) bilden.“¹¹⁴ Marx beschreibt die Degradation des Arbeitsprozesses im Kapitalismus, die in der Grossindustrie gipfelt. Was zieht er daraus für Lehren?

In seiner Bilanz zählt Marx die negativen Folgen der Einführung der grossen Maschinerie in der Industrie auf: die Verlängerung des Arbeitstages, die intensiviertere Ausbeutung der Arbeitskraft, die massenhafte Einführung von Frauen und Kindern in den Fabriken mit ihrer einfachen, repetitiven, mechanischen Arbeit, das Überflüssigwerden eines Teils der Arbeiterklasse. Die grosse Industrie

¹¹¹ „Das Kapital“, S. 402

¹¹² „Das Kapital“, S. 444-445

¹¹³ „Das Kapital“, S. 445

¹¹⁴ „Das Kapital“, S. 446

mit ihrem Maschineneinsatz hat die alte Arbeitsteilung, wie sie schon in der Manufaktur herrschte, in ganz ungeheurer Weise weitergeführt. Doch diese negative Seite darf uns nicht vergessen lassen, dass anders als die handwerkliche Arbeit, die in ihrem ganzen Wesen noch konservativ war (so dass noch bis ins 18. Jahrhundert hinein die Handwerkskünste geheim waren) die grosse Industrie aber revolutionär ist, denn „die moderne Industrie betrachtet und behandelt die vorhandne Form eines Produktionsprozesses nie als definitiv.“¹¹⁵ Vorerst bedeckt Marx die Übeltaten der verstümmelnden, verrohenden, den Arbeiter zum Sklaven der Maschine machenden Fabrik mit Schimpf und Schande, doch dann hebt er die positive Seite der Grossindustrie hervor: Sie [die grosse Industrie] macht es notwendig, „den Wechsel der Arbeiten und daher möglichste Vielseitigkeit der Arbeiter als allgemeines gesellschaftliches Produktionsgesetz anzuerkennen. Und seiner normalen Verwirklichung die Verhältnisse anzupassen. Sie macht es zu einer Frage von Leben und Tod, die Ungeheuerlichkeit einer elenden, für das wechselnde Exploitationsbedürfnis des Kapitals in Reserve gehaltenen, disponiblen Arbeiterbevölkerung zu ersetzen durch die Disponibilität des Menschen für wechselnde Arbeitsbedürfnisse; das Teilindividuum, den blossen Träger einer gesellschaftlichen Detailfunktion, durch das total entwickelte Individuum, für welches verschiedene gesellschaftliche Funktionen einander ablösende Betätigungsweisen sind.“¹¹⁶

Marx sieht demnach in der grossen Industrie mit ihren dauernden Umwälzungen das Potenzial emanzipatorischer Neuerungen versteckt; insbesondere könne daraus ein neuer Typ von Produzenten entspringen, der allseitig ausgebildet alles machen kann oder auf jeden Fall ein Maximum an Arbeitsfähigkeiten entwickelt. Doch schauen wir, was in Wirklichkeit eingetreten ist.

Die grosse Industrie ist in der Tat eine permanente Revolution, die immer wieder ihre Produktionstechniken und -mittel erneuert, die bestehenden Maschinen durch leistungsfähigere ersetzt. Das hat aber keineswegs zur Bildung von qualifizierten und allseitig ausgebildeten Produzenten¹¹⁷ geführt, mit Ausnahme vielleicht einer dünnen Schicht von Ingenieuren und Technikern, die aber extrem eng spezialisiert sind. In der weiteren Entwicklung der Industrie wurde ein Grossteil der noch weiter bestehenden Berufsarbeiter aus der Ära von Handwerk und Manufaktur beseitigt. Die Berufsleute wurden durch ungelernete Arbeiter ersetzt, die nach den bewährten Methoden von Taylor und Ford an Montagebändern arbeiten. Dagegen trat das ein, was Marx befürchtete: Die Verringerung der in der Produktion tätigen Arbeiter infolge der eingesetzten Maschinen. „Endlich erlaubt die ausserordentliche erhöhte Produktivkraft in den Sphären der grossen Industrie, begleitet, wie sie ist, von intensiv und extensiv

¹¹⁵ „Das Kapital“, S. 510-511

¹¹⁶ „Das Kapital“, S. 511-512

¹¹⁷ Um seine Behauptungen zu untermauern, bringt Marx in einer Fussnote das Beispiel eines französischen Arbeiters, der während seines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten, wie er berichtet, ohne Probleme verschiedene Berufe ausübte. Marx sieht darin ein schlagendes Beispiel allseitiger Bildung, welche die Grossindustrie ermöglichte. Sein Beispiel ist aber nicht sehr treffend, denn die Aktivitäten, welche besagter Arbeiter anführt, entsprechen eher traditionellen Berufen als Industrietätigkeiten: Bergmann, Buchdrucker, Kupferstecher, Klempner . . .

gesteigerter Ausbeutung der Arbeitskraft in allen übrigen Produktionssphären, einen stets grösseren Teil der Arbeiterklasse unproduktiv zu verwenden und so namentlich die alten Haussklaven unter dem Namen der „dienenden Klasse“, wie Bediente, Mägde, Lakaien usw. stets massenhafter zu produzieren.“¹¹⁸ Heute, wo der Rest von wirklichen Produzenten meistens einer Detail-Tätigkeit in ultramodernen post-fordistischen Fabriken nachgeht, arbeiten zwei Drittel der Bevölkerung im tertiären Sektor. Überdies ist ein Grossteil der Arbeitenden wohlversehen mit Diplomen und arbeitet im immateriellen Bereich, der nun sicher gar nichts von einem Domestikenstatus an sich hat. Gemeint sind hier Schule und Erziehung, Information, Programmierung, Werbung, Medien und andere kreative Tätigkeiten, die für eine post-industrielle Gesellschaft typisch sind.

Marx nahm die Grossindustrie als etwas war, das pausenlos neue, bewegliche, wache Arbeiter erforderte, die sich den verschiedensten Arbeitsanforderungen zu stellen vermöchten und den alten berufsmässig spezialisierten Arbeiter mit seiner Vereinseitigung hinter sich liessen. Mit dem Sozialismus sollte in dieser Grossindustrie eine Welt geschaffen werden, welche ganz nach dem Mass dessen wäre, woraus sich eine hochqualifizierte „Assoziation der freien Produzenten“ erbauen liesse, deren ein jeder ein „integrales Individuum“ wäre. Das aber erwies sich als Illusion. Diese marxsche Illusion führt uns aber auf den grundsätzlichen Irrtum von Marx zurück, den wir schon hervorgehoben haben: die Illusion, dass die Grossindustrie, welche der Kapitalismus schuf, eine emanzipatorische Dimension in sich trage. Doch der Kapitalismus hat diese Grossindustrie ausschliesslich für seine eigenen Bedürfnisse geschaffen, was jede reformistische Bastelei verbietet, um diesem Umstand abzuhelpfen.

Der Reformismus von Simone Weil

1937 hielt Simone Weil vor Arbeitern einen Vortrag über die Rationalisierung, also den Taylorismus, der zu jener Zeit überall im Vormarsch war. Ziel der Rationalisierung sei, führte S. Weil aus, „den Arbeitenden die Möglichkeit zu nehmen, selbst das Vorgehen und den Rhythmus ihrer Arbeit zu bestimmen, und die Wahl der Bewegungen in der Produktion in die Hände der Leitung zu legen.“¹¹⁹ Damit würden die Arbeitenden nicht nur ausgebeutet, sondern sähen sich ihres Wissens und Könnens beraubt. Wie soll man auf diese „Rationalisierung“ antworten?

„Es gilt, zwei Fragen zu unterscheiden“, beginnt Simone Weil, „die Ausbeutung der Arbeiterklasse, die sich durch den kapitalistischen Profit definiert, und die Bedrückung der Arbeiterklasse am Arbeitsplatz, die in langem Leiden besteht“, eine Bedrückung, „die mit der Struktur der Arbeit in der Grossindustrie selbst zusammenhängt“. Diese Bedrückung hielte also im Sozialismus an, wenn er sich auf die gegebene materielle Grundlage stellte; auch wenn die Kapitalisten

¹¹⁸ „Das Kapital“, S. 469

¹¹⁹ „La rationalisation“, in „La condition ouvrière“, 2002, S. 302 ; eigene Übersetzung

enteignet wären, blieben die Arbeiter weiterhin an die monotone, zerstückelte, verrohende Arbeit gebunden, die mit der Grossindustrie zusammenhängt. Natürlich würde der Arbeitsrhythmus vermindert, der Arbeitstag verkürzt; die Arbeit bliebe aber trotzdem entfremdend, das „geistige Potenzial“ der Arbeit, um mit Marx zu sprechen, wäre weiterhin von der Maschinerie monopolisiert, auch wenn diese vergesellschaftet wäre. Weiterhin beherrschte diese die lebendige Arbeit und weiterhin blieben die Arbeitenden Sklaven der Maschinen und der ganzen technischen Organisation, die uns der Kapitalismus vermachte. Kurz, die Ausbeutung hörte wohl auf, die Bedrückung bliebe weiterhin. Was sollte man unter diesen Bedingungen unternehmen, damit im Sozialismus die Arbeit wirklich so umgewandelt würde, dass sie „die menschliche Handlung par excellence bildet“, wie Simon Weil sagte?

Simon Weil war 1937 nicht mehr Sozialistin, während sie zuvor noch in Kreisen des revolutionären Syndikalismus und des dem Stalinismus feindlichen Kommunismus verkehrt hatte; sie war Reformistin geworden und befürwortete die Zusammenarbeit der Klassen.¹²⁰ Ihren Zuhörern erklärt sie: „Die Erfordernisse der Fabrikation und die Wünsche der Menschen im Arbeitsprozess miteinander in Übereinstimmung zu bringen ist ein Problem, das die Kapitalisten leicht lösen: Sie streichen einfach den Pol der Arbeit und tun, als existierten die Menschen nicht. Umgekehrt streichen gewisse Anarchisten einfach den andern Pol: die Notwendigkeit der Produktion. Das ist auf dem Papier wohl möglich, in der Praxis aber nicht. Die Ideallösung wäre, aus der Fabrik käme Abends sowohl eine möglichst grosse Anzahl gut gemachter Produkte, als auch glücklicher Arbeiter. Wenn man durch glücklichen Zufall eine solche Arbeitsmethode fände, welche die Arbeit vollkommen und glücklich machte, wäre die Frage beantwortet. Doch gibt es diese Methode nicht, im Gegenteil, wir entfernen uns immer weiter von einer Lösung. Gibt es aber keine praktikable Lösung, dann, weil die Anforderungen der Produktion und die Bedürfnisse der Produzenten nicht zwangsläufig übereinstimmen. Es wäre zu schön, wenn die produktivsten Arbeitsverfahren zugleich die angenehmsten wären. Man kann dennoch versuchen, die beiden Interessen, diejenigen des Unternehmens und diejenigen der Arbeiter, soweit wie möglich in Übereinstimmung zu bringen. Ein Kompromiss soll den Widerspruch entschärfen, sodass weder die Interessen der Produktion, noch diejenigen der Produzenten geopfert werden müssen. Eine Fabrik muss so organisiert werden, dass die in sie eingehenden Materialien rationell verarbeitet werden; gleichzeitig

¹²⁰ Zu Beginn der Dreissigerjahre arbeitete S. Weil noch mit „La Révolution Proletarienne“ (von P. Monatte) und „La critique sociale“ (Von B. Souvarine) zusammen, glitt aber in den Reformismus und den Kollaborationismus, trat sogar mit einem Unternehmenschef wie A. Detoef (Alsthom Detoef förderte eine Unternehmensreform, gab die Zeitschrift „Nouveaux cahiers“ heraus, an der Weil mitarbeitete) und korrespondierte mit dem Ingenieur V. Bernard, technischer Leiter der Rosières-Werke. Immerhin war S. Weil keine Intellektuelle, die immer vom Proletariat sprach, ohne je eine Fabrik von innen gesehen zu haben. Sie liess sich als Akkordarbeiterin anstellen, nicht um politisch zu agitieren, wie nach 1968 maoistische Studenten, sondern um sich über die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der Arbeiter der Grossindustrie ein Bild zu machen. Sie erlebte am eigenen Leib, was es bedeutet, Sklave der Maschine zu sein und jede Autonomie verloren zu haben. Sie erkannte auch, dass die Industriearbeiter vom Kapitalismus verdinglicht waren und sich mit ihm identifizierten, also nicht die revolutionären Subjekte mit ihrer historischen Mission waren, als welche Marx sie sah. Das erklärt vielleicht die Kehre, welche S. Weil vollzog, indem sie nur in einer Reform „von oben“, durch aufgeklärte, moderne Patrons durchgeführt, eine Lösung sah, um die Situation der modernen Arbeiterklasse ein wenig zu verändern.

sollen aber die Arbeitenden in dieser Fabrik am Abend, nach einer Woche, einem Jahr und nach fünf Jahren nicht physisch und psychisch geschädigt herauskommen.“

„Das ist das wirkliche Problem, das schwierigste Problem, das sich der Arbeiterklasse stellt: eine Methode und Organisation der Arbeit zu finden, bei der die Verarbeitung der Rohstoffe rationell ist, die Konsumenten der produzierten Produkte mit Quantität und Qualität zufrieden sind und die Arbeit für die Arbeitenden annehmbar ist.“

„Dieses Problem hat man kaum erst anzugehen begonnen, da es nie gestellt worden ist. Wenn wir morgen die Fabriken übernehmen, wüssten wir nicht, wie wir vorgehen sollten und wir wären gezwungen, sie nach gegenwärtigem Muster zu organisieren, nachdem sie eine Zeit lang richtungslos getrieben wären.“¹²¹

S. Weil berührt hier einen wichtigen Punkt: Es genügt nicht, dass die Arbeit kreativ, heiter und nicht zu streng ist; sie muss auch produktiv genug sein, um eine genügende Produktion zu garantieren, die wenigstens das Notwendige deckt. Dieses Problem ist sicher einfacher auf dem Papier, als in der Wirklichkeit zu lösen, wie S. Weil zu Recht anmerkt. Nur hält sie es für unlösbar und schlägt einen Kompromiss vor, der Kapital und Arbeit, also die Seite der Produktivität und diejenige der Verausgabung von Arbeitskraft, vereinigen soll. Das ist nun schon frappant! Zu Recht führt sie dem Sozialismus vor Augen, dass es nicht nur um Ausbeutung, sondern auch um Bedrückung durch die Industrie-Arbeit geht, fällt nun aber in simple Klassenkollaboration und in Reformismus! Grund dafür ist, dass sie die grossindustrielle Arbeit nicht mehr in Frage stellt (wie noch in den „Réflexions“ von 1934) und eine Bastelei an der Arbeitsorganisation vorschlägt. Der Berg hat eine Maus geboren!

Die zwei Sphären des André Gorz

S. Weil unterstrich, dass die blosse Unterdrückung der Ausbeutung nicht genügte, um die Arbeiter von der Arbeits-Bedrückung zu befreien; A. Gorz verlängert gewissermassen die Reflexion von S. Weil und betont, dass diese Bedrückung durch die Arbeit davon herrühre, dass die Produktivkräfte vom Kapital geprägt wären. „Diese Produktionsmittel sind keine neutralen Maschinen, denn die kapitalistischen Herrschaftsbeziehungen sind in sie eingeschrieben und beherrschen die Arbeiter unter dem Schein unflexibler technischer Erfordernisse.“

¹²² Gorz geht sogar noch weiter: „Die Entwicklung der Produktivkräfte des Kapitalismus steht in funktioneller Beziehung zur Logik und zu den Bedürfnissen des Kapitalismus. Nicht nur bildet diese Entwicklung nicht die materielle Grundlage des Sozialismus, sondern sie ist ein Hindernis für diesen. Die vom Kapitalismus entwickelten Produktivkräfte tragen dermassen seine Handschrift, dass sie von einer sozialistischen Rationalität weder geführt noch angewandt

¹²¹ „Le rationalisme“, o.c., S. 307-308 ; eigene Übersetzung.

¹²² „Adieu au prolétariat. Au-delà du socialisme., o.c., S. 52 ; eigene Übersetzung

werden können. Wenn es Sozialismus geben soll, müssen diese Produktivkräfte umgegossen, konvertiert werden.“¹²³

Nun, Gorz erinnert daran, dass früher, als die grosse Industrie mit ihrem Maschinismus noch nicht wirklich entwickelt war, „in der Fabrik eine Arbeiter-Macht technischer Art parallel zur gesellschaftlichen und ökonomischen bestand, welche sich dieser letzteren entgegenstellen und der Bedrückung Stirn bieten konnte.“ Obwohl diese Arbeiter-Macht nicht „diejenige aller Arbeiter und auch nicht diejenige des Arbeiter-Kollektivs“ war, sondern diejenige der Facharbeiter, die, von den Hilfs- und angelernten Arbeitern unterstützt, innerhalb der Arbeiterklasse an der Spitze der Arbeiterhierarchie stand, welche die umgebende Hierarchie konkurrenzierte, so vermochte dieses Korps von Facharbeitern mit seiner Kultur, mit seinen Traditionen und seiner Arbeitsethik doch, gegen die bürgerliche Macht aufzutreten und ihr die Macht, wenn auch auf zwiespältige und reduzierte Weise, streitig zu machen. Es handelte sich doch, v. a. in der anarcho-syndikalistischen und rätekommunistischen Fassung dieser „Gegenmacht“, um die Selbstverwaltung des Betriebs, wobei die Facharbeiter die Chefs wären. Doch mit der Konzentration des Kapitals, der Ausdehnung der grossen Industrie, der Vervielfachung der grossen Produktionseinheiten und der sukzessiven Modernisierung der Produktivkräfte wurden die Arbeiterberufe zerstört, welche noch der Nährboden der Arbeiter-Autonomie gewesen waren; an ihren Platz setzte der Taylorismus eine Hierarchie und eine Ordnung, welche ganz patronal war und unter der Fabrikdirektion stand.“ Von nun an, „als die Facharbeiter nach hartnäckigen Kämpfen beseitigt waren, wurde die Produktionsarbeit hauptsächlich von einer aufgesplitterten Masse von Arbeitern ohne Autonomie und technische Macht gesichert; für diese hat die Idee, die Macht über die Produktion zu übernehmen, keinen Sinn mehr.“¹²⁴

Unter diesen Bedingungen muss man sich vom Proletariat verabschieden, denn „die Entwicklung des Kapitalismus hat eine Arbeiterklasse hervorgebracht, die in ihrer Mehrheit nicht fähig ist, sich zur Herrin über den Produktionsprozess aufzuschwingen; und im übrigen hat sie daran auch kein Interesse mehr.“ Die These von Gorz besteht also in der Aussage, dass „die Überwindung des Kapitalismus, seine Negation im Namen einer andern Rationalität, nunmehr nur noch von den Gesellschaftsschichten erwartet werden kann, welche die Auflösung aller Klassen, darunter auch der Arbeiterklasse selbst, repräsentieren oder vorausnehmen.“¹²⁵ Wenn die vom Kapitalismus geschaffene Megamaschine dem Sozialismus nicht gerecht wird, so muss diese, sollte man meinen, abgebaut, umgewandelt und konvertiert werden. Das ist aber, wie wir sehen werden, nicht die Absicht von A. Gorz. Dieser schlägt vor, über den Sozialismus hinaus zu gehen. Was heisst das nun aber?

Gorz lässt sich von Marx inspirieren. Dieser sieht für die Zeit nach dem Kapitalismus zwei Phasen voraus, wie wir schon gesehen haben: ein erste, wo man noch arbeiten muss, und ein zweite, wo diese Notwendigkeit wegen der hyper-

¹²³ ibidem, S. 28; eigene Übersetzung

¹²⁴ ibidem, S. 70 – 74; eigene Übersetzung

¹²⁵ ibidem, S. 29; eigene Übersetzung

entwickelten Produktivkräfte nicht mehr besteht. Gorz braut uns hier eine Theorie zusammen, diejenige der „zwei Sphären“, wie er sie nennt. Die eine Sphäre wäre diejenige der „Heteronomie“, die andere diejenige der „Autonomie“. Die erste garantiert die programmierte, geplante Produktion alles dessen, was für das Leben der Individuen und für das Funktionieren der Gesellschaft notwendig ist, wobei auf effizienteste Weise, also mit geringstem Aufwand von Anstrengung und Ressourcen, vorgegangen wird. In der zweiten Phase produzieren die Individuen auf autonome Weise ausserhalb jedes Marktes (was heisst, dass es in der ersten Phase noch einen Markt gab), allein oder frei assoziiert, Güter und Dienste, materielle und immaterielle, nicht notwendige, aber den Wünschen, Geschmäckern und der Phantasie von jedermann entsprechende.“¹²⁶ In diesen „beiden Sphären“ findet man ungefähr das Schema von Marx wieder („Reich der Notwendigkeit“ und „Reich der Freiheit“), doch statt in der Zeit getrennt zu sein, koexistieren sie für Gorz in „dualistischer Weise“. In der ersten Sphäre herrschte das Wirklichkeitsprinzip, wie Freud gesagt hätte: Es wäre das Reich der wissenschaftlichen, technischen, administrativen Apparate, die dem Kapitalismus der Grossindustrie eigen sind, und „mit denen man noch zu tun hat (und nicht gegen die man noch zu tun hat), denen man aber möglichst wenig Zeit widmet, ohne aber die Illusion zu hegen, man könnte sie selbst-verwalten, denn ihre Komplexität übersteigt das Verständnis einer Person; sie funktionieren nur dank der Abschottung von sich ergänzendem und vorbestimmtem Teilwissen, das auf ein Ergebnis hin funktioniert, welches jedes Teilwissen übersteigt.“¹²⁷ In der zweiten Sphäre dagegen, derjenigen der Autonomie, gälte das Lustprinzip. „Mehr noch als von der Freizeit hängt die Ausdehnung der Sphäre der Autonomie von der Dichte der gemeinschaftlichen Werkzeuge und Mittel ab, zu denen die Individuen freien Zugang hätten, all das zu machen und herzustellen, das einen ästhetischen und Gebrauchswert hat, wenn man es selbst macht: Reparatur- und Eigenbau-Werkstätten in den Quartieren oder Gemeinden, wo jedermann fabrizieren und erfinden kann, wovon er phantasiert, Bibliotheken, Musiksäle, Videoräume, freie Radio- und Fernsehsender; Räume des Verkehrs, der Kommunikation und freien Austauschs, usw.“¹²⁸. Kurz, Orte, „mit all diesen selbst verwalteten, selbsterzeugten Aktivitäten ausserhalb des Kommerzes, welche ihren Zweck in sich selbst haben“, das wäre ganz super . . .

So könnte sich denn neben diesem fortgeschritten-industriellen, funktionellen, aber effizienten Universum, etwas wie ein Gemeinschafts-Paradies bilden, das umso befreiender wäre, als man diese Sphäre sich immer weiter ausdehnen sähe, um schliesslich den Grossteil der Zeit der Individuen zu besetzen.

Immerhin stellt sich eine Frage: Inwiefern befände sich dieses Projekt „jenseits des Sozialismus“, wenn in der ersten Sphäre, in derjenigen der Heteronomie, der Kapitalismus weiterbestände (mit Markt, Lohnarbeit, wie das

¹²⁶ ibidem, S. 148; hier und im Folgenden eigene Übersetzungen

¹²⁷ ibidem, S. 148

¹²⁸ ibidem, S. 132

Gorz zugibt¹²⁹) und man in der zweiten zum Handwerk zurückkehrte, d. h. zur kleinen individuellen Produktion? Dieses „Jenseits des Sozialismus“ ist eine Fiktion! Tatsächlich geschieht schon jetzt in allen Gesellschaften des fortgeschrittenen Kapitalismus, was Gorz zu verwirklichen vorschlägt: Unter den zwei Dritteln der aktiven Bevölkerung, die der produktiven Arbeit entkommt, besteht eine grosse gebildete, kultivierte Mittelklasse, die mehr oder weniger nach dem von Gorz vorgeschlagenen Muster lebt: Etwas Arbeit im Büro, sonst, den Rest der Zeit – Freizeitgesellschaft verpflichtet – widmet sich diese Gesellschaft in ihren Ferien- und Weekendhäuschen dem Zeitvertreib von Lektüre, Malerei, Basteln, Gärtnern, oder sie macht in einer humanitären Vereinigung zur Unterstützung der Dritten Welt mit und engagiert sich im Umweltschutz. Und was folgt?! Das „Jenseits des Sozialismus“ von Gorz ist die Aspiration einer modernen Kleinbourgeoisie, die sich dem Kapitalismus angepasst hat und sich in seinem Schoss möglichst angenehm einrichten möchte. Höchste reformistische Bastelei!

Der Kommunismus und sein Arbeitsmittel

Wir haben gesehen, dass die hochentwickelte Maschinerie der Grossindustrie dem Kapitalismus und seinem Ziel entspricht: Akkumulation von Kapital mittels der Herauspressung von relativem Mehrwert. Ebenso, dass der Kapitalismus sich nicht darum kümmert, zu wissen, ob die Arbeit anziehend oder abstossend ist, wenn nur der Prozess in den für ihn besten Bedingungen stattfindet. Ebenso haben wir gesehen, dass jeder Versuch, einen solchen Produktionsapparat zu reformieren, zum Misserfolg verurteilt ist. Um zum Thema sich deutlich auszusprechen: Im Gegensatz zum Kapitalismus wird man alles Gewicht darauf legen, dass die produktive Arbeit genügend attraktiv wird, sodass man nicht jeden Moment nur daran denkt, sich ihrer zu entledigen. Dazu müssen Arbeitsmittel her, die diesem Ziel entgegenkommen.

Der Arbeiter benutzt das Werkzeug, während die Maschine sich des Arbeiters bedient.; heisst das, dass im Kommunismus die Maschinen abgeschafft würden, damit der Arbeiter nicht mehr Sklave der Maschine wäre, und dass man zum Handwerk zurückkehrte, wo das Werkzeug das Arbeitsmittel par excellence war?

Es wäre zu einfach, mit ja zu antworten. So war der Sozialist William Morris¹³⁰, ein glühender Verfechter der guten, von Hand gemachten und mit Freude gefertigten Arbeit, kein Feind jeder Maschine, wie man in ihn gerne darstellt.

¹²⁹ Er ist diesbezüglich in einer andern Schrift klarer: „Es wird kein anderes ökonomisches System als den Kapitalismus geben. Es geht nicht darum, die Ökonomie zu unterdrücken, die Industrie, die Autonomie der Unternehmen, das Kapital abzuschaffen. Es geht nur darum, die ökonomische Rationalität, wie sie sich vollkommen in den verselbständigten Erfordernissen des Kapitals ausdrückt, an ihren Platz zu stellen, der zweitrangig ist.“ A. Gorz, „Capitalisme, socialisme, écologie“, 1991, S. 19

¹³⁰ W. Morris (1834 – 1896) stiess zum Sozialismus, weil er die Hässlichkeit verabscheute, welche die bürgerliche Kultur mit ihren Bauten, Villen, Produkten, Kreationen verbreitete; sie bedeutete das Zeitalter des Ersatzes, des Marktschreierischen, der Oberfläche, der Überschätzung, des Luxus, der Mängel vertuschte. Diese Dekadenz war unter anderem das Ergebnis des massenhaften Maschineneinsatzes, der, ausser zu reizloser Arbeit, auch zu minderwertigen, geschmacklosen, rein funktionellen Produkten führte, da der Sinn für gut gemachte Arbeit verloren gegangen war. Morris „setzte eine englische Tradition der Kulturkritik an der bürgerlichen Gesellschaft fort (Blake,

Sicher hegte er (für einen Künstler ist das naheliegend) eine lebhaftere Bewunderung für die Handwerksmeister des Hochmittelalters, welche, in Berufsgilden organisiert, Meisterwerke schufen, die für immer in Erinnerung bleiben: Paläste und Kirchen, Möbel usw., doch war Morris im Gegensatz zum reinen Ästheten Ruskin, Sozialist und trug dem Rechnung, was eine solche Produktion auch Künstliches an sich hatte. Diese Kunsthandwerke wurden von einer Elite der Arbeitswelt zu Gunsten einer andern Elite ausgeübt, der reichen Aristokratie und des reichen Klerus; sie waren die einzigen, welche sich solche Produkte leisten konnten. Es war deshalb undenkbar, dass im Sozialismus ein solcher Typ von Produktion wieder auferstände; das erforderte eine Produktion, die bei all ihrer Qualität dennoch eine Quantität erreichte, damit alle in ihren Genuss kämen. Ausserdem anerkannte W. Morris, wenn er auch eine Gesellschaft forderte, in der die Menschen sich nicht von den Maschinen für jede Tätigkeit abhängig machten, dass ihre Anwendung doch nützlich sein kann, „um den am meisten mechanischen Teil und den abstossendsten Teil der notwendigen Arbeit zu erleichtern“¹³¹. Er fügt bei: „Wenn es sich erweisen sollte, dass in einem gegebenen Zweig der Industrie der Rückgriff auf die Handarbeit an Stelle der Maschinenarbeit sowohl das Vergnügen als auch die Qualität des Produktes fördert, wird man nicht zögern, sich der Maschinen zu entledigen.“¹³²

Wenn er auch dachte, dass „die Mehrzahl der Maschinen unnütz würden“, so nahm er doch auch an, dass „unter den wichtigsten Maschinen es einige geben wird, die beträchtlich verbessert würden.“¹³³ Weiter: „Was den Teil der Arbeit betrifft, der die Assoziation von Arbeitern in grossem Massstab erfordert, so gäbe es doch in einem vernünftigen Rahmen (trotz Schwierigkeiten, die meiner Ansicht nach weiterbestehen könnten) viele Möglichkeiten für ein volles und aktives gesellschaftliches Leben mit verschiedenen Vergnügungen. Die Fabriken könnten auch zu Zentren intellektueller Tätigkeiten werden und die Arbeit könnte eine grosse Vielfalt zeigen: So müsste jeder nur einen Teil des Arbeitstages an ein und derselben Maschine verbringen. Im übrigen könnte er zur Nahrungsproduktion auf umliegende Felder wechseln oder Kunst und Studium betreiben.“¹³⁴

W. Morris war also nicht so „anti-industrialistisch“ wie uns der Vorwortschreiber von der *Encyclopédie des nuisances* glauben machen will. Das wäre zu einfach. W. Morris will eine intelligente und angemessene Anwendung von Maschinen, bei welcher der Handwerksanteil an der Arbeit erhalten bliebe, ohne welchen diese zu wenig anregend wäre.

Cobett, Dickens, Ruskin), verknüpfte sie aber mit der organisierten Arbeiterbewegung“ (C. Balancy in einem Vorwort zu einigen Texten von W. Morris, von Editions de l'Encyclopédie des nuisances 1996 unter dem Titel „L'âge de l'Ersatz“ veröffentlicht). England war zu jener Zeit das Vaterland des Kapitalismus, „die Werkstätte der Welt“, es war nur natürlich, dass dort eine heftige Bewegung der Ablehnung der vom Kapitalismus geschaffenen Welt entstand. Morris bezog sich innerhalb dieser Bewegung auf den Sozialismus.

¹³¹ „Wie werden wir leben, wie könnten wir leben“, in: W. Morris und J. Ruskin: „Contre l'art d'élite“, S. 141; eigene Übersetzung

¹³² *ibidem*, S. 141-142; eigene Übersetzung

¹³³ „L'âge de l'Ersatz“, Editions de l'Encyclopédie des nuisances, 1996, S. 70

¹³⁴ „Nützliche Arbeit oder verlorene Mühe?“ in W. Morris, J. Ruskin: „Contre l'art d'élite“, o.c.; eigene Übersetzung. W. Morris empfiehlt verschiedene Arten der Aktivität, manuelle und intellektuelle, industrielle und agrarische; Der Gegensatz Stadt-Land sollte aufgehoben werden.

Es lohnt sich, auf die „Réflexions sur les causes de la liberté et de l'oppression sociale“ von S. Weil zurück zu kommen. Sie stellt fest, dass « vor allem vor dem Krieg gewisse Formen der Werkzeugmaschinen den schönsten Typus von bewusstem Arbeiter, der in der Geschichte erschienen ist, hervorgebracht“ hätten, „den qualifizierten Arbeiter, bevor die Arbeit immer automatischer geworden ist“,¹³⁵ d. h. das Wissen, Können und die Geschicklichkeit unterdrückt wurde, die zuvor für den Gebrauch dieser Maschinen notwendig waren. Danach lagen diese auf der Seite der Maschinen.

Man kann also sagen, dass unter der Bedingung einer massvollen und bewussten Anwendung die Maschinen ihren Platz haben können. Doch ist es klar, dass bei beschränktem Maschineneinsatz im Kommunismus die hauptsächliche Produktivkraft die menschliche sein wird. Mit oder ohne Maschinen wird die Handarbeit wieder im Zentrum stehen.

Zentralität der Handarbeit

„Die menschlichste Zivilisation wäre diejenige, wo die Arbeit im Zentrum stände, wo die Handarbeit den höchsten Wert darstellte“, schrieb S. Weil.¹³⁶

Das gibt einen Aufschrei! Mit einer solchen Äusserung stösst man heute notwendigerweise auf grosses Unverständnis. Nicht nur, weil die grosse Mehrheit einer solchen Arbeit vollständig entfremdet ist, sondern weil selbst innerhalb der Arbeiterklasse unter den Jungen die Arbeit verachtet wird. Das haben zwei Soziologen, S. Beaud und M. Pialoux, bei einer Untersuchung in den Peugeot-Werken in Sochaux festgestellt. In ihrem Buch „Retour sur la classe ouvrière“ springt deutlich ins Auge, dass diese Entwertung mit der Einführung des „collège unique“ 1985 im Zusammenhang steht, also mit der verlängerten Bildung, die 80% zur Matura führen soll. Die 20% in den Berufsmittelschulen (lycées d'enseignement professionnels, LEP) die es „nicht geschafft“ haben, haben den Eindruck, Ausschuss, Versager zu sein. Sie fühlen sich gesellschaftlich, wenn nicht sogar ethnisch diskriminiert, da viele von ihnen maghrebischer und afrikanischer Herkunft sind. LEP heisst, Arbeiter, etwas Schändliches!, werden. Dieses Gefühl, ein Paria zu sein, ist in gewisser Weise logisch, denn 80% sollen ja gerade nicht Arbeiter werden (ob die Matura dann den sozialen Aufstieg wirklich garantiert, ist eine andere Frage).

In den sogenannten fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern sind die manuellen, auf jeden Fall die härtesten und aufreibendsten Arbeiten für die eingewanderten Handlanger bestimmt, welche in der Dritten Welt ein unerschöpfliches Reservoir bilden. Die Abneigung gegenüber der Handarbeit ist so gross, dass trotz der Arbeitslosigkeit Hunderttausende von Arbeitsplätzen in der Industrie und vor allem auf dem Bau unbesetzt bleiben. Man zieht es vor, sich im RMI¹³⁷ einzuschreiben und gleichzeitig ein wenig schwarz zu arbeiten, als auf einer

¹³⁵ „Réflexions sur les causes de la liberté et de l'oppression sociale“, o.c., S. 148

¹³⁶ ibidem, S. 117

¹³⁷ RMI = Revenue minimum d'insertion; Unterstützung für Einkommenslose zur Integration in Frankreich

Baustelle oder in einer Fabrik zu schuften, weshalb ununterbrochen auf Neueinwanderer zurückgegriffen werden muss. Im Humanismus der Verfechter der grenzenlosen Einwanderung und der bedingungslosen Unterstützung der Sanspapiers, der Stars des Showbiz, der Journalisten, der Links-Intellektuellen, der grossen Sportler, sind die Immigranten zu Lieblingen geworden, denn sie verrichten alle diese Dreckarbeiten, welche sie, die schönen Seelen (mehr oder weniger Anhänger von Nietzsches Vision, chinesische Ameisen-Arbeiterinnen en masse für die Handarbeiten kommen zu lassen), keinesfalls mehr machen möchten! Das ist das Geheimnis dieses Mitleids-Zirkus zugunsten der Immigranten, das nun schon einige Zeit dauert.

Bei all dem ist aber der Hauptverantwortliche dieser Entwertung der Handarbeit der Kapitalismus selbst; nicht nur, weil er mit seinem Maschinismus die Arbeit immer weniger attraktiv macht und zwei Drittel der Erwerbsbevölkerung aus ihr entfernt. Heute gilt nur noch die Hirnarbeit, die Gedankenarbeit in Forschung und Entwicklung, etwas, sie ist das *nec plus ultra* menschlicher Aktivität. Natürlich stimmt es, dass eine Handarbeit, bei der nur noch die Arme eingesetzt, wo wenig Acht gegeben und keine theoretischen Kenntnisse angewandt werden müssen, in der Tat mechanisch und vollständig langweilig ist und den Menschen verkümmern lässt, da der Geist und Sinn für Geschicklichkeit brach liegen. Andererseits gilt auch Orwells Wort: „Hören Sie auf, Ihre Hände zu gebrauchen, und Sie haben ein riesiges Stück ihres Bewusstseins abgeschnitten“.¹³⁸ Diesen Typ von Arbeiter bemüht sich der Kapitalismus im grossen Stil in seinen Universitäten zu bilden. Dieser Typ hat keine Ahnung davon, sich mit der rohen Materie abzuplacken, ein Loch auszuheben, Holz zu hacken, ein Möbel zu verfertigen, ein Haus zu bauen. Ihm ist das übrigens egal. Es gibt dafür Maschinen, warum sich noch damit beschäftigen? Nur wird dabei die Hand, die für Geschicklichkeit und physische Anstrengung keinen Platz mehr hat, ungeschickt, das Augenmass verliert sich, der Körper wird schwammig, die Nervosität steigt. „Das implizierte Ziel des Fortschritts ist – vielleicht nicht ganz – das Gehirn im Reagenzglas (...)“, sagt Orwell dazu¹³⁹.

Was ist diese moderne bürgerliche Zivilisation, wo der Grossteil der Individuen fast nichts mehr mit eigenen Händen herstellen und nur noch an der Fernsteuerung oder am Handy Knöpfe drücken kann? Auch wenn diese Darstellung einige Übertreibungen enthält: W. Morris hatte verstanden, dass der Kommunismus einer neuen Zivilisation der Arbeit gleichen würde. Er schrieb in „*La société de l'avenir*“ (Titel eines Vortrages): „Jeder sollte schwimmen, reiten, ein Boot auf dem Fluss oder Meer steuern können. Mehr noch als künstlerische Tätigkeiten sollten einfache körperliche Übungen zum Können der menschlichen Gattung zählen; dazu gehörten noch eine oder zwei Handwerkskünste wie Schreinern und Schmieden. Die Mehrzahl der Menschen sollte ein Pferd beschlagen, ein Schaf scheren und ein Feld ernten können (denn ich glaube wir werden ziemlich schnell auf landwirtschaftliche Maschinen verzichten, sobald wir

¹³⁸ „Der Weg nach Wigan Pier“, o.c., S. 192

¹³⁹ „Der Weg nach Wigan Pier“, o.c., S. 195

frei sind). Dazu kämen weitere Tätigkeiten wie kochen, backen, nähen usw. welche jedes normales Individuum in einigen Stunden lernen kann und perfekt beherrschen sollte. All diese Elementarkünste müssen zu den Grundkenntnissen gezählt werden, wie die Kunst des Schreibens, Lesens und Nachdenkens, das, soviel ich weiss, weder an der Schule, noch an den Universitäten gelehrt wird.“¹⁴⁰ W. Morris täuschte sich hinsichtlich des Verzichts auf Maschinen. Darauf antwortete G. Orwell richtig: „In einer Welt, in der alles von der Maschine gemacht werden könnte, wird alles von Maschinen gemacht.“¹⁴¹ Orwell wusste aber seinerzeit nicht, dass eine solche Welt nicht aufrechterhalten werden kann und aus den vielen aufgezählten Gründen nicht dauerhaft ist; der Sachzwang wird uns die Handarbeit wieder ins Zentrum stellen lassen. Zugleich muss sie zum höchsten Wert werden, wie S. Weil sagte.

Verallgemeinerung der qualifizierten Handarbeit

Marx beklagte sich: „wenn die Fabrikgesetzgebung als erste, dem Kapital notdürftig abgerungene Konzession nur Elementarunterricht mit fabrikmässiger Arbeit verbindet“, so meint er doch: „unterliegt [es] ebenso wenig einem Zweifel, dass die kapitalistische Form der Produktion und die ihr entsprechenden ökonomischen Arbeiterverhältnisse im diametralen Widerspruch stehn mit solchen Umwälzungsfermenten und ihrem Ziel, der Aufhebung der alten Teilung der Arbeit.“¹⁴² Marx schwebte vor, dass mit dem Sozialismus die Grossindustrie einen gewaltigen Anstoss erhalte, und mit ihr der allseitig gebildete Gesamtarbeiter auftrete. Doch was ist statt dessen eingetreten? Mit der Entwicklung der Grossindustrie ist die Komplexität enorm gewachsen, sodass die Spezialisierung der Arbeit auf allen Ebenen gewachsen ist: derjenigen des Arbeiters ebenso wie derjenigen des Ingenieurs, Forschers und Gelehrten. Niemand erfasst mehr die Gesamtheit des Könnens und Wissens, niemand kann mehr von einem Zweig zum andern hinüber wechseln. Diese äusserste Arbeitsteilung ist der Grossindustrie inhärent; daran hätte der Sozialismus nichts geändert. Morris, der im zu seiner Zeit höchstentwickelten Land lebte, erkannte, dass die Grossindustrie und ihre extreme Arbeitsteilung sich nicht mit dem Sozialismus vertrugen. Für einen wahren Sozialismus sollte man zu den manuellen Berufen zurückkehren, worin die Maschinen nur noch Hilfsmittel und äussere Stützen, also nicht mehr die wesentlichen Faktoren des Produktionsprozesses bildeten. Morris meinte daher, dass ein Mensch leicht drei verschiedene Berufe lernen und ausüben könnte, dies umso mehr, als man in einer richtig organisierten Gesellschaft den Jungen diejenigen Handwerksberufe beibrächte, die sie lernen möchten. Dabei sollten diese integraler Bestandteil ihrer Erziehung, ihrer körperlichen und geistigen Disziplin werden.“¹⁴³ Das „leicht“ ist vielleicht etwas vorschnell gesagt, immerhin ist damit

¹⁴⁰ „L'âge de Persatz“, o.c., S. 72

¹⁴¹ „Der Weg nach Wigan Pier“, o.c., S. 193

¹⁴² „Das Kapital“, S. 512

¹⁴³ „Contre l'art d'élite“, o.c., S. 82 ; eigene Übersetzung

etwas gegen den Berufsidiotismus gesagt. Niemand sollte sein Leben lang Seiler bleiben. Die Vielfalt der erlernbaren Berufe stände jedermann offen, mit Ausnahme so komplizierter und schwierig anzueignender Berufe wie desjenigen des Chirurgen. Dafür sollten die Kinder von frühester Jugend auf an verschiedene Handarbeiten gewöhnt werden, damit sie ihren Berufsweg nach ihrer Lust und ihren Fähigkeiten wählen könnten. Das hat die Bourgeoisie schon damit ansatzweise vorweggenommen, dass sie Werken mit Holz und Metall in die Unterrichtsfächer aufnahm. Doch das ist schon lange vergessen. 80% Maturareife und der Rest in die Berufsschulen. Man ist modern oder ist es eben nicht. Morris dagegen setzte das Niveau hoch und forderte, dass „die Arbeitsproduktion des gewöhnlichen Arbeiters eine Art Volkskunst werde, ein wenig so wie damals, als ein Handwerker sein Objekt zwischen seinen Fingern formte und es ohne die geringste Mühe schön machte, so dass man oft Mühe hat, zu bestimmen, wo der reine Nutzen aufhört und das Ornamentale anfängt.“¹⁴⁴

Utopie? Wohl da, wo Morris zu den Kunsthandwerken des Hochmittelalters zurückkehren will. Sicher bewahrte er danach einige Sehnsucht. Doch seine Botschaft war eine andere: Er wollte, dass man mit dem Sozialismus „die Lust an der Handarbeit wieder zurückkehre“¹⁴⁵ und dazu sollte ihre künstlerische Seite hervorgehoben werden. Das heisst nicht, dass er die Arbeit wie unsere modernen Linken mit einem einfachen Spiel verwechselt, sondern dass die Arbeit dem sie Ausübenden trotz physischer und intellektueller Verausgabung Freude verschafft.

Gemeinschaft der Arbeiten

Die Handarbeit angenehm zu machen: Diese Aussicht ist sicher schön, doch ist eine angenehme Arbeit auch genügend produktiv, um alle Bedürfnisse zu decken, wo doch viel weniger Maschinen im Einsatz sind? Zur Beantwortung dieser Frage drängt sich die Klärung der Frage auf, welche Bedürfnisse denn zu befriedigen sind? Sind diese nämlich zahlreich, muss die Produktion entsprechend hoch sein. Für den Augenblick beschränken wir uns auf folgende Feststellung: Damit die Bedürfnisse aller befriedigt werden können, sollen vor allem einmal alle an der produktiven Arbeit teilnehmen; zumindest alle Arbeitsfähigen sollen eine für die kommunistische Gesellschaft nützliche Tätigkeit ausüben.

Das nannten vor zwei Jahrhunderten die Babouvisten ‚Gemeinschaft der Arbeit‘ und definierten sie folgendermassen: Angesichts der Tatsache, dass „jedes Individuum das Recht auf eine ebenso glückliche Existenz wie alle andern Mitglieder des Gesellschaftskörpers hat, ist es umgekehrt angezeigt, dass jedes Mitglied der Gesellschaft einen Teil der notwendigen Arbeit auf sich nimmt, um den Unterhalt, das Wohl und die Erhaltung der Gesellschaft zu sichern.“¹⁴⁶ Diese Definition ist einfach und durchsichtig. Wenn jeder ganz allgemein das Recht auf Glück hat, so auferlegt ihm dasselbe Recht die Pflicht zu arbeiten. Babeuf dachte

¹⁴⁴ ibidem, S. 83

¹⁴⁵ ibidem, S. 87

¹⁴⁶ Ph. Buonarroti, „Conspiration“, o.c., Band 1, S. 157

nicht anders: „Alle sollten gleichermaßen Produzenten, wie Konsumenten sein.¹⁴⁷ Folglich: gleiche Verpflichtung zur Arbeit für alle.“¹⁴⁸

Zur Zeit der Babouvisten lag der Kapitalismus aber noch sozusagen in den Windeln und die übergrosse Mehrheit der Gesellschaft war arbeitsam und oblag einer produktiven Arbeit in Landwirtschaft und Handwerk. Die Beseitigung des Müssiggangs, welchen die Babouvisten vorschlugen, betraf nur eine kleine Minderheit des Ancien régime, die übriggebliebenen Aristokraten, welche von den Renten lebten, die Kleriker der Kirche, welche den Zehnten einsackten und die Aufsteiger des Direktoriums, die ein arbeitsloses und bindingsloses Leben führten, während das Volk Schweiß und Blut für sie schwitzte.

Mit der Entwicklung des Kapitalismus geht es nicht mehr eigentlich um den Müssiggang, sondern um den Parasitismus, der sich einnistet. Dieser besteht darin, dass Tätigkeiten, die für die bürgerliche Gesellschaft mit ihrem Handel, mit ihrer Finanz und ihrer Luxusproduktion, im Staat mit seinem Apparat von Beamten, Angestellten, unverzichtbar sind, überhandnehmen; diese sind aber eigentlich vollständig überflüssig, wenn man sich auf den Standpunkt einer kommunistischen Gesellschaft stellt. Schon Dézamy stellte eine Liste der zu beseitigenden oder zu verändernden Berufe in seinem „Code de la communauté“ auf, die nicht ohne Pfiff ist; Berufe, die es im Kommunismus nicht mehr geben sollte.¹⁴⁹ Die daraus freigestellten Arbeitskräfte erhöhten das gesellschaftliche Potential ganz erheblich.

Auch W. Morris nimmt an, dass in der kapitalistischen Gesellschaft ungeheuer viel Arbeit zur Befriedigung der Luxusbedürfnisse der Reichen oder zur Produktion von Schund verschleudert wird; gleichzeitig ist eine Masse von Leuten als Dienstpersonal der Reichen oder als Bürodienner beschäftigt. „Eines ist sicher: In einer Situation, wo jedermann arbeitet und jede Arbeitsvergeudung beseitigt ist, arbeitet nicht nur jeder mit der Gewissheit, den ihm zustehenden Anteil am

¹⁴⁷ Babeuf, Brief an Germain vom 27.7.1795, o.c., S. 256

¹⁴⁸ Das Geheimdirektorium der Babouvisten sah in seinem Entwurf ökonomischer Dekrete vor: „Die höchste Verwaltung zwingt Individuen beider Geschlechts, deren Liederlichkeit, Müssiggang, Luxus und Ungeregeltheit der Gesellschaft ein schlechtes Beispiel geben, unter Aufsicht der sie bezeichnenden Gemeinden zu Zwangsarbeit. Ihre Güter werden von der nationalen Gemeinschaft eingezogen.“ („Die gemeinen Arbeiten“, Artikel 11, „Conspiration“, o.c., Band II, S. 207). Das ist sicher eine autoritäre Lösung, aber nicht weniger erbarmungslos als diejenige des Anarchisten Bakunin, der fand, man „müsse die Arbeit allgemein, obligatorisch und gleich für alle“ machen und, dass alle, die, „kräftig und gesund nicht ihr Leben mit Arbeit verdienen wollen, das Recht haben, Hungers zu sterben.“ („Discussion avec Bakounine“, 2006, p. 35). Damit war der antiautoritäre Aspekt gewahrt, die Strafe nichts desto weniger schrecklich, aber gerecht. Bakunin fügte bei: „In einer auf der Grundlage der Gleichheit organisierten Gesellschaft (. . .) wäre es nicht möglich, die Müssigen nicht zu verachten, da diese Gesellschaft auf dem Respekt vor der Arbeit beruht. In einer solchen Gesellschaft sind Müssiggang und Parasitismus unmöglich.“, ibidem, p. 36. Soviel für unsere modernen Linken der Anti-Arbeit!

¹⁴⁹ Es würden abgeschafft: die Vergnügungsorte („mit ihren Gauklern, Komödianten, Fechtmeistern, Nachtclubs, Cafés, Spielhäusern, Lasterhöhlen“), die Waffenfabriken, die Gerichte („mit ihrer blutgierigen Fauna von Querulanten, Rechtsverdrehern, Geschworenen, Advokaten, Bevollmächtigten, Experten, Richtern, Bürokraten, Biedermännern“), die Armee, die Polizei, die Verwaltung (diese Tausenden von Bürokraten, Angestellten aller Art, Direktoren, Inspektoren, Unter-Inspektoren, Kontrolleuren, Beamten im öffentlichen Dienst, in der Finanz, im Zoll, in der Universität usw., die wie Vampire sich an die Seiten des Tresors heften und Tropfen für Tropfen den Schweiß und das Blut der armen Proletarier saugen. Weg mit ihnen“). Abgeschafft würden aber auch Berufe wie Schlosser, Uhrmacher, Schirmmacher und solche, die sich auf Küche und Medizin beziehen! Dézamy will damit in reiner babouvistischer Konsequenz andeuten, dass mit dem Eigentum Schlüssel und Schloss keinen Sinn mehr hätten (und heute mit den digitalen Codes zur Türöffnung?!), ebenso Küchengerät, da man in kollektiven Küchen essen wird, der Privathaushalt, das Jeder-für-sich, also abgeschafft würde; dennoch: Die Abschaffung des Regenschirms, der Armbanduhr und der Medizinen geht schon eher auf das Konto der Verrücktheiten des utopischen Kommunismus.

geschaffenen Reichtum zu erhalten, sondern wird auch wissen, dass ihm sein gerechter Anteil Ruhe zustehen wird.“¹⁵⁰

Zu diesem Schluss kommt auch der Anarchokommunist Kropotkin am Ende des 19. Jahrhunderts: „Heute steigt die Zahl der Müssigen und Mittler mit der wachsenden Produktionskapazität in erschreckendem Masse. (. . .) In Frankreich gibt es keine 10 direkten Produzenten mehr auf 30 Einwohner. (. . .) In England stehen 8 Millionen Produzenten 26 Millionen Einwohnern gegenüber.“¹⁵¹ „Wenn wir in den zivilisierten Staaten diejenigen zählen, die nichts produzieren, diejenigen, die in schädlichen Industrien arbeiten, die verschwinden müssen, endlich diejenigen, die als nutzlose Mittler fungieren, so stellen wir fest, dass in jeder Nation die Zahl der eigentlichen Produzenten sich verdoppeln könnte.“ Das hiesse, gemäss seiner Rechnung, dass jeder nur noch 5 Stunden am Tag arbeiten müsste.“¹⁵²

Was soll man heute dazu sagen? Wenn heute zwei Drittel der sogenannten aktiven Bevölkerung in den fortgeschrittenen Ländern keinen Bezug zur eigentlichen Produktion mehr hat, dann kommt man noch mehr ins Träumen. Die Freisetzung dieser hinsichtlich ihrer wahren Nützlichkeit unproduktiven Masse bedeutete eine gigantische Arbeitslosigkeit, welche den Kapitalismus vollständig destabilisierte. Um zu grösserer Einfachheit im Kommunismus zurück zu gelangen, wird man im tertiären Sektor nach genauer Prüfung „Medizin“, „Bildung“, „Transport“ wohl bestehen lassen, aber mit den Millionen von Funktionären, Verkäufern (Konsumgesellschaft!), Mittelern (heute zählen dazu die Marketingleute, die Manager, die Werbeleute, Medienschaffenden, Profi-Sportler, Unternehmensberater, Steuerexperten, Personalvermittler, Leute von den human resources usw. usw.) wird man abfahren. Kurz, eine gesunde Arbeitsgemeinschaft soll entstehen, in der jeder nützlich und produktiv gebraucht wird.

S. Weil wollte, dass die Handarbeit zum höchsten Wert werde, zu etwas, woran man auch Freude haben könnte, wie W. Morris sagte. Es wäre dennoch naiv, zu glauben, es gäbe nur angenehme, interessante und schöpferische Arbeit. Immer findet man darin Langweiliges, Repetitives und physisch Mühsames, von dem man nicht hoffen darf, es könnte alles von Maschinen erledigt werden. Wie dann aber diese Arbeit verteilen?

Man weiss, wie die gegenwärtige Gesellschaft das macht: „Chancengleichheit“ nennt sie das; es sollen gewissermassen alle auf derselben Startlinie starten und die besten gewinnen (natürlich rein theoretisch, doch lassen wir das Prinzip hier unbestritten). Die zuerst Angekommenen erhalten die besten, günstigsten, lukrativsten Plätze in der Gesellschaft, die physisch nicht zu anstrengend sind; sie verdanken diese ihrem Talent, ihrem Verdienst. Was die andern betrifft, so hat dieser Wettbewerb gezeigt, dass sie weniger gut, weniger intelligent und fauler sind, und dass sie daher zu vollem Recht die unteren Plätze belegen, wo die Arbeit schmutzig, abstossend und physisch aufreibend ist. Und dies das ganze Leben lang, denn die Schmutzarbeit muss ja von jemandem getan werden; tant pis wenn das

¹⁵⁰ „Contre l'art d'élite“, o.c., S. 70 ; eigene Übersetzung

¹⁵¹ „Die Eroberung des Brotes“, o.c., S.16-17; eigene Übersetzung

¹⁵² ibidem, S. 117; eigene Übersetzung

immer dieselben sind. Heutzutage ist die Latte gesetzt: 80% machen die Matura. Doch danach ist noch nichts gewonnen, die Selektion dauert fort. Man muss noch viel weiter strampeln, um zur Elite, zu den oberen Zehntausend zu gehören. Der Rest wird unterdessen ausgeträumt haben, eines Tages Star des Show-Biz und Fernsehens, Journalist, Advokat, Professor etc. zu werden und wird vernünftigerweise hoffen, wenigstens der Handarbeit zu entgehen und eine mehr oder weniger prekäre Arbeitsstelle in Büro oder Verwaltung (schon besser) zu erhalten. Daher sprechen alle von „Schule“, sie ist die Trumpfkarte in der bürgerlichen republikanischen Meritokratie geworden.

Wie wird das im Kommunismus? Nicht nur wird zur allgemeinen Handarbeit zurückgekehrt, auch die abstossenden, mühsamen und undankbaren Arbeiten werden geteilt. Sollen die Genüsse geteilt werden, dann auch die Mühseligkeiten. Die Babouvisten hatten sich vor allem die Idee der Gleichheit zu eigen gemacht, der wirklichen Gleichheit, wie sie sofort beifügten; sie meinten zum besagten Thema: „Aus Furcht davor, dass die Vielfalt der Arbeiten nicht für gewisse Klassen (von Berufen) ein spürbares Übermass an Mühsal erzeuge (. . .), wäre es gut, alle arbeitsfähigen Mitbürger reihweise mit den Arbeiten zu beschäftigen, welche allzu unangenehm sind.“ Sie waren in dieser Hinsicht so skrupulant, dass sie auch das Alter der Arbeiter mitberücksichtigten, „um die Last der Arbeit den grösseren oder geringeren Kräften anzupassen.“¹⁵³ Auch W. Morris dachte da als guter sozialistischer Egalitarist nicht anders: „Wenn eine Arbeit besonders schwer und anstrengend ist, so werdet ihr mir sicher zugestehen, dass mehrere Personen mich ablösen.“¹⁵⁴

Doch zurück zur Gegenwart. Was soll nach der unbedingten Demontage der wahnsinnigen kapitalistischen Industriegesellschaft aus den Technikern, Ingenieuren, Forschern und Wissenschaftern (dem „general intellect“ von Marx) werden? Nun denn! Sie werden dasselbe wie die andern tun, ihren Anteil an den abstossenden Arbeiten leisten, als Strassenwischer zum Beispiel. Natürlich werden sie damit nicht einverstanden sein und sich darüber entrüsten, sich als einfache Handarbeiter wiederzufinden.¹⁵⁵ Sie werden argumentieren, damit werde die Gesellschaft in den Abgrund des Obskurantismus zurückfallen, da sie, die Elite, dann fehlten, um sie „aufzuklären“ und ihnen den „Fortschritt“ zu weisen. Sicher wird es hier Stoff zu Auseinandersetzung geben, wenn man diesen Leuten beibringen muss, dass auch sie auf der Stufe der allgemeinen Gleichheit stehen, wo

¹⁵³ „Conspiration“, o.c., Band I, S. 159

¹⁵⁴ „Contre l'art d'élite“, o.c., S. 138 ; eigene Übersetzung

¹⁵⁵ Es ist interessant, was Bakunin, der grosse antiautoritäre Sozialist, dazu meint: „Wovon aber werden die talentierten und genialen Menschen leben? Ach mein Gott! Sie werden von ihrer kollektiven Handarbeit leben wie die andern. Wie! Ihr möchtet die grossen Intelligenzen zu einer manuellen Arbeit zwingen, welche auch minder intelligente tun? Ja, das wollen wir, und zwar aus zwei Gründen: Zuerst, weil wir überzeugt sind, dass die grossen Intelligenzen, weit davon entfernt, dabei etwas zu verlieren, im Gegenteil viel an körperlicher Gesundheit und an Geistesstärke, vor allem aber an Solidaritätsgeist und Gerechtigkeitsinn gewinnen werden. Zweitens ist das die einzige Möglichkeit die manuelle Arbeit zu heben und zu vermenschlichen. (. . .) Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, dass in einer mehr oder weniger langen Übergangsperiode, welche der grossen Gesellschaftskrise folgt, die am weitesten Wissenschaften beträchtlich unter ihr gegenwärtiges Niveau fallen werden. (. . .) Ist jedoch dieser zeitweilige Niedergang der höchsten Wissenschaft ein so grosses Übel? Wird sie das, was sie an erhabener Höhe verliert, nicht durch Erweiterung der Grundlage wettmachen? Sicher wird es weniger berühmte Gelehrte, doch gleichzeitig viel weniger Ignoranten geben.“ („Discussion avec Bakounine“, o.c., S. 37-39 ; eigene Übersetzung)

sie doch meinen, sie gehörten zur Elite der Gesellschaft und hätten ihre privilegierte Stellung verdient. Doch es wird nicht anders sein. Wir kehren zu grösserer Einfachheit zurück, anders gesagt, wir brechen mit dem „technologischen Bluff“, wie Jacques Ellul sagte. Die Gesellschaft entledigt sich der raffinierten grossen Industrie-Apparate mit ihrem Haufen von Technikern, Ingenieuren, Wissenschaftlern, die so absurde Projekte wie den Airbus A 380 oder das Raumfahrtprojekt Discovery verfolgen, um nur diese zu nennen. Doch bevor sie abtreten, gestehen wir ihnen eine mögliche nützliche Rolle zu, wie das die Autoren von „Le cauchemar de don Quijotte“ schreiben: „Die Unumkehrbarkeit des industriellen Desasters wird nur beschworen werden, wenn diejenigen, deren Kenntnisse und Praktiken zu seinem Entstehen soviel beigetragen haben, diese nun in den Dienst der Demontage des Kanons und der Kanonen der Schädigung stellen und das Ihre zur fortschreitenden Entgiftung des Welt-Laboratoriums beitragen. (. . .) So könnten spezielle Technologien zur Entgiftung von Wasserläufen und Grundwasserspiegeln zum Einsatz gelangen.“¹⁵⁶

Die kommunistische Gesellschaft wird keine Industriegesellschaft, sondern eine Gesellschaft generalisierter qualifizierter Handarbeit sein, die einige Maschinen benutzt. So wird es an Stelle der grossen Universitäts-Apparate, welche Diplomierte und Produzenten all des High-Tech-Schnick-Schnacks produziert, Berufsschulen geben, wo eine gediegene theoretische und praktische Berufsbildung für Kinder schon von früh an geboten und auch die Einführung in allgemeine Kultur nicht fehlen wird. Ja, es wird noch Lehrer, Professoren und Ingenieure (allerdings viel weniger) brauchen, ebenso Forscher (etwa in der Medizin), doch möchten wir wetten, dass eine neue Zivilisation der Arbeit sie auf ihrer eigenen materiellen Grundlage hervorbringen können.

Ende des Gegensatzes zwischen Arbeitszeit und Zeit der Nicht-Arbeit

In der kapitalistischen Gesellschaft besteht zwischen Arbeitszeit (die man möglichst kurz haben will) und Zeit der Nicht-Arbeit (die man so ausgedehnt wie möglich möchte) ein flagranter Gegensatz. Um das zu veranschaulichen, muss man sich der Arbeitskämpfe der Arbeiterbewegung erinnern, die als erstes Ziel „einen gerechten Lohn für einen gerechten Arbeitstag“ forderten. Heute ist die Arbeitszeit beträchtlich verkürzt, wenn man sie beispielsweise mit derjenigen von 1950 vergleicht, der Gegensatz existiert aber weiterhin. Immer noch wird die Arbeitszeit als schmerzlich empfunden. Da sie aber wie gesagt kürzer geworden ist, konnte der Kapitalismus eine massenhafte Freizeitgesellschaft schaffen. Die Masse findet in der Freizeit ihren Ausgleich, ein Ventil etwa, um Dampf abzulassen: in den Fussballstadien, am Rock-Konzert, an den Rave-Parties; oder ein Mittel um etwas auszusteigen: im Massentourismus, vor dem Fernseher, beim Internet-Surfen; oder zum Besuch der Tempel des Konsums: den Malls und Shoppings. Früher war die Freizeit kurz, ohne Radio, TV, Ferien und ohne Spektakel-Industrie. Das erlaubte

¹⁵⁶ M. Amiach und J. Mattern, „Le cauchemar de don Quichotte“, 2004, S. 173

den Individuen ihre eigene Freizeitbeschäftigung zu schaffen, so beschränkt diese auch war. Heute ist die Freizeit länger, aber besetzt, vom Kapitalismus kolonisiert. Das hat zur Folge, dass die Entfremdung nicht nur am Arbeitsplatz stattfindet.

Der Kommunismus wird folglich das Ende der Freizeitgesellschaft und ihrer Industrie bedeuten, denn der Gegensatz zwischen Zeit, in der man arbeitet und solcher, wo man nicht arbeitet, wird hinfällig werden. Da die Individuen sich in ihrer Arbeit verwirklichen können, werden sie kein Bedürfnis mehr empfinden, sich in ihrer Ruhezeit mit einer Reihe von dummen und hohlen Vergnügungen zu betäuben, wie das heute der Fall ist. Die Ruhezeit wird ganz anders erlebt werden. Wie? Wir hüten uns, eine Utopie auszumalen. Die Menschen werden sich vergnügen, wie es ihnen einfällt.

Kapitel 7

Die gesellschaftliche Organisation der Arbeit

Ende des Gegensatzes zwischen Stadt und Land

„Die Grundlage aller entwickelten und durch Warentausch vermittelten Teilung der Arbeit ist die Scheidung von Stadt und Land. Man kann sagen, dass die ganze ökonomische Geschichte der Gesellschaft sich in der Bewegung dieses Gegensatzes resümiert (. . .).“¹⁵⁷ Werfen wir einen Blick auf diese Geschichte.

In den vor-kapitalistischen Gesellschaften war die industrielle Arbeit in die Landschaft eingefügt, wo die übergrosse Mehrheit der Bevölkerung lebte. Sie war mit der Energiequelle und dem Rohstoffgewinnungsort verbunden (die Schmiede stand unweit der Eisenmine und wegen der Holzkohle in Waldgebieten usw.) und auf den Dörfern verstreut, wo man zuhause oder in kleinen Werkstätten (etwa mit Webstühlen) arbeitete. Städte gab es nur wenige und sie waren wenig bevölkert. Der Grossteil zählte weniger als 20000 Einwohner (London zählte um 1500 50000 Einwohner) Erst 1700 zählten zwei Städte mehr als 100 000 Einwohner, London und Paris mit je 500000. Das waren Grossstädte. Die Städte waren ausser im Bauwesen und in der Luxusindustrie (Kleider, Schmuck, Möbel) keine Produktionszentren. Sie waren eher Zentren des Konsums der Reichen, Laien und des Klerus, die sich in den Städten Paläste bauen liessen und sich in verschwenderischen Auslagen ergingen, wobei sie eine Kohorte von Künstlern und Intellektuellen neben viel Hausgesinde umgab (noch im 18. Jahrhundert machten letztere einen Fünftel bis einen Drittel der Gesamtbevölkerung der Städte aus).

Zu dieser Zeit stellte sich der Gegensatz Stadt-Land folgendermassen dar: Die Stadt war der Ort, wo der Reichtum konzentriert war, der Ort des Vergnügens, der Künste, des feinen Lebens und auch des Sittenzerfalls, der Zerrüttung, der Prellerei, der Gaunerei. Doch die Stadt faszinierte und zog die jungen Bauern an, die hier der strengen Feldarbeit zu entkommen hofften, eher aber Gefahr liefen, Bettler und auf die Galeeren geschickt zu werden. Auf dem Land dagegen lebten die Bauern, welche die Erde bearbeiteten. Das Land war der Ort allen Fleisses, das

¹⁵⁷ Karl Marx, „Das Kapital“, S. 373

ökonomische Zentrum der Gesellschaft, aber auch die Welt der Ungehobelten, Unkultivierten, Läppischen, Naiven und Abergläubischen. Wie hat sich nun das ökonomische Zentrum vom Land in die Stadt verlagert?

Wie Marx gezeigt hat, beginnt die Geschichte des Kapitalismus in England auf dem Land mit der Bildung einer Klasse von Bauern in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die bezahlte Arbeiter anwendet. Diese Klasse nimmt an Mächtigkeit zu, denn ein Teil der Landbevölkerung verliert sein Eigentum; gleichzeitig wird das Gemeindeland mittels des Systems der enclosures (rechtliche Verfügung, welche die Einzäunung von Gemeindeland erlaubte, das bis anhin offen und für jedermann, v. a. die armen Bauern, zugänglich war). Dazu kam im 18. Jahrhundert eine landwirtschaftliche Revolution im Landbau: die Fruchtfolgekultur statt der Dreifelderwirtschaft; durch sie wurden die Erträge erhöht¹⁵⁸ und es konnte ein Teil der in der Landwirtschaft Beschäftigten „freigesetzt“ werden. Diesen ehemaligen landwirtschaftlichen Arbeitern blieb nichts anderes übrig, als in die Städte zu gehen, wo die kapitalistische Manufaktur ihren Aufschwung nahm. Doch „erst die grosse Industrie liefert mit den Maschinen die konstante Grundlage der kapitalistischen Agrikultur, expropriert radikal die ungeheure Mehrzahl des Landvolkes und vollendet die Scheidung zwischen Ackerbau und häuslich-ländlichem Gewerbe, dessen Wurzel sie ausreisst – Spinnerei und Weberei.“¹⁵⁹

Sobald nun die traditionelle ländliche Industrie ruiniert, ihre landwirtschaftliche Bevölkerung zu einem grossen Teil enteignet oder überflüssig geworden ist und in die Städte abgezogen ist, gewinnen diese über das Land die wirtschaftliche Vorherrschaft. Sie sind keine blossen Orte des Konsums der Reichen mehr, sondern werden nun hauptsächlich zu Orten der Produktion, wo die Armen vom Land sich in den Fabriken ausbeuten lassen. Und was in England geschah, sollte, wenn auch weniger brutal, anderswo auch eintreten.

Damit ging der Prozess der Verstädterung einher. Während in Europa um 1800 nur 21 Millionen Menschen in Städten mit mehr als 5000 Einwohnern lebten, sind es 1914 212 Millionen. Die Städte wachsen, es entstehen aber auch neue: Um 1910 sind von 268 Städten mit über 100 000 Einwohnern 98 neue Städte. Die Arbeiter stellen 55% der Gesamtbevölkerung der Städte.

Heute haben die Städte aufgehört, die grossen Industriezentren von dazumal zu sein, wie das Paris im 19. Jahrhundert, Berlin, Turin, Barcelona Anfangs des 20. waren. Heute leben aber 75% der Bevölkerung in Städten mit mindestens 5000 Einwohnern. 1950 gab es in Europa 52 Städte mit mehr als 1 Million Einwohnern, 1914 erst 18. Am spektakulärsten ist aber der Anstieg der Bevölkerung der Megapolen mit Millionen von Einwohnern.¹⁶⁰ Dagegen hat sich das Land

¹⁵⁸ Fruchtfolgekultur statt Dreifelderwirtschaft (mit zwei- oder dreijähriger Brache); Verbesserung der landwirtschaftlichen Geräte, etwa des Pfluges mit Eisenschar statt Holzschär, der Sense statt der Sichel, der Rillensaat statt der Wurfsaat, Verbesserung der Dreschgeräte, Pferde- statt Ochsenzug; vermehrte Mist- und Jauchenausfuhr durch Stallhaltung des Viehs.

¹⁵⁹ „Das Kapital“, S. 776-777

¹⁶⁰ Einige Zahlen (Angaben in Millionen Einwohnern; erste Zahl 1900, zweite 1995): Athen: 0.1; 3.7; Barcelona: 0.6; 2.8; Berlin: 2.4 (1850: 0.4); 3.3; Detroit: 0.3; 3.7; Düsseldorf: 0.2; 3.0; Köln: 0.4; 3.0; Los Angeles: 0.1; Madrid: 0.6; 4.1; Mailand: 0.5; 4.6; Moskau: 1.1; 9.2; New York: 4.2; 16.3; Paris: 3.3; 9.5; Tokio: 1.8; 26.5 (höchste Steigerung). P. Bairoch, o.c., Band III, S. 376

entvölkert. Hier wohnen nur noch Landwirte auf hochmechanisierten Betrieben, Pensionierte und Kaderleute in Ferienhäusern.

In den fortgeschrittenen Ländern sind die Städte keine unbewohnbaren Orte wie im 19. Jahrhundert mehr. Im Ganzen gesehen sind sie viel sauberer (es gibt keine Kloaken mehr) und vielleicht auch weniger verschmutzt als früher, trotz des Autoverkehrs. Ebenso ist das Wohnen viel komfortabler geworden, auch in den grossen Blocks, was immer man sagen will: Man vergleiche sie mit den alten Mietskasernen der Arbeiter von früher. Was aber zum Problem wird, ist die Existenz der Städte selbst. Der Kapitalismus hat die Landschaft für die Bedürfnisse der Industrie entvölkert; mit der Mechanisierung der Landwirtschaft ist sie zur Wüste geworden, sodass quasi die gesamte Bevölkerung punktuell angehäuft ist, was eine Absurdität darstellt. Immense Massen leben da, häufig in Anonymität und in Einsamkeit, nebeneinander; dazu kommen die Agglomerationen, für die ein eigenes, immer komplexeres Transport- und Kommunikationssystem geschaffen werden musste, und die nicht aufhören, ihre Tentakel weit ins Land hinaus zu strecken, was jedes menschliche Mass überschreitet.

Man denke sich, der Kommunismus müsste an solchen Orten entstehen! Absurd! Diese Städte können nicht vergemeinschaftet („kommunisiert“) werden. Es bleibt wie bei der Grossindustrie nur noch die Demontage. Die ersten Kommunisten sagten schon: Mit den grossen Städten muss aufgehört werden – und für sie war eine Stadt mit 50000 Einwohnern schon eine grosse Stadt! Buonarroti wetterte gegen die grossen Städte seiner Epoche. Der Glückliche hat nicht die Menschenanhäufungen von heute gesehen! Auf jeden Fall gelangten Owen, Dézamy, später Engels, Morris ¹⁶¹, Kropotkin: also alle denkbaren Tendenzen, zum selben Schluss: Schluss mit der Trennung zwischen Stadt und Land. Eine schwierige Aufgabe, wie Engels nicht verheimlichte: „Die Aufhebung der Scheidung von Stadt und Land ist also keine Utopie, auch nach der Seite hin, nach der sie die möglichst gleichmässige Verteilung der grossen Industrie über das ganze Land zur Bedingung hat. Die Zivilisation hat uns freilich in den grossen Städten eine Erbschaft hinterlassen, die zu beseitigen viel Zeit und Mühe kosten wird. Aber sie müssen und werden beseitigt werden, mag es auch ein langwieriger Prozess sein.“ ¹⁶²

Eine solche Verteilung (lassen wir für den Moment die „Grossindustrie“ von Engels beiseite) heisst, dass Industrie und Landwirtschaft, welche der Kapitalismus getrennt hat, wieder vereint werden, denn sie kombinieren sich; damit wird auch die Kluft zwischen Stadt und Land, die auf dieser Trennung beruht, verschwinden.

Wie soll diese Kombination aussehen? Buonarroti dachte an die „Einrichtung von Gemeinschaften an gesunden und günstigen Orten, die über gute Kommunikationen miteinander verfügten, Strassen und Kanäle, welche zu eröffnen im allgemeinen Interesse läge.“ ¹⁶³ Eine Art Dorf-Kommunismus also.

¹⁶¹ „Es versteht sich von selbst, dass die schurkischen Lakaiententren, diese Misthaufen, wo wir wohnen (ich spreche von London) leicht von der Bildfläche verschwinden könnten; einige hübsche Dörfer entlang der Themse werden diesen absurden Wahnsinn genannt London ersetzen.“ „La société de l'avenir“, in „L'age de l'ersatz“, o.c., S. 71-72.

¹⁶² Fr. Engels, o.c., „Anti-Dühring“, S. 276-277

¹⁶³ „Conspiration“, o.c., Band I, S. 165 – 166

Doch war das nicht mehr die Ansicht des Neo-Babouvisten D ezamy. Dieser sah gr osere Gemeinschaften von etwa 10 000 Einwohnern vor, die eine Synthese von Stadt und Land bildeten und beider Vorteile verbinden sollten: städtische Verb nde menschlichen Ausmasses, welche lebensgemeinschaftliche Beziehungen erlaubten, einerseits und direkter Kontakt mit der Natur mit ihren Pflanzen, Tieren, Landschaften andererseits.

Gemeinschaften, aber um was zu machen? Viehzucht am Morgen, Tischlerei am Nachmittag und vielleicht Theorie am Abend, um Marx („Deutsche Ideologie“) zu paraphrasieren? Sein damaliges bukolisches Bild gemahnte stark an die fourieristischen Phalanstères. Oder Ziegenzucht und einen Joint kreisen lassen wie bei den Hippie-Kommunen der Siebzigerjahre in den USA? Nein, es wird sich bei diesen neuralgischen Punkten der Produktion im Kommunismus um etwas ganz anderes handeln.

Relative Autonomie der Gemeinschaften

Es ist nicht unsere Absicht, minutiös das Leben der Gemeinschaften im Kommunismus zu beschreiben. Cabet macht in seinem berühmten „Ikarien“ diese niederschmetternde und leere Übung, worin der Gebrauch der Zeit eines jeden Mitglieds der Gemeinschaft von Frühmorgens bis Sp tabends geregelt wird und der Kommunismus mit einer religiösen Gemeinschaft verwechselt wird. Dagegen ist es klar, dass die Individuen eine Reihe von Aufgaben zu erfüllen haben. Ausser der produktiven Tätigkeit sollen sie alle Belange des gesellschaftlichen Lebens auf sich nehmen: Gesundheitsfürsorge, Erziehung, Berufsbildung, Gebäudeunterhalt, Beseitigung und Verwertung des Abfalls von Industrie und Haushalt: 1001 kleine Details des Gemeinschaftslebens. Wenn die Idee der Selbstverwaltung je einmal einen Sinn haben soll, dann in diesen Gemeinschaften, die sie aufnehmen werden. Es gibt aber eine Bedingung: Wenn diese Grundzellen der neuen Gesellschaft einer weitgehend dezentralisierten Organisation der Produktion entsprechen, so dürfen sie aber nicht auf eine vollständige Autonomie aspirieren! Dies aus folgenden Gründen.

1) Je nach natürlichen Voraussetzungen können die Gemeinschaften in unterschiedlichem Ausmass Polykultur betreiben. Viele werden sich relativ spezialisieren müssen und z. B. nur Weizen, nur Reis, nur Weintrauben produzieren können. Diese Ungleichheit der natürlichen Bedingungen erzeugt deshalb eine gewisse Abhängigkeit der Gemeinschaften voneinander; die einen werden von diesem zuviel haben, die andern von jenem.

2) Das ist aber noch nicht alles. Da die besagten Gemeinschaften und Zentren auch Industriestandorte sind, bedürfen sie der Rohstoffe zur Produktion ihrer notwendigen Gebrauchsmittel. Diese finden sie aber nicht immer in ihrer Umgebung. Eisen, Holz, Stein, Sand usw. sind nicht homogen über die Erde verteilt. Sie müssen lokal gewonnen werden. Gewisse Gemeinschaften werden von diesem Abbau abhängig.

3) Darüber hinaus muss man sich vor Augen halten, dass bei aller Kombination von industrieller und landwirtschaftlicher Arbeit nicht jede Gemeinschaft ihre Bedürfnisse voll abdecken kann. Die primitiveren Bedürfnisse der Ernährung, der Kleidung und Behausung mögen gedeckt sein; die Bedürfnisse sind aber diversifizierter und die einzelne Gemeinschaft kann diesen kaum gerecht werden.

Unter diesen Bedingungen, um diesen Nachteilen zu begegnen, müssen die Gemeinschaften eine grosse Vereinigung bilden, die ihnen erlaubt, ihre verschiedenen Aktivitäten zu kombinieren. Unter welcher Form soll das geschehen?

Die Grenze des babouvistischen Kommunismus

„Jeder soll“, erklärt Babeuf, „das Produkt seiner individuellen Arbeit ins gemeinsame Magazin bringen, und die Agenten der Verteilung werden (. . .) jedem Bürger seinen gleichen und angemessenen Teil von der Masse der Gesamtproduktion der gesamten Vereinigung zukommen lassen.“¹⁶⁴ Buonarroti fügt bei, dass bei dieser Verteilung dem mehr oder weniger grossen Reichtum der Gegend Rechnung getragen wird. „Gegenden mit Überfluss sollen denjenigen helfen, die des Notwendigen entbehren“, sodass „die Bewohner unfruchtbarer Länder, deren grosse Mühsal nur grosse Armut einbringt, teilweise entlastet würden, indem sie in den Genuss des Reichtums der fruchtbaren Böden kommen“.¹⁶⁵

Wieder springt hier der Egalitarismus der Babouvisten in die Augen, der den Bourgeois aller Sorten soviel Schrecken einjagt, auch wenn sie sich Linke, Progressive, Sozialisten oder Kommunisten nennen. Die Babouvisten sahen also eine Planung der Verteilung vor (die natürlich ohne Geld vonstatten gehen soll; jeder Tausch ist ausgeschlossen; natürlich ist eine kommunistische Gesellschaft keine Warengesellschaft), aber nicht der Produktion. Die Produktion sollte in der Hand der Menge vieler kleiner Individual-Produzenten bleiben: Bauern, Handwerker, die gehalten sein sollten, die Produkte ihrer Privatarbeiten in das Gemeinschaftsmagazin zu bringen. Gewiss, Babeuf dachte auch an eine Art Kommunismus der Produktion: „Die Vereinigung wird immer auf dem Laufenden sein, was jeder tut, damit er weder zuviel, noch zuwenig vom Selben produziere. Die Vereinigung ist es auch, die für jeden Spezialisten die Anzahl der Mitbürger als Mitarbeiter und der Jungen zur Ausbildung im betreffenden Metier bestimmt.“¹⁶⁶ Das blieb aber alles recht vage und fern.

¹⁶⁴ Brief an Germain, in „Ecrits de Babeuf“, o.c., S. 256

¹⁶⁵ „Conspiration“, o.c., Band I, Seiten 161-162

¹⁶⁶ „Lettre à Germain“, in „Ecrits de Babeuf“, o.c., Seite 258

Halten wir kurz bei denjenigen an, die, wie Kropotkin, den Kommunismus wie folgt definieren: „Jeder gibt nach seinen Kräften und erhält nach seinem Bedürfnis“. Unter „jeder erhält nach seinen Bedürfnissen“ verstanden die Anarcho-Kommunisten den freien Konsum ohne Limite (ausser für die seltenen Produkte, präziserte Kropotkin). Der Überfluss sollte dermassen gross sein, dass es genüge, die Hand nach dem Reichtum auszustrecken, dass jeder auf seine Rechnung käme. Daher kein Tausch und kein Bedarf nach Geld, denn selbst, wenn eine gewisse Zeit lang eine Rationierung mittels „Austauschbons“ (um eine bestimmte Quantität von Konsumgütern zu kaufen; sie erfüllten also die Tauschmittelfunktion) noch notwendig wäre, wie J. Guillaume, ein anderer Anarchist zugab, so „sollte doch dank der verschwenderischen Entwicklung der Produktion, die nicht auf sich warten lassen wird, ein solcher Ausstoss an Gütern erfolgen, dass er über jede Möglichkeit des Konsums durch die Bevölkerung hinausginge“, sodass „die Rationierung des Konsums nicht mehr nötig sein wird. Man wird die Operation des Verkaufs einstellen, die den ungehemmten Konsum noch gebremst hatte; die Gemeindeläden werden die Produkte nicht mehr verkaufen, sondern sie je nach Bedarf, den die Konsumenten empfinden, verteilen.“¹⁶⁷

Schauen wir nun, was mit dem „Jeder gibt nach seinen Kräften“ geschieht. Da sehen wir, dass dem freien Konsum eine freie Produktion entspricht.

Die Menschen müssen sicher noch arbeiten; wie aber organisieren sie sich dabei? Es genügt dafür, „fröhliche Trupps für eine angenehme Arbeit“ zu bilden, erklärt uns Kropotkin.¹⁶⁸ Das lässt einen natürlich träumen. Doch wie auch immer, in Kropotkins Geist wird sich alles durch die spontane Vereinigung regeln. Im Übrigen ist er der Meinung, dass alles, was bis jetzt in der Geschichte an Fruchtbarem geleistet worden ist, diesem Geist gegenseitiger Hilfe zu verdanken ist (der er ja ein Buch gewidmet hat) und er zitiert dazu das Beispiel der kleinen Eisenbahngesellschaften, die sich darüber verständigten, wie sie sich der grossen erwehren könnten . . . Sicher gewahrt Kropotkin bisweilen, dass „die ganze Produktion vollständig umorganisiert werden müsste“¹⁶⁹, wozu „die Bedürfnisse der Menschheit und die Mittel ihrer Befriedigung“ studiert werden müssten.¹⁷⁰ Logischerweise hiesse das, sich Kenntnis darüber zu verschaffen, über welche Produktion im gesamtgesellschaftlichen Rahmen man verfügt, um diese Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen. Und da die Werkzeuge sich verschleissen, müsste man auch ihren Ersatz ins Auge fassen, also einen Sektor der Produktion ausschliesslich zur Erneuerung der Werkzeuge und Maschinen vorsehen. Das läuft auf die Anerkennung zweier Sektoren der Produktion hinaus; derjenigen der Konsummittel und derjenigen der Produktionsmittel, die aufeinander abgestimmt werden müssten, wenn Blockaden verhindert werden

¹⁶⁷ J. Guillaume, „Idées sur l'organisation sociale“, 1876; Broschüre der libertären Gruppe Fresnes-Antony, 1979, Seiten 22-23

¹⁶⁸ „Die Eroberung des Brotes“, o.c. S. 244; hier und im Folgenden eigene Übersetzung

¹⁶⁹ *ibidem*, S. 243

¹⁷⁰ *ibidem*, S. 218

sollten. Keine der beiden sollte zuviel oder zuwenig produzieren. Doch oje, Kropotkin kümmert sich nicht um solche Details. Für ihn genügt es, dass die Industriearbeiter den Feldarbeitern sagen: „Bringt uns eure Produkte und nehmt eurerseits aus unsern Magazinen alle unsere Fabrikprodukte, die euch gefallen. Und die Güter werden von überallher zufließen. Der Bauer wird aufheben, was er nicht zum Leben braucht, und es den Arbeitern in der Stadt schicken.“¹⁷¹ Und so wird das gehen! Jeder bedient sich vom Haufen des andern – hoffen wir, es hat für alle genug . . . Doch das Geld wird auf jeden Fall abgeschafft sein. „Man wird dem landwirtschaftlichen Produzenten keine Papierscheine welcher Herkunft auch immer für seine Produkte anbieten, sondern die Konsummittel, deren dieser selbst bedarf.“¹⁷² Das glaubt er, wobei er doch sogleich die Bemerkung fallen lässt: „wir geben keinesfalls vor, man müsse alle Tauschakte beseitigen.“¹⁷³ Da stehen wir im Kern der „freien Produktion“. Das bedeutet also, dass man es mit Gemeinschaften, Kooperativen, Industriebündnissen oder was auch immer zu tun hat, die Privatarbeiten tätigen¹⁷⁴, welche über den Tausch sich erst als gesellschaftlich nützlich erweisen müssen. Damit muss aber sofort sehr darauf Acht gegeben werden, dass die „Geldscheine“, die Kropotkin erwähnt, nicht auftauchen, oder besser: vom Moment an, wo es Tausch gibt, gibt es Tausch von Produkten gleichen Wertes – und das Geld wird Mass der Quantität abstrakter Arbeit, welche die verschiedenen konkreten Produkte beinhalten. Kurz: Die getauschten Produkte werden Waren sein mit allen Konsequenzen, welche eine Marktwirtschaft beinhaltet: Konkurrenz zwischen den Gemeinschaften und selbstverwalteten Unternehmen, denn jede bzw. jedes von ihnen wird ihre eigenen, privaten Produkte wohlfeil auf dem Markt anbieten wollen, wobei das Geld als Wertmass fungiert. Und damit wird Marktökonomie bestehen und überhaupt kein Kommunismus! Es nützt also nichts, das Geld abschaffen zu wollen und dennoch mit dem Tausch weiterzufahren – es stellt sich flugs wieder ein.

Doch verbleiben wir kurz bei diesem Punkt. „Die Gebrauchsgegenstände werden nur Waren, weil sie Produkte von Privatarbeiten sind, die unabhängig voneinander ausgeführt werden.“, schreibt Marx in seinem berühmten Kapitel von „Das Kapital“ über den Fetischcharakter der Ware. Ob die Privatarbeiten von individuellen Privatproduzenten, kapitalistischen Unternehmen, Arbeiterkollektiven oder verstaatlichten Unternehmen, wie in Sowjet-Russland, getätigt werden, ist gleichgültig: Es sind Privatarbeiten, die unabhängig voneinander ausgeführt werden. Wie aber können Gebrauchswerte ausgetauscht werden, die verschiedene

¹⁷¹ ibidem, S. 84

¹⁷² ibidem, S. 85.

¹⁷³ ibidem, S. 251.

¹⁷⁴ Denn, wie J. Guillaume sagt, das Eigentum wird „Eigentum der ganzen Korporation der Arbeiter dieser oder jener Industrie sein“; und: „Wenn also der Tag der Revolution anbricht, werden „die Buchdrucker der Stadt Rom alle Druckereien dieser Stadt in Besitz nehmen und sich unmittelbar in einer allgemeinen Versammlung versammeln, um die Gesamtheit der Druckereien von Rom für das gemeinsame Eigentum aller römischen Buchdrucker zu erklären.“ („Idées sur l'organisation sociale“, o.c., S. 15). Im Kommunismus gehören die Dinge aber nicht nur dieser oder jener Kooperative oder Industrie-Vereinigung, nicht einmal sind sie Eigentum der Gesamtheit aller lebenden Menschen, sondern sie gehören auch den kommenden Menschen. Der Kapitalismus, welcher die natürlichen Ressourcen erschöpft und den Planeten plündert, stellt die kommenden Generationen auf der Erde vor schwierige Probleme.

Qualitäten aufweisen? Ein Tisch gegen einen Stuhl? Sie müssen etwas Gemeinsames, eine identische Substanz, haben. Was sie miteinander teilen ist die abstrakte Arbeit, denn jeder Gebrauchswert enthält eine gewisse Quantität gesellschaftlich notwendiger, zu seiner Produktion aufgewendeter Arbeit. Ist diese evaluiert, können sie ausgetauscht werden: eine bestimmte Quantität abstrakter Arbeit gegen eine andere gleichgrosse. Dabei ist das Geld das Mass ihres Tauscherts. Im Kommunismus ist das aber nicht mehr der Fall. Die Produktion ist nicht mehr Sache von Produzenten, die ihre Privatarbeiten tätigen, und diese müssen ihre Produkte nicht mehr tauschen, denn die Produktion ist nun Sache von Produzenten, die als eine und dieselbe gesellschaftliche Arbeitskraft gemäss einem rationalen Plan handeln. Genau das weisen die Anarchisten zurück¹⁷⁵; sie behaupten, damit entstünden Bürokratismus, Autoritarismus und Etatismus¹⁷⁶, sodass sie notgedrungen, an Stelle des „Kommunismus“, zur Warenwirtschaft, also zum Geld, zurückkehren, das sie doch verbannt hatten. Für die Anarchisten, sei es Proudhon mit seinem Mutualismus oder Bakunin mit seinem Kollektivismus oder Kropotkin mit seinem „Kommunismus“, ist das Ideal des unabhängigen kleinen Produzenten und Eigentümers der Produktionsmittel nicht wirklich passé. Man findet es unter der Form von Kooperativen, selbstverwalteten Unternehmen und autonomen Gemeinschaften wieder, die sich zu freien Bündnissen zusammenschliessen, wie sie sagen (aus denen sie aber auch jederzeit wieder austreten können, wenn das ihr privates Interesse anzeigt); das einzige, wirkliche Band, welches diese Einheiten zusammenhält, bleibt demnach der warenmässige Austausch ihrer Produkte.

¹⁷⁵ G. Leval (1895 – 1978) ist da eine gewisse Ausnahme unter den libertären Sozialisten. Er nahm auf die Ausdrucksweise sehr Acht und anerkannte die Notwendigkeit eines allgemeinen Planes, der „alle Produktionseinheiten umfasst und koordiniert. Man darf nicht vergessen, dass die gesellschaftliche Verwandlung die ökonomische Organisation nicht nur revolutionieren soll, indem sie den Kapitalismus, den Unternehmer, die Ausbeutung abschafft, sondern indem sie die Produktion gemäss den Interessen der ganzen Gesellschaft organisiert. Damit stellen wir uns notwendigerweise nicht nur über die Interessen der einzeln betrachteten Unternehmen, sondern auch der Korporationen, Berufs- und Industrieinteressen. Sonst werden wieder neue Formen der Ungerechtigkeit und Ausbeutung auftauchen.“ („Pratique du socialisme libertaire“, Genf, Editions du Groupe socialiste libertaire, 1959, Seiten 13-14). Leval war sich angesichts der „Fülle und Vielfalt der zum Konsum angebotenen Produkte einerseits, der Vielfalt des Bedürfnisse andererseits“, welche der Kapitalismus in seiner Entwicklung hatte entstehen lassen und welche auf eine immer deutlichere Entfremdung der Massen hinauslaufen, im Klaren, dass, „die These des freien Konsums oder der freien Selbstbedienung“, welche Kropotkin propagierte, nicht mehr möglich ist. Im Gegenteil müsste der Konsum begrenzt werden, indem er der Produktion angepasst würde. Das sollte mittels eines „Geldzeichens“ geschehen, welches, nach Leval, die „individuelle Freiheit“ nicht beschneiden sollte, in Wirklichkeit aber eine verkappte Form der Konsumbeschränkung, also der „Autorität“ wäre: Ein „Emissions-Institut“ sollte für sich die Macht beanspruchen, eine gewisse Summe Geldes bzw. von „Kauf-Bons“ auszugeben. Dieses „Emissions-Institut“ träte folglich an die Stelle irgend eines Staates, der Geld druckt, und würde der eigentliche Regulator der Ökonomie, also des „Planes“. Die Geldmasse im Umlauf sollte eine gewisse Menge nicht überschreiten, sodass der Konsum begrenzt wäre, wobei die Produktion ausschlaggebend wäre. Das ist alles als System recht verwickelt, Leval ging es aber darum, mit den produktivistischen und konsumistischen Konzepten des Sozialismus zu brechen.

¹⁷⁶ So der libertäre Spanier Isaac Puente: „Die Nationalökonomie darf nicht von einem Zentralkomitee abhängen, auch nicht von einem Obersten Rat, die beide den Keim des Autoritarismus in sich tragen, Diktatur erzeugen und Zuflucht der Bürokratie sind. Wir haben gesagt, dass wir nur eine Ordnungsmacht und eine Stelle der Planung brauchen.“ („Le communisme libertaire“, 1934, Broschüre der Gruppe Fresnes-Antony de la Fédération anarchiste, 1989, Seite 37). I. Puente gestand immerhin zu, dass mit Hilfe der nationalen Vereinigungen von Industrie « ein nationaler Plan der Kommunikationen und Transporte (Post, Telegraph, Telephon, Strassennetz, Kanäle, Eisenbahnnetz und Flugverbindungen) aufgestellt werden soll. » (ibidem, S. 37). Um aber zum Beispiel Züge fahren zu lassen, kann auf einen Zentralplan kaum verzichtet werden, wenn Zusammenstösse verhindert werden sollen . . .

Die Vereinigung der Produzenten

Es hat sicher einen Teil Wahrheit, wenn Kropotkin den Geist der gegenseitigen Hilfe und des freien Einverständnisses in den Vordergrund stellt. Denn ohne einen solchen Geist gibt es ganz sicher keinen Kommunismus. Die besten rationellen Produktionspläne fallen ins Wasser; sie werden nicht angewandt oder verfälscht, wenn zu viele Menschen die Nasen bei gemeinsamen Aufgaben rümpfen und in ihre eigene Taschen wirtschaften wollen. Das wird umso mehr der Fall sein, wenn der vorgesehene Kommunismus (von Kropotkin, aber auch von Marx) von einem hohen Niveau der industriellen Entwicklung ausgeht, das zu einer Lockerung der Bande der Solidarität und zum Individualismus führt, wie man das zwanglos in der gegenwärtigen Gesellschaft feststellen kann.¹⁷⁷ Andererseits, wozu soll das „freie Einverständnis“ gut sein, wenn es nicht in einem allgemeinen Einverständnis mündet, das sich in einem Plan vergegenständlicht, welcher die verschiedenen produktiven Aktivitäten koordiniert, sodass sie sich sozusagen in einem homogenen Ganzen äussern? Wenn das nicht der Fall ist, führt dieses Einverständnis nur zur Anarchie (im eigentlichen Sinne . . .), welche den besten Willen abschrecken kann, sosehr hat sie schon Proben der Inkohärenz und Ineffizienz abgelegt. Dieses allgemeine Einverständnis trägt einen Namen: Vereinigung der Produzenten in gesamtgesellschaftlichem Massstab. Über diese werden wir einiges sagen müssen.

Zuallererst: Sie hat nichts von den Eigenschaften eines Staates an sich. Die Planung der produktiven Aktivitäten wird einfachen Büros übertragen, welche diese Aktivitäten möglichst harmonisch unter allen Gemeinschaften verteilt (auf diese Verteilung soll genauer eingegangen werden). Es wird also Bürokraten geben?! Ja, wenn man sie so nennen will. Sie werden aber nichts anders sein als

¹⁷⁷ Es ist denn auch kein Zufall, dass das einzige Mal, wo die Anarchisten ihren Kommunismus etwas in Praxis umsetzen konnten, das in einem industriell zurückgebliebenen Land möglich wurde, in Spanien 1936 – 38, das noch wesentlich agrarisch war. Es blühten dort, bei den Bauern von Aragon, der Levante, von Neu-Kastilien, „Kollektive“ auf, eine Art Dorfkommunismus, Kollektive, die nicht weit von denjenigen entfernt waren, welche der Babouvist Buonarroti im Kopf hatte, ihr Jakobinertum einmal abgezogen, denn der Kommunismus dieser spanischen Anarchisten verstand sich als „föderalistisch“ und „libertär“ . . . nur nicht gegenüber den Priestern und Grossgrundbesitzern, denen gegenüber sie sich sehr „autoritär“ verhielten. Die Bauern, die das wünschten, legten ihr Land, ihr Vieh und Werkzeug zusammen und in manchen Dörfern war das Geld schlichtweg abgeschafft. Was aber die Stärke einer solchen Bewegung ausmachte, war nicht sosehr die anarchistische Lehre, sondern die Tatsache, dass sie nicht vom Kapitalismus und seinen materialistischen Werten vergiftet war; sie stellte diesen die moralischen Werte der gegenseitigen Hilfe, der Solidarität und Würde entgegen (von denen der spanische Anarchismus stark geprägt war), sodass die häufig analphabetischen Bauern mit Misstrauen die Sitten der Städter mit ihrem Geschmack am Luxus betrachteten (siehe dazu die Bücher von G. Brenan, „Le labyrinthe espagnol“ und von F. Borkenau: „Spanish Cockpit“, die in jener Zeit selbst entstanden). Man hatte es da mit einem Kommunismus der Armen zu tun, der nicht das haben wollte, was die Reichen besaßen; er war das genaue Gegenteil des Kommunismus von Kropotkin, der eine „Existenz des Luxus und des Reichtums“ versprach (siehe „Die Eroberung des Brotes“, o.c.). Die Achillesferse des spanischen Kommunismus waren die mehr oder weniger grossen Handelsbeziehungen mit den Städten, die aufrecht erhalten werden mussten, um die Überschussprodukte der Landwirtschaft abzusetzen und Werkzeug zu ersetzen, denn die Trennung Stadt-Land dauerte fort. Wie auch immer, es war hier jenes „eigenartige und ergreifende Experiment“ möglich (wie Orwell sagte), hier in diesem vielerorts so trockenen Land in Spanien. In den Städten, wo der Kapitalismus entwickelt war, etwa in Barcelona, ging dieses Experiment weniger weit; es gab nur Selbstverwaltung der Industrie. Dieser Kommunismus der Armen, wo gegenseitige Hilfe und Solidarität herrschten, war aber nur in kleinem Ausmass möglich, sozusagen im Reagenzglas, Für eine weitere Ausdehnung auf ganz Spanien hätte er einer ganz anderen Organisation bedurft.

Menschen mit Büro-Tätigkeit. Das ist alles. Von Bürokratie ist da nicht die Rede, denn ohne Armee, Polizei, Gerichte, kurz: einen Staat, haben die sogenannten Bürokraten kein Machtmittel in den Händen, hätten sie Lust nach Macht. Man wird nur schauen, dass sie ihre Sache der Verteilung und Koordination der produktiven Aktivitäten gut machen. Und wenn sie sie schlecht machen? Nun, dann wird man sie eben ersetzen. Doch . . . sagen wir es sogleich: Wenn kein genügendes Bewusstsein zur korrekten Erfüllung der Aufgabe besteht, dann kann man sich den Kommunismus gleich von vorn weg aus dem Kopf schlagen! Was den Kasernenkommunismus anbelangt, den einem einige sofort als Schreckgespenst vorhalten, wenn man von zentraler Planung spricht, so hat ein solcher nie anders als in der Phantasie einiger Utopisten wie Campanella und Cabet existiert. Es gilt auch für den Kapitalismus, dass dieser sich anfänglich mit Gewalt aufzwingen musste, im weiteren Verlauf aber der – zumindest stillschweigenden – Zustimmung einer immensen Mehrheit bedurfte, oder er hätte sich sehr schnell als historische Unmöglichkeit herausgestellt. Der Kommunismus braucht zu seiner Existenz die freiwillige Anhängerschaft der Massen, was nicht heisst, dass er im Sinne einer Ablehnung jeder Autorität „libertär“ wäre, sondern, dass die Menschen genug vernünftig sein werden, um sich einige dem Kollektivleben innewohnende, zwingende Regeln zu geben.

Eine solche Planung hat folglich nichts mit den kapitalistischen Plänen der stalinistischen Staaten zu tun, welche über ein beeindruckendes und erstrangiges Dispositiv verfügten. Dieses war umso erforderlicher, als das Ziel dieser Pläne darin bestand, den Rückstand zu den kapitalistischen Ländern durch beschleunigte Industrialisierung einzuholen oder diese Länder gar zu überholen. Es musste deshalb immer mehr produziert werden, jeder neue Plan zeigte höhere Produktionsziffern, die zu erreichen waren. Der Zwang der Pläne vergrösserte sich deshalb immerfort und der Saat musst gegen jedes Erlahmen der Anstrengungen repressive Massnahmen ergreifen. Im Kommunismus: nichts dergleichen. Die Bedürfnisse sind dort erfasst, und die Produktion muss sich nur nach diesen richten, wobei die Ersetzung einiger Produktionsmittel infolge Abnützung ins Auge gefasst werden muss. Das heisst also, dass, einmal das Bevölkerungswachstum gestoppt und die Weltbevölkerung auf ein tragbares Niveau zurückgeführt, der Plan ein für allemal fix bleibt. Er kann natürlich qualitativ verbessert, nicht aber quantitativ erweitert werden. Der Zwangscharakter des Planes wird dadurch beträchtlich verringert; ein für allemal wird mit der kapitalistischen Logik des Wachstums und des „Immer-mehr“ gebrochen. Gehen wir auf die Einzelheiten ein.

Wir haben schon erwähnt, dass die Gemeinschaften nicht vollständig autonom sein können; zum einen wegen der geographische Situation mit der Verschiedenheit von Klima, Bodenbeschaffenheit und Relief, zum andern wegen der notwendigen Arbeitsteilung, da keine Gemeinschaft alle erforderlichen Erzeugnisse selbst fabrizieren kann. Man wird also nicht sosehr zu einer primitiven, vollständig autarken Wirtschaft zurückkehren, sondern die Gemeinschaften werden teilweise voneinander abhängig sein. Doch diese Abhängigkeit ist keineswegs ein Handicap, vielmehr ein Gegenmittel gegen Provinzialität und lokale Borniertheit;

sie wird den universellen Charakter der Produktion unterstreichen. Und auf dieser universellen Ebene kommt der Plan ins Spiel.

Schauen wir zuerst, welchen geographischen Raum dieser Plan umfassen wird. Es wäre gänzlich unrealistisch, anzunehmen, es handelte sich um einen globalen Plan, der, er allein, die Arbeit der gesamten Menschheit, sagen wir von zwei- oder dreihundert Millionen Gemeinschaften, aufeinander abstimmen sollte. Ein solcher Kommunismus wäre schlichtweg nicht planbar, denn sein Aktionsraum wäre zu gross. Auf Weltebene wird ein Plan nur die Verteilung der Rohstoffe und gewisser Energie-Quellen beinhalten. Im übrigen sollen regionale Planungseinheiten geschaffen werden. Diese dürfen nicht zu klein sein; das führte nur zu Zerstückelung und Überzahl, was der Idee der Einheit der kommunistischen Weltgesellschaft abträglich wäre; sie dürften aber auch nicht zu gross sein (wie heute die Länder USA, Indien, Russland, China, Brasilien zu gross sind), weil sonst die Planungsaufgabe zu kompliziert wird. Auf jeden Fall wird die Errichtung des Kommunismus eine Neuaufgliederung der bewohnten Erdoberfläche beinhalten, welche sich nicht unbedingt mit den bestehenden Nationen deckt. Auf jeden Fall soll innerhalb dieser Weltregionen der Produktionsplan zur Ausführung gelangen. Wir möchten auf seine Hauptfunktionen eingehen.

Alle produktiven Tätigkeiten, welche die Gemeinschaften mit eigenen Mitteln unternehmen können, gehen den Plan der betreffenden Weltregion nichts an. Die Gemeinschaften übernehmen und organisieren diese selbständig. Wie soll das aber vor sich gehen, wenn sie der Hilfe von aussen bedürfen?

So können etwa Nahrungsmittel in einer Gemeinschaft fehlen, welche von andern Gemeinschaften auf landwirtschaftlichen Betrieben in Zonen produziert werden, wo diese Nahrungsmittel gut und en masse gedeihen (Weizen, Hirse, Reis, Rote Beten, Orangen, Weintrauben usw.) Es wird die Rolle des Planes sein, die Verteilung der überschüssigen Güter an eben diejenigen Gemeinschaften zu organisieren, die ihrer (aus produktionstechnischen Gründen) entbehren. Man wird aber allzu weite Transportwege vermeiden (anders als heute, wo der Warenhandel über dementiale Distanzen verläuft); das wird heissen, dass man sich wieder daran gewöhnen wird, die lokalen und saisonalen Produkte zu essen, nicht zuletzt auch, um die Produktionsgebiete von der Monokultur zu befreien und dort wieder Polykultur einzuführen.

Was die industriellen Aktivitäten anbelangt, so hat der Plan die Aufgabe, sie über die Gesamtheit der Gemeinschaften einer Region zu verteilen, wobei eine gesellschaftliche - nicht arbeitstechnische - Arbeitsteilung gemacht wird: Einige Gemeinschaften werden Verbrauchsgegenstände des laufenden Lebens fabrizieren, andere Werkzeug und Werkzeugmaschinen, wobei alle diese Produkte füglich verteilt werden. Die besondere Rolle des Planes wird darin bestehen, die Quantität der zu fabrizierenden Produkte gemäss ihrer Vielfalt gut zu berechnen.

Doch ist das nicht alles. Um Gegenstände und Maschinen zu fabrizieren, Häuser zu bauen usw. braucht es Rohstoffe, die oft nur an wenigen Stellen zu finden sind, und die vorerst in Giessereien, Stahlwerken, Zementfabriken, Sägereien zu Halbfertigprodukten gemacht werden müssen, damit daraus Blech, Rohre, Stahlträger, Backsteine, Zementwaren, Bretter usw. hergestellt werden

können. Das wird die sogenannte Schwerindustrie sein, die man keinesfalls, wie das Engels noch meinte, homogen über das ganze Land verteilen kann. Auch wenn man natürlich keine Schwerindustrie-Ballungen mehr haben will, so kann dieser Industriesektor dennoch nicht einfach übergegangen werden. Hier wird es die Aufgabe des Planes sein, sie an die Erfordernisse der Leichtindustrie anzupassen.

Mit diesem Plan gesellschaftlicher Organisation der Arbeit haben wir selbstverständlich die Runde anstehender Fragen nicht abgeschlossen; die Ausarbeitung eines solchen Planes muss ins Detail gehen und ist eine ganz andere Sache. Unsere Skizze gibt eine Idee von der Tragweite des gesellschaftlichen Umbaus der Produktion, welcher für einen funktionierenden Kommunismus notwendig ist, denn eine kommunistische Gesellschaft soll auf wirklich rationalen Grundlagen beruhen und die Menschen sollen in dieser imstande sein, ihr eigenes Tun zu kontrollieren, statt sich von diesem bestimmen zu lassen. Da wir gesagt haben, dass ein solcher Plan nicht Sache eines Staates sein wird, möchten wir noch einige Worte zum Ende des Staates (und bei dieser Gelegenheit auch der Demokratie und Politik) sagen.

Über den Staat, die Demokratie und die Politik.

Marx gebührt die Ehre, das Geheimnis um den Staat gelüftet zu haben. Die juristischen und politischen Formen des Staates erklären sich nicht aus ihm selbst. Sie haben ihren Grund in der bürgerlichen Zivilgesellschaft. Diese ist in Klassen geteilt, die divergierende Interessen haben, und der Staat repräsentiert die Bühne ihrer Konflikte. Um zu verhindern, dass die Gesellschaft auseinander bricht und in Chaos und Anarchie versinkt, braucht sie einen Apparat, Staat genannt, der mit seiner Justiz, seiner Polizei, Armee, seinen Gefängnissen usw. dafür sorgt, dass die Konflikte ein gewisses Mass nicht überschreiten und die Gewalt auf Seiten des Gesetzes, also auf Seiten der herrschenden bürgerlichen Klasse, bleibt. Wenn dieser Repressionsapparat auch nicht jeden Moment in Aktion treten muss, so muss er doch jederzeit kriegsbereit sein, um seine potenzielle Macht gegenüber all jenen zu zeigen, die sich anheischig machen könnten, diese Ordnung der Dinge in Frage zu stellen. Kurz und gut, der Staat steht, anders als es scheinen mag, keinesfalls über den Klassen; der Staat ist der bewaffnete Arm der Bourgeoisie und geht vom kapitalistischen System aus.

In den modernen kapitalistischen Gesellschaften lässt sich der Staat aber nicht auf den Polizeiknüppel zurückführen. Sein Handlungsbereich ist viel weiter und vielfältiger. Er spielt den Vermittler zwischen den „Sozialpartnern“ in ihren Konflikten; er geht soweit, Vorsorge-Staat zu werden und trägt gewisse öffentliche und gesellschaftliche Dienste (Krankenkasse, Altersversicherung, Familienzulagen, Arbeitslosenkasse, Sozialwohnungen, Volksschule usw.). Bei Naturkatastrophen, wenn die Milch- oder Weinversorgung unterbrochen ist, interveniert der Staat, greift in die Tasche und repariert die Schäden, entschädigt die Betroffenen. Was die Repressionsorgane betrifft, so dient er auch zur Sicherheit der Bürger, die schnell bereit sind, auszurufen: „Was macht denn die Polizei?“, wenn diese auf sich warten

lässt. Doch lasse man sich nicht täuschen, wenn der Staat sich so ganz unentbehrlich macht, als brähe gleich alles zusammen, wenn er fehlte; natürlich sind die Leute dem Staat unterworfen und von allen Seiten hört man immer wieder den „Ruf nach dem Staat“.

Es ist die bürgerliche Zivilgesellschaft, die den Staat hervorbringt und das Bedürfnis nach ihm erzeugt. Es ist und bleibt so, dass der Staat die Funktion hat, die Reproduktion dieser Gesellschaft unter den bestmöglichen Bedingungen zu sichern. Folglich nützt es nichts, wie die Anarchisten den Staat zu verunglimpfen und zu verfluchen, wie wenn er die Ursache aller Übel wäre.

In der kommunistischen Gesellschaft wird es keine Klassen und folglich auch keinen Staat mehr geben, sagt uns Marx. Seine Aussagen zum Staat sind aber nicht immer so klar. Was heisst es zum Beispiel, wenn er schreibt: „Welche Umwandlungen wird das Staatswesen von einer kommunistischen Gesellschaft erleiden? In andern Worten, welche gesellschaftlichen Funktionen bleiben dort übrig, die jetzigen Staatsfunktionen analog sind?“ und darauf die Antwort gibt: „Diese Frage ist nur wissenschaftlich zu beantworten (. . .)“ Da sind wir ja viel weiter gekommen! Oder wenn er sich mit dem Verweis begnügt: „Zwischen der kapitalistischen und der kommunistischen Gesellschaft liegt die Periode der revolutionären Umwandlung der einen in die andere. Der entspricht auch eine politische Übergangsperiode, deren Staat nichts andres sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariates. Das Programm hat es nun weder mit letzterer zu tun noch mit dem zukünftigen Staatswesen der kommunistischen Gesellschaft.“¹⁷⁸ Da soll anscheinend der Staat weiterbestehen?! Einige seiner gesellschaftlichen Funktionen sollen wohl den aktuellen ähnlich sein, also denjenigen des bismarckschen Staates (wir sind im Jahre 1876), der ein gesellschaftliches Versicherungssystem auf die Beine gestellt hatte? So wären alle fortgeschrittenen kapitalistischen Staaten mit Funktionen solchen Typs Voraussetzungen des künftigen „Staates“. Marx intendiert nur das Ende des politischen Staates mit seiner Regierung, Polizei, Armee usw., nicht aber den Staat als „einfachen Verwalter der Dinge“, welchen alle kapitalistischen Gesellschaften beträchtlich vorangetrieben haben. Es folgt daraus, dass für Marx der moderne Verwaltungs-Staat analog den Aktiengesellschaften ein „Übergangspunkt“ zwischen dem Kapitalismus und Kommunismus darstellt, weshalb er denn nur verwandelt werden müsste und nicht verschwände. Also auch verwandelt werden müsste, soll hier betont werden. Doch werden im Kommunismus die meisten vom gegenwärtigen Verwaltungs-Staat ausgeübten gesellschaftlichen Funktionen verschwinden, so auch die zahlreichen öffentlichen Dienste, die keinen Sinn mehr haben werden. Man denke an die Sozialversicherten, die an Krankenkassen und an vom Staat geführte (Alters- und Invaliden-)Versicherungen ihren Beitrag entrichten: Im Kommunismus wird die Versorgung gratis sein; die nicht mehr Arbeitenden werden ihre Bedürfnisse ebenso wie die Arbeitenden befriedigt sehen; ihr geleisteter Beitrag wird unerheblich sein. All das wird Teil des organisierten kommunistischen Systems der Bedürfnisse sein und auf der Ebene der

¹⁷⁸ „Kritik des Gothaer Programmes“, 1876, Dietz, Berlin, 1969, S. 33

Gemeinschaften geregelt werden. Was die Planungsinstanz betrifft, wird es sich, wie schon angezeigt, um ein simples statistisches Büro handeln, welches mit der Aufgabe betraut ist, die verschiedenen produktiven Aktivitäten gut zu verteilen. Man kann das, wenn man will, als „Verwaltung von Sachen“ bezeichnen, aber sicher nicht als „Staat“. Ein Staat ist immer eine Regierung über Menschen, die auch eine „Verwaltung von Sachen“ beinhaltet, etwa wie es der bürgerliche Spezialist Saint Simon kombiniert, der die Macht einer Elite von Gelehrten, Wissenschaftlern, Bankiers, Künstlern, von „producteurs“, wie er sagt, anvertrauen möchte. Wenn Marx und Engels einen solchen Staat akzeptieren und vorgeben, damit die Politik zu resorbieren, verursachen sie nur Verwirrung. Kurz, der Staat soll sich nicht „verwandeln“, sondern verschwinden.

Da die entwickelte bürgerliche Gesellschaft den Staat braucht, braucht sie auch die Demokratie, welche seine Ergänzung ist. Die bürgerliche Gesellschaft ist es, welche im Verlauf des 19. Jahrhunderts aus der „öffentlichen Sache“ etwas wirklich Öffentliches gemacht hat, indem sie Parlamente, deren Mitglieder in allgemeinen Abstimmungen gewählt werden, aufstellte, gleichzeitig die politischen Parteien begründete und eine ganze Reihe von politischen Rechten einsetzte, worunter diejenigen betreffs Vereinigung, öffentlichem Auftreten und Pressefreiheit, nicht zu vergessen diejenigen betreffs Weltlichkeit, wodurch öffentlicher Staat und private Kirche getrennt wurden. Die aus dem liberalen Individualismus stammende Demokratie ist die Elle, mit welcher heute der Grad der Entwicklung der Gesellschaften gemessen wird; alles, was diesem Massstab nicht entspricht, kann nur zum Reich des totalitären Grauens gehören. Die in höchster Verehrung stehende, allseits gelobte Demokratie wäre gemäss dieser Anschauung die nicht zu überbietende, höchste Institution, mit welcher die Menschheit endlich aus dem Zeitalter der Finsternis herausgetreten wäre. Nun, wie steht es damit in der Wirklichkeit?

Es ist überhaupt nicht wahr, dass die Demokratie, da bürgerlich, nur „formal“ ist. Im Gegenteil, sie ist sehr „real“ und erfüllt in der kapitalistischen Gesellschaft ihre sehr präzise Funktion. Da diese eine Gesellschaft von Klassen mit auseinanderstrebenden materiellen Interessen ist, und da auch innerhalb dieser Klassen verschiedene gesellschaftliche Kategorien mit ihren ganz spezifischen Zielsetzungen existieren (das gilt auch für die Arbeiterklasse), hat das eine Vielfalt von Meinungen zur Folge, die natürlich widersprüchlich sind. Die Meinungsfreiheit, welche die Demokratie so hartnäckig verteidigt, heisst folglich nichts Anderes, als dass diesen divergierenden Interessen Rechnung getragen wird, indem durch Diskussion, Verhandlung und taktische Vereinigungen in Abstimmungen soweit wie möglich eine Versöhnung hergestellt wird, wobei dieser demokratische Kompromiss nicht allzu sehr die Interessen der herrschenden Bourgeoisie tangieren soll. Anders gesagt, die Demokratie ist das Öl im kapitalistischen Motor, damit dieser möglichst ohne Verluste und ruhig läuft. So haben wir eine linke und eine rechte Bourgeoisie, eine Mehrheit und eine Opposition, die mittels der Wahlen abwechselnd an die Macht gelangen, womit deren Kontinuität gewahrt bleibt; alles ändert sich und alles bleibt beim Alten. Es ist nichts als logisch, wenn die bürgerlichen Ideologen sagen, die Demokratie sei

die schlechteste Herrschaftsform mit Ausnahme aller andern . . . Das ist das Geheimnis von der Erfindung der Demokratie.

Und im Kommunismus? Dieser schafft alle Klassen und damit die Klasseninteressen und alle trennenden Kategorien in der Gesellschaft ab. Damit entfällt auch die Demokratie, welche diese versöhnte. Mit der Errichtung der Gemeinschaft der Güter, der Arbeit und der Freude steht jedermann auf derselben Ebene; die Gesellschaft erreicht eine gesellschaftlich genügend hohe Homogenität, sodass jede Demokratie unnötig wird. Nunmehr stellen sich nur noch praktische Fragen (der Verwaltung, Bewirtschaftung usw.), die nicht mehr politisch sind. Das freie Einvernehmen untereinander und der intelligente Gemeinsinn der Menschen werden genügen, diese praktischen Fragen zu lösen. Wer sich eine solche Gesellschaft ohne Konflikte, folglich ohne Demokratie, nicht vorstellen kann, erweist sich als unfähig, eine andere Gesellschaft als die bürgerliche auszudenken. Stellen wir klar: Unabhängig davon, welche politische Form die kommunistische Revolution haben wird, die kommunistische Gesellschaft wird das Ende des Politischen und alles dessen bedeuten, was damit verbunden ist: Verfassungen, Versammlungen, Räte, Parteien, Abstimmungen. Das Ziel des Kommunismus ist keine Demokratie, d. h. ist nicht eine endlich wirkliche Demokratie. Das glaubten damals noch die Babouvisten, welche eine Republik der Gleichen errichten wollten. Nun, sie waren als Kinder der französischen, ultra-politischen Revolution noch entschuldigt; stellten sie doch die am weitesten vorgeschobene Fraktion des Jakobinertums dar, der bis zum Kommunismus gehen wollte.

Der Kommunismus hat aber auch nicht das Ziel, die Politik in einer technokratischen Verwaltung untergehen zu lassen, sondern hat eine neue Zivilisation der Arbeit zum Ziel, in welcher die Individuen ihre Persönlichkeit ausdrücken, ihre Fähigkeiten voll entfalten können und in der Zielgebung des endlich verwirklichten Gemeinwesens handeln.

Dritter Teil

Der Kommunismus und die Bedürfnisse

*„Genügend, aber nichts als genügend.“
Gracchus Babeuf, „Le Manifeste des plébéiens“, 1795*

Kapitel 8

Von der Einfachheit der Bedürfnisse zum Traum vom Überfluss

Das gemeinsame Glück der Babouvisten

Man könnte sagen, das Glück sei eine persönliche Angelegenheit, also etwas sehr Subjektives, ja man könnte sogar ironisch bemerken, wer vom Glück des Volkes spreche und ihm eine strahlende Zukunft vor Augen halte, bereite sein Unheil vor. Für die Babouvisten sollte das Glück, diese „neue Idee in Europa“ gemäss Saint-Juste, kein blosses Schlagwort sein, welches man dem Volk zum Frasse vorwirft; „Glück“ sollte einen sehr genauen Sinn erhalten: ein Zustand der menschlichen Gemeinschaft, in der die immense Mehrheit aus der endemischen Situation grossen, niederdrückenden materiellen Mangels herausgetreten wäre, der sie die grundlegendsten Bedürfnisse nie wirklich befriedigen liess; ein Zustand, der sie von einem Augenblick zum andern aus der Fassung bringen liess, da ihre Lebensbedingung dermassen unerträglich war (so während der Hungerrevolte im Frühling 1795 in Paris), sie aber auch sofort wieder in Apathie versinken liess, sobald die Revolte niedergeschlagen war. Es sollte ein für alle Mal mit dem hinterhältigen Elend Schluss gemacht werden, nicht zu wissen, was man beissen, was für Lumpen man anziehen, welche Löcher man bewohnen sollte; ein Elend, wo die Mütter ihre Neugeborenen auf den Schwellen der Kirchen niederlegten, da sie sie nicht ernähren konnten, während auf der andern Seite eine Minderheit von Reichen und Müssigen in vergoldeten Karossen spazieren fuhr und sich in ihren bekannten Palästen in galanten Festen ergötzte, und Salon hielt, wo der verschieden gelagerte Ehrgeiz sein politisches Ränkespiel spielte: Das war für die Babouvisten die Bedeutung von „Glück“, von „gemeinsamem Glück“.

Ja, „gemeinsam“ sollte das Glück sein, denn damit es zur vollen Wirklichkeit gelangte, sollte es zuallererst geteiltes Glück sein; niemand sollte beiseite gelassen bleiben, niemand sollte sich ausgeschlossen fühlen. Alle sollten ein gesichertes Minimum besitzen, nicht mehr und nicht weniger, oder es tauchten wieder Neid, Eifersucht, Groll und danach Feindlichkeit und Zwist in der Gemeinschaft auf. Deswegen schrieb Buonarroti, dass „alles, was nicht allen zugänglich gemacht

werden kann, streng beschnitten werden soll“.¹⁷⁹ Babeuf ging auf seiner Suche nach der „vollständigen und wirklichen Gleichheit“ soweit, zu sagen: „Die Überlegenheit an Talent und Fleiss ist nur Mache und trügerische Finte“.¹⁸⁰ Das war natürlich falsch, darf aber nicht vergessen lassen, dass sich aus dieser Überlegenheit die Forderung nach Privilegien geltend machen lässt. Die Babouvisten vertraten konsequenterweise nie das Prinzip von „Jedem nach seiner Arbeit“, oder „Jedem nach seinen Werken“, wie die meritokratischen saint-simonistischen Bourgeois, sondern forderten gleichen Teil für alle; wesentlich sollte sein, dass „kein Mensch rechtmässig für sich herausnehmen sollte, dass irgend einer seiner Mitmenschen weniger glücklich wäre als er“.¹⁸¹

Woraus sollte aber dieser gleiche Teil für alle bestehen? Aus genug, aber nichts als genug“, antwortet Babeuf.¹⁸² Das bedeutete: „Von den für alle nötigen Dingen überreichlich viel verschaffen“¹⁸³, also jedem Mitglied der Gemeinschaft „eine gesunde, bequem und angemessen möblierte Unterkunft, Arbeits- und Erholungskleider aus Baumwolle oder Wolle nach landesüblicher Tracht, Wäsche, Licht und Heizung, genügend Nahrung mit Brot, Fleisch, Geflügel, Fisch, Eiern, Butter und Öl, Wein und landesüblichen Getränken, Gemüse, Früchte, Gewürze und andere Gegenstände verschaffen, die insgesamt ein einfaches, genügsames Auskommen ergeben; dazu der Beistand der Heilkunst“.¹⁸⁴ Man mag über die ungereimte Idee einer landesüblichen Tracht lachen, übersieht dabei aber, was für einen unerhörten materiellen Fortschritt dieses Genügsamkeitsprogramm für die Mehrheit der damaligen Armen dargestellt hätte, die im vollständigen Elend darbt.

In diesem Bedürfnissystem der Babouvisten gehörte alles, was über diese Genügsamkeit hinausging, zum unnötigen Überfluss. Vom Moment an, wo die Menschen angemessen sich ernähren, wohnen, sich kleiden und einige besondere (oben angedeutete) Annehmlichkeiten ihr eigen nennen können, sind ihre materiellen Bedürfnisse gedeckt. Alles was über dieses „einfache, genügsame Auskommen“ hinausgeht, ist unnötig. Das ist der Kern ihres Bedürfnissystems. Das „gemeinsame Glück“ sollte nicht das Glück der reichen, überfressenen Bourgeois sein, welches das Volk nur verdirbt, ihm ein falsches Glück vorgaukelt und es wie seine Herren gierig und habsüchtig macht. Darum verurteilt Babeuf auch diesen „Handel von Nation zu Nation“, denn wir haben, führt er an, „sicher bei uns genug; wir sollen in unsern Wünschen nüchtern und bescheiden sein und die Überflüssigkeiten aus dem Ausland beiseite lassen. Sie wecken nur den Geschmack an Luxus und Verweichlichung, und wir wären erneut verloren. Würde der Handel von Nation zu Nation erlaubt, stellte sich sofort der Handel unter den

¹⁷⁹ „Conspiration“, o.c., Band I, S. 158

¹⁸⁰ „Le Manifeste des plébéiens“, o.c., S. 276. Das lässt C. Mazauric mit einem Schrei aufspringen und erklären: „Diese Sichtweise missachtet jedes Wertgesetz und kündigt den Ouvrierismus an.“ Das Wertgesetz im Kommunismus, ja das ist in der Tat der ewig leuchtende Stern der Stalinisten!

¹⁸¹ *ibidem*, S. 271

¹⁸² *ibidem*, S. 278

¹⁸³ Ph. Buonarroti, „Conspiration“, o.c., Band I, S. 158

¹⁸⁴ *ibidem*, „Fragment d'un projet de décret économique: De la distribution et de l'usage des biens de la communauté, article 2“, Band II, S. 208

Individuen wieder her und der Handelsgeist erwachte wieder.“¹⁸⁵ Also keinen Handel mehr, weder innerhalb des Landes noch zwischen den Ländern. Babeuf brandmarkt von den ersten Seiten seines Buches an alle diejenigen, welche sich in der Französischen Revolution „nach dem Reichtum, dem Überfluss und dem Gepränge von Athen sehnen“ und Adepten der „englischen Lehre der Ökonomen“ werden, „von einer grossen Industrie“, einem „unbegrenzten Handel“, einer „Vielzahl von Bedürfnissen“ träumen, und für welche „die Freiheit nichts anderes als die Freiheit, „unbeschränkte Vermögen zu erwerben“, ist. Wir sehen gut, dass bei Babeuf wie bei Buonarroti der Kapitalismus im Visier ist, der am Horizont auftaucht, und den sie gänzlich und unwiderruflich als das grosse Verderbnis der Sitten verdammen. Er ist wesensmässig schlecht, denn er weckt einesteils in den Massen den Geschmack des Habens und Besitzes, andernteils die Ablehnung des einfachen Lebens, das ungezügelte Verlangen nach materiellen Gütern. Verzichteten wir aber auf diese Einfachheit der Bedürfnisse, sind wir verloren, sagt Babeuf.

Diese Warnung sollte in der Folge aber ungehört bleiben, angefangen mit Marx, der im Babouvismus nichts als einen „universellen Aszетismus“ und einen „rohen Kommunismus“, wie er im „Kommunistischen Manifest“ sagen wird, sieht.

Marx und seine Bedürfnistheorie

Diese Theorie stützt sich, wie wir sehen werden, auf die kapitalistische „englische Ökonomie“, das heisst genau auf „jenen Traum“, vor dem Buonarroti gewarnt hatte.

Das wird dort sichtbar, wo Marx den Wert der Arbeitskraft materiell bestimmt. Der Lohn, erklärt er, besteht aus zwei Elementen; der erste ist rein physiologischer Natur und entspricht einer gewissen Menge von Subsistenzmitteln, also den eigentlich natürlichen Bedürfnissen, Nahrung, Kleidung, Heizung, Wohnung usw., welche die Arbeitskraft überhaupt erst instand setzen, in den Dienst des Kapitals zu treten. Zu diesem Element tritt ein zweites, das Marx „historisch und moralisch“ nennt und „grossteils von der Kulturstufe eines Landes“ abhängt. Es besteht „in der Befriedigung gewisser Bedürfnisse, die aus den gesellschaftlichen Bedingungen erwachsen, in denen die Menschen leben und aufwachsen.“¹⁸⁶ Unter dieser Annahme werden die Bedürfnisse mit der Entwicklung des Kapitalismus zahlreicher und vielfältiger werden. „(. . .) die

¹⁸⁵ Brief an Germain vom 28. 7. 1795, in „Ecrits de Babeuf“, o.c., S. 261. Die Ablehnung des Aussenhandels bedeutet für Babeuf die Ablehnung des Imports exotischer Produkte wie Kaffee, Rohrzucker, Schokolade, Tee, Bananen usw., welche damals nur von den Reichen konsumiert werden konnten. Aus diesem Kolonialwarenhandel erwuchs zudem die Ausbeutung der Arbeitskräfte der exportierenden Länder, deren Eingeborene Sklaven in den Plantagen der Kolonialherren wurden. Für Babeuf geht es um alles Überflüssige, das man leicht beiseite lassen kann, wenn im übrigen alle nach landesüblicher Gewohnheit sich ernähren und dabei genug haben. Der hochentwickelte Kapitalismus hat den Import exotischer Produkte in die westlichen Länder mit der Ausbeutung tropischer Länder durch multinationale Firmen (bei gleichzeitiger Vernachlässigung der Produktion für den Eigengebrauch in diesen Ländern) zu einer Selbstverständlichkeit gemacht, sodass diese tropischen Produkte integraler Bestandteil des Konsums in diesen Gesellschaften geworden sind.

¹⁸⁶ „Das Kapital“, S. 185

Produktion von relativem Surpluswert (. . .) erheischt Produktion neuer Konsumtion; (. . .) Erstens quantitative Erweiterung der bestehenden Konsumtion; zweitens: Schaffung neuer Bedürfnisse dadurch, dass vorhandene in einem grössern Kreis propagiert werden; drittens: Produktion neuer Bedürfnisse und Entdeckung und Schöpfung neuer Gebrauchswerte.“¹⁸⁷ Natürlich: „Dies historische oder gesellschaftliche Element, das in den Wert der Arbeit eingeht, kann gestärkt oder geschwächt, ja ganz ausgelöscht werden, so dass nichts übrigbleibt als die *physische* Grenze.“¹⁸⁸ Daraus ergibt sich, dass die Bedürfnisse unter bestimmten Umständen auf das physiologische Niveau absinken, aber auch anwachsen können, sodass ein Teil der Arbeiterklasse sogar Zugang zu neuen Bedarfsgütern hat, die mit der Entwicklung der Produktivkräfte und der gehobenen Produktivität der Arbeit entstehen. Damit hängt alles vom Kräfteverhältnis zwischen Kapital und Arbeit ab, also von der Kapazität der Arbeiterklasse, in Lohnforderungskämpfen zu mehr und neuen Bedarfsgütern zu gelangen. Marx mahnt aber, dass sich die Arbeiterklasse nicht nur auf solche Kämpfe konzentrieren soll, denn sie haben immer etwas Zufälliges und Konjunkturelles an sich; sie solle sich dagegen auf ihre Flagge schreiben: Abschaffung der Lohnarbeit.¹⁸⁹ Denn mit der siegreichen proletarischen Revolution und der Einrichtung des Kommunismus sollte jedermann in den vollen Genuss der neuen Produkte gelangen, welche der entwickelte Kapitalismus geschaffen hat. Für Marx ist es gegeben, dass die auf dem Kapital beruhende Produktion auch die Entwicklungsbedingungen für die Produktion des möglichst bedürfnisreichen, weil eigenschafts- und beziehungsreichen [Menschen]“ ist.¹⁹⁰ Es sollte sogar möglich werden, dass infolge des Aufschwungs der Produktivkräfte im Kommunismus in einer ersten impulsiven Phase noch viel mehr Bedürfnisse geschaffen würden; ja diese könnten sich sozusagen unendlich vermehren. Was wird der Reichtum sein, wenn er einmal von seiner bürgerlichen Form befreit sein wird? „Es wird die Universalität der Bedürfnisse, Genussfähigkeiten, der Produktivkräfte usw. der Individuen sein, eine im universellen Tausch produzierte Universalität.“¹⁹¹

Marx kritisiert die vom Kapitalismus geschaffenen Bedürfnisse offensichtlich keineswegs. Diese sind für ihn – wie die ganze Maschinerie des Kapitalismus – „neutral“. Es spielt folglich keine Rolle, in welchem Zusammenhang diese Bedürfnisse stehen, ob in einem kapitalistischen oder kommunistischen. Der einzige Unterschied besteht darin, dass sie im Kapitalismus nur bedingt zugänglich sind, im Kommunismus aber jedermann ohne Einschränkung offen stehen werden: „Jedem nach seinem Bedürfnis“. Man stösst sich deshalb nicht daran, dass es im Kommunismus Fernseher, Autos, DVD, Handy und andere technische Wunderstücke aus der Küche des modernistischen Kapitalismus geben soll; wichtig wäre nur die Teilung dieses Reichtums. Welcher Natur der Gebrauchswert der Dinge sein soll, spielt keine Rolle, wenn sie nur nicht gekauft, mittels Geld

¹⁸⁷ „Grundrisse“, S. 312

¹⁸⁸ „Lohn, Preis, Profit“. Dietz, Berlin, MEW 16, S. 148

¹⁸⁹ *ibidem*, 14. „Der Kampf zwischen Kapital und Arbeit und seine Resultate“

¹⁹⁰ „Grundrisse“, S. 312

¹⁹¹ *ibidem*, S. 450

erstanden werden müssen. So sieht die vorherrschende Bedürfnisphilosophie der Marxisten aus, auch der radikalsten. Feind ist einzig das Geld, der Handel; man wechsele die gesellschaftlichen Verhältnisse und wir sind alle emanzipiert!

Nach Marx entstehen die höheren, oberhalb der physiologischen stehenden Bedürfnisse in Funktion der erreichten Zivilisationsstufe. Von welcher Zivilisation spricht Marx aber? Er übersieht, dass es sich dabei nur um die bürgerliche Zivilisation handeln kann, die nicht nur einer bestimmten ökonomischen Produktionsweise, sondern auch einer besonderen Lebensform mit ihren eigenen Bedürfnissen entspricht, welche ihren Sinn und ihre Berechtigung nur im Rahmen dieser Zivilisation haben. So ist es offensichtlich, dass im modernen Kapitalismus in den meisten Fällen das Bedürfnis nach einem Auto besteht, um zur Arbeit und zum Supermarkt zu gelangen, etwa, wenn man in den grossen Agglomerationen wohnt. Ebenso braucht man einen Kühlschrank, eine perfekte Küche, einen Fernseher, Unterhaltungselektronik usw., denn jedermann wohnt in seiner kleinen Büchse, in seinem Mikro-Haushalt, „jeder bei sich zuhause, jeder für sich“, wie schon Dézamy sagte. Diese Lebensweise hängt nämlich mit dem Individualismus zusammen, welchen die bürgerliche Zivilisation eingeführt hat. Diese Lebensform drängt sich dermassen auf, dass es schwierig ist, sich ihr zu entziehen, selbst wenn man das möchte. Das führt zum Paradox, dass einige nicht müde werden, die Industriegesellschaft niederzumachen und die Rückkehr zu einem quasi primitiven Leben zu predigen, diese Botschaft aber mittels Computer und angeschlossenen Internet verbreiten . . .

Marx hätte mit Sicherheit nicht alle Bedürfnisse gutgeheissen, die mit der gegenwärtigen Konsumgesellschaft aufgetaucht sind und mit ihrer Raffiniertheit bis zum Äussersten gehen. Dennoch ist er eindeutig zum Theoretiker des Traums vom Überfluss geworden, wenn er sich im „Kommunistischen Manifest“ dazu beglückwünscht, dass in der bürgerlichen Gesellschaft „an die Stelle der alten, durch Landeserzeugnisse befriedigten Bedürfnisse neue treten, welche die Produkte der entferntesten Länder und Klimate zu ihrer Befriedigung erheischen“¹⁹² (und damit den exakten Gegenstandspunkt von Babeuf einnimmt) oder, wenn er in seiner Kritik des Gothaer Programms die Perspektive einer kommunistischen Gesellschaft beschwört, in der „alle Quellen des kollektiven Reichtums im Überfluss sprudeln werden“. Dieser Traum vom Überfluss sollte in der Folge nahezu alle politischen Tendenzen der Linken und die ganze kommunistische Bewegung in Beschlag nehmen, ein Traum, der umso berechtigter erschien, als er im Kontrast zum Arbeiterelend stand. Das möchten wir näher betrachten.

Der Traum vom Überfluss

In einem Kapitel seines „Code de la communauté“, das den „Gesetzen der Verteilung und Wirtschaft“ gewidmet ist, nimmt Dézamy Abstand von der „absoluten Gleichheit“ mit ihrer Annahme, dass „alle Menschen dieselben

¹⁹² « Manifest der kommunistischen Partei », o.c., S. 466

Bedürfnisse“ hätten. Eine Ordnung gemäss absoluter Gleichheit sei überdies überhaupt nichts Neues; „sie wird seit Jahrhunderten in der Armee, im Spital und sogar in den Kollegien praktiziert“, wo „alle Personen mittelmässig sind“. Dieser Gleichheit setzt er die „proportionale Gleichheit“ entgegen, welche jeden Appetit zufrieden stellt. Daran, „dass Peter ein Ei isst, wo Paul ein Rind isst („Pierre mange un oeuf, Paul mange un bœuf“), wird niemand Anstoss nehmen, denn niemand ist daran interessiert.“¹⁹³ Eigentlich sagt Dézamy damit aber nichts Neues; er betont damit nur, dass „genug“ „überfliessende Genüge“ bedeuten muss, sodass also keine gegenseitige Kontrolle daraus entstehen kann, wie viel denn jeder einzelne konsumiert. Das hatte auch Buonarroti so verstanden, wenn er von „genug, ja übergenug“ von den notwendigen Dingen sprach. Was diese „Genüge“ betrifft, so haben die Babouvisten nie einen strikten Egalitarismus gepredigt. So sahen sie eine Verteilung nach Massgabe der Verausgabung während der Arbeit voraus, ebenso gemäss des Alters und Geschlechts. Wogegen sich Babeuf aber stellte, war, dass „ein höherer Grad von Intelligenz“ das Recht auf einen grösseren Anteil gäbe, wie wenn damit die „Fassungskraft des Magens“¹⁹⁴ ebenso erweitert wäre.

Dézamy trifft aber wirklich den Punkt, wo er nicht nur das Notwendige verspricht, sondern auch das Nützliche und Angenehme. „Die Gleichen werden dieses [das Nützliche und Angenehme] überall antreffen, in ihren Arbeitsprodukten, Kleidern, Wohnungen“, denn alles wird immer so gemacht sein, dass „sie [die Gleichen] sich immerfort mit allen Annehmlichkeiten des Lebens versorgt finden“, denn „der öffentliche Reichtum, der auf der Grundlage eines guten Gesellschaftssystems mit guter Wirtschaftsführung ausserordentlich anwachsen wird, wird gerecht unter allen verteilt werden.“¹⁹⁵ Es wird sich um einen Reichtum in allen Bereichen handeln, der ausserordentlich anwachsen wird; mit einem solchen Paradies gewinnt der Traum vom Überfluss einige Konsistenz. Das ist nicht mehr nur „proportionale Gleichheit“ im Notwendigen, was Dézamy da vorschlägt, sondern Überfluss oder gar Luxus, was er aber, um den Schein zu wahren, das Nützliche und Angenehme nennt. So wird es in diesen „Gesellschaftspalais“, in denen Gemeinschaften wohnen, neben dem Garten und jedem Quartier Galerien-Strassen geben, die im Winter mit Öfen geheizt und im Sommer mit Ventilatoren und grossen Öffnungen gut belüftet werden (. . .) ein pittoresker und abwechslungsreicher Ort mit guter Luft und Düften jeder Art von Heilpflanzen, Blumen und balsamischen Gewächsen, die symmetrisch alle Teile des Palais beschatten (. . .) Alle Wohnungen des Palais werden Gipsdecke haben und Parkettböden, welche mit Teppichen bedeckt sind. Das Schlafzimmer wird mit wunderschönen Gobelins tapeziert sein. Wie die öffentlichen Säle sind die privaten Wohnungen gut belüftet, geheizt und hell.“¹⁹⁶ Und alles ganz gefällig . . . Einziger Abstrich an diesem zukünftigen Eden wird sein, dass „nichts modisch und frivol sein wird.“

¹⁹³ „Code de la communauté“, o.c., S. 51. Dézamy fügt dem Sprichwort bei : „Man erlaube mir diese Übertreibung“.

¹⁹⁴ „Manifeste des plébéiens“, o.c., S. 276

¹⁹⁵ „code de la communauté“, o.c., Seiten 40-41

¹⁹⁶ *ibidem*, Seiten 40, 41, 52

Betrachten wir jetzt Engels' „Prinzipien des Kommunismus“ (1847), eine Schrift, die als Entwurf für das „Kommunistische Manifest“ von Marx gedient hat. Engels stimmt zu Anfang das Lob der Grossindustrie an, die mehr produziert, als man konsumieren kann, was es bis anhin noch nie gegeben hat. Leider führt sie in kapitalistischer Form zu Überflussskrisen, in denen die Arbeiter auf die Strasse gestellt werden, wo sie das Elend erwartet, während die Gesellschaft in einem Reichtum ertrinkt, der mangels solventer Käufer unverkäuflich ist. Engels fragt nun: Welches sind die ökonomischen und gesellschaftlichen Konsequenzen der Abschaffung des kapitalistischen Privateigentums? Es wird sich nur darum handeln, mittels eines „aufgestellten Planes“ die Produktion hinsichtlich der Bedürfnisse der ganzen Gemeinschaft zu regeln. „Die Krisen fallen weg; die ausgedehnte Produktion, welche für die jetzige Ordnung der Gesellschaft eine Überproduktion und eine so mächtige Ursache des Elends ist, wird dann nicht einmal hinreichen und noch viel weiter ausgedehnt werden müssen. Statt Elend herbeizuführen, wird die Überproduktion über die nächsten Bedürfnisse der Gesellschaft hinaus die Befriedigung der Bedürfnisse aller sicherstellen, neue Bedürfnisse und zugleich die Mittel, sie zu befriedigen, erzeugen.“ Damit wird ein dauerhafter Prozess von Produktion und Konsum einsetzen, denn die „grosse Industrie, befreit vom Druck des Privateigentums, wird sich in einem Masse entwickeln, gegen das ihre jetzige Ausbildung ebenso kleinlich erscheint wie die Manufaktur gegen die grosse Industrie unserer Tage.“¹⁹⁷ Mit Engels stützt sich der Traum vom Überfluss direkt auf die Grossindustrie und ist offenbar auf dem Weg zur Verwirklichung.

Im Vergleich dazu erweist sich die Bedürfnistheorie des Sozialisten A. Bebel, die er in seinem Buch „Frau und Sozialismus“ darstellt, als noch ziemlich naiv und nicht auf der Höhe der marxistischen Theorie. Er schreibt in seiner Vorstellung des Sozialismus: „Wenn man über die Produktionsmittel und die Arbeitskräfte verfügt, kann jedes Bedürfnis befriedigt werden. Das Konsumvermögen wird nur von der Sättigkeit der Konsumenten beschränkt.“ Ähnlich äussert sich auch noch der Bakuninist J. Guillaume. Er dachte, dass wenn die Produktion einen gewaltigen Aufschwung genommen hätte, ein solcher Überfluss einträte, „dass sie über alles hinausginge, was die Bevölkerung konsumieren könnte“ („Idées sur l'organisation sociale“). Mit Sättigung, Sättigkeit der Konsumenten verstanden die beiden genannten Autoren die volle und hinreichende Befriedigung der physiologischen Bedürfnisse, die zu ihrer Zeit bei weitem nicht gedeckt waren. Sie blieben dabei stehen, da sie nicht begriffen, dass mit dieser gewaltigen Entwicklung der Produktivkräfte die Produktion immer neue Produkte für neue Bedürfnisse hervorbringt und immer neue Begierden und Lüste weckt, wie das Marx in der kapitalistischen Produktion sehr wohl gesehen hat: Die Konsumenten sind nie befriedigt, dies umso mehr, als die Werbung jeden Moment konditionierend auf sie eindringt, um sie glauben zu machen, sie bedürften unbedingt der neuen Produkte.

Der Traum vom Überfluss eines Bebel und eines Guillaume war noch beschränkt und hielt sich an die Sättigkeit der Konsumenten. Doch genau diese physiologische Schranke beunruhigte den Sozialisten P. Lafargue, der darin ein

¹⁹⁷ F. Engels, „Die Grundsätze des Kommunismus“, 1847, in MEW 4, S. 375

Zeichen der Knappheit sah: „Die Arbeiterklasse sollte wie die Bourgeoisie ihren Geschmack an der Abstinenz verlieren und ihre Konsumfähigkeit unendlich entwickeln. Statt im Tag zwei Unzen zähen Fleisches zu essen, soll sie, wenn sie isst, fröhlich Beefsteaks von ein oder zwei Pfunden verspeisen; statt schlechten, sauren Wein, katholischer als der Papst, sollte sie grosse und tiefe Kelche mit unverfälschtem Bordeaux und Burgunder konsumieren.“ Doch Achtung auf den Cholesterinspiegel! Ein solcher Konsumhedonismus wäre doch etwas grobschlächtig. Heute ist man raffinierter und vorsichtiger. Auf dem Markt gibt es eine Vielzahl von Produkten, welche die Exzesse der Tafel und die Nahrungsdefizite bekämpfen, Produkte, die selber zur Konsumwelt gehören . . . Doch für Doktor Lafargue tut das nichts zur Sache: „Rabelais war ein Seher, der die kommunistische Gesellschaft voraussah, auf die wir zugehen und in der der Überfluss der Produkte erlauben wird, nach Herzenslust zu konsumieren.“¹⁹⁸ Offensichtlich fehlte es auch ihm an Phantasie. Seine Vision von Bedürfnissen reduziert sich auf eine Karikatur von rabelaischer Völlerei und übersieht völlig das Reich der Möglichkeiten, welche die Konsumgesellschaft eröffnen wird, sobald einmal die Grossindustrie, welche Engels so am Herzen liegt, auf Touren gekommen ist; sie eröffnet die Möglichkeit des spielerischen, libidinalen, ja sogar tabubrechenden Konsums, ganz abgesehen von der Unterhaltungsindustrie, vom Massen-Tourismus usw. usw.

Jetzt wollen wir auf der Seite der Anarchisten Umschau halten. Kropotkin konstatiert gleich zu Beginn: „Wir sind in den zivilisierten Ländern reich“, so reich, dass „die Menschheit sich eine Existenz in Reichtum und Luxus geben könnte“. Damit ist auch schon der Ton gegeben. Der Traum vom Überfluss kann ausgebaut werden. Auf jeden Fall sollte der Kommunismus eine solche „Leichtigkeit für alle“ beinhalten, dass man nur noch „anhäufen“ müsste, wie er sagt; allerdings mit der Einschränkung: anhäufen, wovon Überfluss besteht; was in beschränkter Menge vorliegt, sollte rationiert sein.“¹⁹⁹ Kropotkin ging also etwas weniger weit als Lafargue. Die grossen und tiefen Kelche mit Bordeaux und Burgunder jeden Tag für die Arbeiterklasse wären also rationiert und nicht ohne Grund. . . Doch zweifelte Kropotkin nicht daran, dass, was heute noch rar ist, morgen im Überfluss vorhanden sein wird, so dass man sich nur wird bedienen müssen. Er fügt aber bei: „Wenn die Gesellschaft nicht jedem Bürger einen Zobelpelzmantel, jeder Bürgerin ein Samtkleid anbieten kann, so wird sie also wahrscheinlich immer noch zwischen Überflüssigem und Notwendigen unterscheiden“, zumindest „auf Absehen hin“, denn diese Dinge könnten doch dereinst gemein werden.²⁰⁰ Die Maschinen, Wissenschaften und Techniken, deren heisser Anhänger Kropotkin war, könnten einen solchen Fortschritt machen, dass bis anhin seltene Produkte massenhaft und damit Teil des „Notwendigen“ würden. Kropotkin hätte also wahrscheinlich der Demokratisierung des Kult-Objektes Auto im 20. Jahrhundert zugestimmt; dieses

¹⁹⁸ „Recht auf Faulheit, Widerlegung des „Rechts auf Arbeit von 1848“, 1883; eigene Übersetzung. . . . und da sagten Marx und Engels noch, die Babouvisten seien grobe, unzivilisierte Materialisten (siehe „Die Heilige Familie“, 1845)!

¹⁹⁹ „Die Eroberung des Brotes“, 1892, o.c., S. 3 ; Übersetzung aus der französischen Ausgabe des Buches

²⁰⁰ ibidem, S. 15

war anfangs des Jahrhunderts noch einer sehr reichen Kundschaft vorbehalten; erst die Fordwerke begannen Autos wie Brötchen zu produzieren, sodass sie in Reichweite von fast jedermann gelangten, nicht zu vergessen die OS ²⁰¹ selbst, die bei Ford arbeiteten. Mit der Massenproduktion beginnt der Massenkonsum; zudem weitet sich der Kreis der Bedürfnisse aus, und was „notwendig“ heisst, wird ein sehr elastischer Begriff; das „Überflüssige“ flieht vor dem durch die Massenproduktion neuer Produkte auf dem Markt erschwinglich gewordenen „Notwendigen“ . . .

Wir möchten aus Kropotkin keinen groben Materialisten machen. Er selbst sagt ja, der Mensch lebe nicht von Brot allein. „Sobald der Mensch seine materiellen Bedürfnisse befriedigt hat, werden umso brennender Bedürfnisse hervorbrechen, denen man einen künstlerischen Charakter zusprechen kann.“ Da man Kropotkin gemäss nur fünf Stunden am Tag arbeiten wird (eine immer angenehme Arbeit, da die „abstossenden und ungesunden Erfordernisse“, dank der Maschinen, „den Dienern aus Eisen und Stahl“ übertragen sind), wird er Zeit haben, sich künstlerischen und wissenschaftlichen Freizeitbeschäftigungen zu widmen. Es werden sich folglich „Astronomen-Vereinigungen“, oder Musik-Ensembles bilden, die dann auf dem Piano ihren Traum spielen“. „Der Luxus wird seinen schreierischen und blöden Prunk der Bourgeoisie verlieren“, es wird „Tausende von Vereinigungen“ geben, in denen die vielfältigsten und raffiniertesten Luxusbedürfnisse befriedigt werden können“, die dann überall auftauchen werden.

Der Traum vom Überfluss umfasste also nicht nur den materiellen Luxus, der eines Tages jedermann ermöglichen sollte, teure Kleider zu tragen, sondern auch den obersten Luxus der kultivierten Freizeitgesellschaft, der bis dahin den Bourgeois vorbehalten war, ganz wie das Marx mit seinem „Reich der Freiheit“ entworfen hatte. Jedermann sollte die Möglichkeit geboten werden, auf dem Piano seinen Traum zu spielen. Diese von Kropotkin gezeichnete Welt erlaubte also, ein in jeder Hinsicht sehr bequemes Leben zu führen, wobei man sich aber doch letztlich fragt, ob es nicht ziemlich dem bürgerlichen Leben gliche, gegen das man so gern stichelte . . .

Wie der Kapitalismus den Traum vom Überfluss inspiriert

Innerhalb eines Jahrhunderts, von Babeuf (1796) bis Kropotkin (1892) über Dézamy, Marx, Engels, Bebel und Lafargue hat sich das kommunistische System der Bedürfnisse Schritt für Schritt von einer „asketisch“ eingestuften Auffassung zu einer Auffassung von Überfluss hin bewegt, wo Reichtum, Überfluss, ja Luxus herrschten, wo man immer weniger arbeitete, wobei zuallererst der intellektuelle und moralische Komfort gesichert sein sollte, in Sorge, „dass von allen Geistern und Herzen jeder Keim von Beunruhigung und Kummer beseitigt“ würde. ²⁰²

²⁰¹ ouvriers spécialisés; Fließbandarbeiter, angelernte Arbeiter

²⁰² Th. Dézamy, „Code de la communauté“, o.c., S. 267. Dieses utopische Delirium wurde dennoch nicht von jedermann mitgemacht. So schrieb August Becker von der Liga der deutschen Kommunisten zur selben Zeit: „Sicher

Stellt sich die Frage, wie dieser Glaube entstehen konnte, der die Emanzipation mit einem solchen Glück verwechselte?

Kropotkin gibt uns auf seine Weise einen Fingerzeig: „Wir sind in den zivilisierten Ländern reich. Warum dann aber dieses Elend um uns? Warum diese mühselige Arbeit, welche die Massen verroht? Warum diese Ungewissheit über den nächsten Tag selbst beim gut entschädigten Arbeiter inmitten der aus der Vergangenheit ererbten Reichtümer und trotz der mächtigen Produktionsmittel, welche jedermann ein leichtes Leben für einige Stunden Arbeit am Tag verschaffen könnten?“²⁰³ Das war nun in der Tat der in die Augen springende Kontrast, der mit dem Aufkommen und der Entfaltung des Kapitalismus entstanden war. Dieser überschwemmt die Gesellschaft mit so vielen und verschiedenen Waren, dass sie nicht abgesetzt werden können, was – in der Vergangenheit unvorstellbar – ökonomische Krisen der Überproduktion erzeugt. Die Massen jedoch vegetierten damals in einem Elend, das noch grösser war, als vor dem Kapitalismus, so sehr erdrückte sie die überlange und auszehrende Arbeit. Die Unsicherheit und die prekäre Lage war vollständig, bedingt durch die sich wiederholenden Krisen, welche die Arbeiter regelmässig ihres Auskommens beraubten. „Die Vermehrung der Bedürfnisse und ihrer Mittel [erzeugt] die Bedürfnislosigkeit und die Mittellosigkeit (. . .)“, entrüstet sich Marx 1844.²⁰⁴ Genau das war der unerträgliche Skandal. Der unerhörte (mit dem heutigen natürlich unvergleichliche) Reichtum, welchen der Kapitalismus erzeugte, machte das Elend der Arbeiter unannehmbar, eröffnete aber auch die Perspektive einer Welt, wo nicht nur das Elend beseitigt wäre, sondern wo der Honig in Strömen flosse, wo sogar die verrücktesten Träume erfüllbar und immer mehr Bedürfnisse befriedigbar würden. Das Schlaraffenland also letztlich, das alle grossen Pforten öffnete, wenn man sie nur aufzubrechen verstände. Der Kapitalismus und sein Reichtum hatte in die Köpfe diesen Traum vom Überfluss eingetrichtert.

Die Babouvisten waren noch nicht mit dieser Situation konfrontiert. Zu ihrer Zeit lag der Kapitalismus noch in den Windeln. Sicher gab es Reiche, doch hatte es diese schon immer gegeben. Die übergrosse Mehrheit lebte ärmlich von ihrer landwirtschaftlichen und Handwerksarbeit, und ihre Bedürfnisse lagen im Rahmen ihrer Bedingungen. Die Ideen von überschäumendem Überfluss fanden deshalb kein grosses Echo. Die kommunistischen Ideen der Babouvisten entsprachen ihrer Zeit, die noch nicht vom Kapitalismus verdorben und vergiftet war. Da bestand nicht die Frage, „ein Leben in Reichtum und Luxus zu führen“ (Kropotkin). Zweifellos, weil sie „grobe, unzivilisierte Materialisten“ waren, wie Marx und Engels sagten, verabscheuten sie den Luxus, den Glamour, alles was sich distinguieren und mit seinem Reichtum protzen wollte. Sie predigten den „allgemeinen materiellen Ausgleich“, die „wirkliche Gleichheit“, wie sie sagten. Das ergab einen Kommunismus der Armen. Und wenn schon! Jedermann wäre

wird es auch im kommunistischen Staat Schmerz und Unglück, Ärger und Sorge geben; auf sie wird der Mensch seinen Mut richten, aber frei vom Schmutz des Geldes, frei vom Elend und von Nahrungssorgen wird er seine Fähigkeiten ganz anders entwickeln als heute.“ „Was wollen die Kommunisten?“, 1844; Rückübersetzung.

²⁰³ „Die Eroberung des Brotes“, o.c., S. 3

²⁰⁴ „Ökonomisch-philosophische Manuskripte“ in MEW Band 40, Dietz, Berlin, 1990

sicher gewesen, ein „mittleres und einfaches Auskommen“ zu haben und man wäre dabei nicht schlecht gefahren. Was hätte man mit einem Kommunismus der Reichen und Gestopften mit ihren Luxusbedürfnissen anfangen sollen! Man dachte nicht einmal daran. Buonarroti aber hatte, 30 Jahre nach der Verschwörung der Gleichen, 1828, die geschichtliche Wende erlebt. Nun war die „englische Ökonomie“ am Zuge und verbreitete sich, und mit ihr die bourgeoise Zivilisation, welche die „unersättliche und unruhige Gier der Bürger“ verbreitete. Auf diese liess sich die marxistische Theorie ein.

Diese verurteilte den babouvistischen Kommunismus summarisch als grob, unzivilisiert und asketisch und erklärte, der Kommunismus sei ohne den Beitrag des Kapitalismus nicht möglich, oder es würde aus dem Kommunismus nur eine allgemeine elende Bedürftigkeit, welche sich erneut in den Kampf um das Notwendigste einlassen müsste. Das hiesse das alte Elend zurückkehren lassen.²⁰⁵ Es sei daher besser, das Elend dauere fort, ja verschlimmere sich gar, wenn nur an einem Pol der Gesellschaft dank des Kapitalismus der Reichtum der Bourgeoisie wachse und sich anhäufe, so dass man ihn sich eines Tages teilen könne, wodurch der Reichtum dann allgemein werde. Hinter grossen revolutionären Gesten versteckt sich hier der Bourgeois-Kommunismus mit Komfort auf allen Ebenen, Maschinen, Einrichtungen, Freizeit und Musse, vielfältigen Bedürfnissen und setzt sich sukzessiv an die Stelle des alten Kommunismus. In der Theorie, wohlverstanden. Über diese hinaus: Mit Reichen teilt man bekanntlich kein Goldenes Kalb, teilen können nur die Armen, nicht diejenigen, welche immer den Eindruck haben, sie hätten nicht genug und es gäbe noch reichere als sie. Buonarroti hatte Recht: Mit dieser Gier und Habsucht der Bürger, welche auf dem Schnäppchen-Markt, dem berühmten „Klassen-Kampf“, Urstände feiert, ist kein Kommunismus möglich. Und es hat sich geschichtlich ja auch erwiesen, dass mit dem Kapitalismus, der die Bedingungen für das Eintreten des Kommunismus hätte stellen sollen, der Kommunismus nie durchgedrungen ist. Heute ist er in den Köpfen und Herzen so abwesend wie noch nie, mögen auch gewisse Ramsch-Revolutionäre immer noch deklamieren: „Teilen wir die Reichtümer!“ – oder besser: den Ramsch, welchen der Kapitalismus in seiner Über-Entwicklung eh und je produziert!

Es finden sich indessen in einem historischen Phänomen immer ein oder zwei Ausnahmen, welche die Regel bestätigen. Im 20. Jahrhundert macht der Sozialismus sich in den modernsten Ländern die industriellen und progressiven Optionen zu eigen. „In Spanien dagegen fahren die Massen fort, sich gegen den Fortschritt und die Europäisierung in all ihren Formen zur Wehr zu setzen“, schrieb F. Borkenau 1937 mitten im Bürgerkrieg.²⁰⁶ Und dort, in diesem zurückgebliebenen Land Europas (das unterdessen nachgeholt hat!), fand eine der aufsehenerregendsten revolutionären Bewegungen im 20. Jahrhundert, vielleicht aller Zeiten, statt, eine Bewegung, die nicht aufgetreten wäre, „wenn das Proletariat den Prozess der Verbürgerlichung durchgemacht hätte“, wie das

²⁰⁵ K. Marx, „Die Deutsche Ideologie“, 1845, Dietz, Berlin, 1969, S. 34-35

²⁰⁶ „Spanish Cockpit“, S. 16; Übersetzung aus der französischen Ausgabe des Buches (deutsch: „Kampfplatz Spanien. Politische und soziale Konflikte im Spanischen Bürgerkrieg. Ein Augenzeugenbericht“, 1986)

Industrieproletariat anderer Länder auf der Erde. „Die spanische Welt ist aber nicht bürgerlich und das spanische Proletariat konnte nicht verbürgerlichen.“²⁰⁷ Das stimmt genau. Das Spanien jener Epoche war von der bürgerlichen Zivilisation und mit ihm seine Arbeiterbewegung auf der Seite gelassen worden, dessen Haupttendenz anarchistisch war. Und dieser Anarchismus besass ganz andere Werte als der gängige Sozialismus mit seinem Bourgeois-Traum vom Überfluss.²⁰⁸ Doch wetten wir, wäre Spanien ebenso kapitalistisch wie die andern europäischen Länder gewesen, so wäre der Anarchismus dort ebenso bürgerlich wie die europäische Arbeiterbewegung gewesen, ja er hätte nicht einmal existiert.

Wie auch immer, wir stellen fest, dass von Mitte des 19. Jahrhunderts an der Kapitalismus begann, dem kommunistischen Projekt den Traum vom Überfluss einzuflüstern; in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sollte der Kapitalismus diesen Traum zu verwirklichen beginnen – und das kommunistische Projekt sollte damit nie entworfen und überhaupt null und nichtig werden.

²⁰⁷ ibidem, S. 42. Übersetzung aus dem Französischen

²⁰⁸ G. Brenan, ein anderer scharfsinniger Beobachter von Spanien dieser Zeit, bemerkte, dass „der Hass der Anarchisten gegen die oberen Klassen (. . .) weniger ökonomisch als moralisch ist. Sie wünschen nicht, sich der Dinge derer zu bemächtigen, die sie nicht haben, sondern wollen nur ihren Luxus abschaffen, der in ihren Augen ein Laster ist.“ (Le labyrinthe espagnol“, 1962, S. 132). Dieser Anarchismus war weit von demjenigen eines Kropotkin entfernt und stand dem babouvistischen Kommunismus mit seiner Ablehnung des Luxus viel näher.

Der Kapitalismus erfüllt den Traum vom Überfluss

Der Zustand der Bedürftigkeit

Was ist der Lohn zu Zeiten des beginnenden Kapitalismus? Der Lohn als Wert der Arbeitskraft, welche sich zu ihrem Wert verkaufen kann, entspricht den physiologischen Bedürfnissen eines Mitglieds der Arbeiterklasse, also einer bestimmten Menge von Subsistenzmitteln zur Befriedigung des Nahrungsbedürfnisses, des Bedürfnisses nach Wohnung, Kleidung, dazu zum Unterhalt der Kinder, damit sich die Arbeiterklasse fortpflanzen kann, also Erziehungsmittel, Bildungsmittel. Die Wirklichkeit der Lohnarbeit sieht aber damals ganz anders aus. Das Kapital setzt auf die Konkurrenz der Arbeiter untereinander und drückt den Preis der Arbeitskraft unter ihren Wert. Damit wird der Lohn für eine ganze Familie ungenügend und die Kinder werden ins Inferno der Fabrik geschickt, wodurch die Arbeitskraft vorzeitig erschöpft wird. Doch, was solls, eine Folge schwacher Generationen mit kurzem Leben deckt den Bedarf an Arbeitskräften ebenso wie eine Folge von starken mit langer Lebensdauer.²⁰⁹

Unter diesen Umständen fällt die Arbeiterklasse unter das Niveau des physiologisch Notwendigen und ins Elend. Elend ist mit Armut nicht zu verwechseln, die der zum Wert verkauften Arbeitskraft entspricht. Armut ist immer insofern relativ, als sie nur erlaubt, zu einer Menge von Subsistenzmitteln zu gelangen, die der Höhe der materiellen kapitalistischen Zivilisation im betreffenden Land entspricht. Ein armer Arbeiter in den USA ist ein reicher in Indien. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts hiess ‚leben‘ für viele Proletarier: ‚nicht sterben‘. Doch schauen wir, was die Bedingungen der Arbeiter zu jener Zeit etwa in Paris waren.²¹⁰

Damals machten die Ausgaben für Brot mehr als 50% des Arbeiterlohnes aus. Brot ist das Grundnahrungsmittel; fehlt es, kommt es vor den Bäckereien zu Aufläufen. „Am Vorabend von 1848“, berichtet Laroulandie, „bekamen fast 400000 Pariser Brot-Bons oder andere Nahrungsmittel-Unterstützung, um die Teuerung zu überstehen.“ „Sein Brot verdienen“ gewinnt hier seinen vollen Sinn. Was den Fleischkonsum betrifft, so handelt es sich häufig um Rind „à la sauce de barrière“, also um das, was an den Fleischerhaken hängen geblieben ist, oder um das, was in Bourgeois-Küchen weggeschnitten wurde. Mittags isst man stehend in

²⁰⁹ Siehe K. Marx, „Lohn, Preis, Profit“, o.c., S. 68

²¹⁰ Wir stützen uns dabei auf das Buch von F. Laroulandie, „Les ouvriers de Paris au 19ème siècle“, 1998

der Werkstatt oder auf der Baustelle, denn nur wenige Arbeiter konnten sich eine Mahlzeit in einer Garküche leisten. Sogar der Konsum von Wein ist gering: 108 Liter pro Jahr und Pariser, im Jahre 1825. 1845: nur noch 99 Liter. Der Arbeiter kleidet sich beim Gebrauchtwarenhändler ein. Seine Frau ist Hüterin eines Haushalts der Abfallverwertung; sie flickt unermüdlich die Kleider der Familie und stellt mit der Nadel, was ausser Gebrauch kam, wieder her: Mit den Kleidern des Vaters kleidet sie die Söhne und passt den Töchtern alte Kostüme an.“ Wohnung: Zuerst die möblierten Wohnungen: Darin wohnen vor allem Arbeiter aus der Provinz, etwa die Maurer von der Creuse. Man schläft darin zu 15 bis 20 in einem Zimmer. Ein Fünftel aller Pariser Arbeiter wohnt so, 30000 um 1830, 220000 um 1880. Dann die Arbeiterhäuser: Sie sind kaum mehr wert als die möblierten Wohnungen. Sie sind grau, schmutzig, abgeschossen und wirken traurig. Die Arbeiterwohnung besteht nur aus einem einzigen Zimmer, das verschiedene Funktionen erfüllt. Es gibt kein fließendes Wasser, man holt es im Hof oder von weiter weg; eine Toilette pro Etage, Körperhygiene ist minimal, jedes Monatsende ist Zahlungstermin, sonst werden einem die Möbel hinterrücks abtransportiert. Viele Quartiere liegen am Stadtrand und um 4 oder 5 Uhr bewegen sich Massen Richtung Innenstadt zu den Werkstätten. Was soll man erst von der Freizeit sagen, wenn 6 Tage lang 12 Stunden gearbeitet wird? Sie kann nur rudimentär sein. Am Abend erholt man sich etwas in der Pinte beim Wein, Ort der Arbeitergesellschaftlichkeit, und am Sonntag gibt es in der schönen Jahreszeit einige Attraktionen und Vergnügungen: Vorstadtkneipe, Tanz, Tierkämpfe usw.

Ausser für eine kleine Minderheit von hoch qualifizierten (Kunst-) Handwerkern ist dies das Bedürfnissystem, welches der Kapitalismus den 342000 Arbeitern in Paris (1847) in Paris bietet; dabei ist deren Lage im Vergleich mit andern Regionen im Land nicht einmal die schlimmste.

Wir sind vom tiefsten Stand aus gestartet, wo der Kapitalismus sich für die Arbeiterklasse in jeder Hinsicht als Gesellschaft des Unter-Konsums erweist, wo ihre elementarsten Bedürfnisse selbst in Konjunkturzeiten weit davon entfernt sind, befriedigt zu werden. Es erstaunt deshalb nicht, wenn die Sterblichkeit damals äusserst hoch war: 16.5 auf 1000 bei den Arbeitern, 11 auf 1000 in der Bourgeoisie von Paris, und die Zahl der ausgesetzten Kinder hoch ist: 3000 bis 4000 pro Jahr. Rachitis und physische Deformation grassieren. Die Kinder der Arbeiterviertel von Paris sind bleich, mager und kränklich (nicht zu vergleichen mit den heutigen Jungen aus der Banlieue: gesund, mit Schirmmützen, Chevignon-Jacken und teuren Nike-Sportschuhen); die Tuberkulose geht um in diesen Quartieren.

Von der absoluten zur relativen Armut

Wir haben schon gesehen, dass zu den Mitteln physiologisch notwendiger Bedürfnisdeckung, um die Arbeitskraft funktionieren zu lassen, weitere Erfordernisse treten, welche dem erhöhten Stand der materiellen Zivilisation des Kapitals mit gewachsenen Ansprüchen entsprechen. Marx nennt das das „historische und moralische“ Element des Lohnes. Das impliziert einen

Kapitalismus, der seine Startphase hinter sich hat und imstand ist, den Kreis der Bedürfnisse zu erweitern, indem neue Möglichkeiten eröffnet werden. So gibt es neue Kommunikationsmittel: Telegraph, Telephon, Radio, Computer, Handy; immer bessere Beleuchtungsmittel: Öllampe, Gaslampe, elektrisches Licht Ende des 19. Jahrhunderts; visuelle Mittel wie Kino, Fernsehen usw., Hörmittel: Tonband; Mittel der Ortsveränderung wie Eisenbahn, Automobil, Flugzeug, Dampfschiff, Fahrrad. Sie sind zuerst nur den höheren Klassen zugänglich; wie sollten die Mittelklasse und obere Arbeiterklasse auch sofort in ihren Genuss kommen? Das war nur durch die Vermehrung der Arbeitsproduktivität möglich. Marx demonstriert das in „Das Kapital“:

„Ist der ursprüngliche Wert der Arbeitskraft 3 sh. Und beträgt die notwendige Arbeitszeit 6 Stunden, so würde eine Verdoppelung in der Produktivkraft der Arbeit bei gleichbleibender Teilung des Arbeitstages, Preis der Arbeitskraft und Mehrwert unverändert lassen. Nur stellte sich jeder derselben in doppelt so vielen, aber verhältnismässig verwohlfeilteren Gebrauchswerten dar. Obgleich der Preis der Arbeitskraft unverändert, wäre er über ihren Wert gestiegen. Fiele der Preis der Arbeitskraft, aber nicht bis zu der durch ihren neuen Wert gegebenen Minimalgrenze von 1.5 sh., sondern auf 2 sh. 10 d., 2 sh.6d. usw., so repräsentierte dieser fallende Preis immer noch eine wachsende Masse von Lebensmitteln. Der Preis der Arbeitskraft könnte *so bei steigender Produktivkraft der Arbeit beständig fallen mit gleichzeitigem, fortwährendem Wachstum der Lebensmittelmasse des Arbeiters*. Relativ aber, d. h. verglichen mit dem Mehrwert, sänke der Wert der Arbeitskraft beständig und erweiterte sich also die Kluft zwischen den Lebenslagen von Arbeiter und Kapitalist.“²¹¹ R. Rosdolsky zitiert diese Stelle und fügt bei: „Wir haben hier die theoretische Formel vor uns, welche grossenteils das Wachsen der Reallöhne in der zweiten Hälfte des 19. und im 20. Jahrhundert in den kapitalistischen Ländern erklärt.“²¹² Der Kapitalismus findet also das Mittel, um die Ausbeutungsrate (oder die Mehrwert-Rate) steigen zu lassen und dabei das Lebenshaltungsniveau der Arbeiter zu erhöhen. Selbst wenn der Nominal-Lohn unverändert bleibt, so kann der Arbeiter damit doch mehr Konsumgüter kaufen, da diese infolge der gesteigerten Produktivität im Preis relativ sinken und damit erschwinglicher werden. Sicher, es gab keine parallele Entwicklung zwischen der Steigerung der Produktivität und der Erhöhung der Löhne. Indem das Kapital die Mehrwert-Rate maximal erhöht, so tendiert es doch dazu, den Zuwachs an Produktivität ausschliesslich für sich zu reservieren, und so die Reallöhne stagnieren zu lassen. Die Arbeiterlöhne waren Ende des 19., zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch tief, ausgenommen eine Schicht von bessergestellten Arbeitern, welche man Arbeiteraristokratie nannte. Letztlich aber wurde der Gewinn an Produktivität geteilt; wozu der Klassenkampf das seine beitrug. Von da an gewann die Sphäre der Bedürfnisse der Arbeiterklasse immer mehr an Umfang. Doch verfolgen wir die Entwicklung des Lebensstandards der Pariser Arbeiter von 1848 an.

²¹¹ „Das Kapital“, o.c., S. 546; kursiv von uns

²¹² R. Rosdolsky, „Die Entstehung des „Kapital“ von Karl Marx“, Band I, S. 369; Übersetzung aus der französischen Ausgabe des Buches

Das Zwischenstadium

Unter dem Zweiten Empire gab es wenig Besserung der Lebensbedingungen der Arbeiterklasse. Erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts tritt eine bemerkenswerte Besserung ein. Der Konsum von Brot nimmt nun einen geringeren Stellenwert ein und der Fleischkonsum steigt. Doch während 1900 die qualifizierten Arbeiter von Puteaux 31 Kilo Fleisch pro Kopf und Jahr essen, so sind es für die Tagelöhner von Aubervilliers nur 9 Kilos. Im Durchschnitt bleibt die Ernährung mager. Wie Laroulandie schreibt, „der Sonntag bricht den grauen Nahrungsalltag der Woche. Jeder Haushalt gönnt sich nun, anders als anderntags, ein Extra zum Essen: die Ärmsten einen Teller mit Fleisch, das Gros isst Pot-au-feu, dessen Bouillon Montags nochmals auf den Tisch kommt; eine Minderheit geht auswärts essen.“ Doch bei jeder sich ankündigenden Krise kommt wieder mehr Brot auf den Speisezettel. So im Frühling 1883, wo Streikende bei einer Demonstration Bäckereien angreifen. Es ist auch wahr, dass der Konsum von Wein Mängel an fester Nahrung kompensiert. Der Wein nährt, sagen die Arbeiter. 1845 sind es 99 Liter pro Kopf, 1880 200 Liter. Alkohol ist ein Stimulus für die Schlechternährten. Der Appetit nach Wein steigt mit der physischen Strenge der Arbeit und der Hitze (etwa in Giessereien, Schmieden). Die grössten Trinker sind die Bauarbeiter, die Schmiede und Giesser mit 3 – 4 Litern am Tag, um 1900.“ „Wenn 1800 die Arbeiter 10% des Lohnes für Kleider verausgabten, so steigt dieser Anteil 1900 auf 20%. Diese leichte Besserung hat zur Folge, dass am Sonntag und an Feiertagen die Jacke zu Gunsten des guten Anzugs verschwindet.“ 1865 schreibt ein Beobachter, es gebe keinen Arbeiter mehr, der nicht bürgerliche Kleidung trage. Dazu ist zu sagen, dass im Zweiten Empire die Prêt-à-porters aufkommen; eine Auswirkung der gesteigerten Arbeitsproduktivität. Auf jeden Fall zieht man Sonntags andere Kleidung an. Bezüglich der Wohnsituation ändert sich nicht sehr viel. 1912 haben 43% der Pariser weniger als ein Zimmer pro Person. Immer noch logieren die Menschen dicht aufeinander und es gibt noch viele Wohnungen, die nicht viel mehr als elende Löcher sind. 1880 hat ein Drittel der Häuser kein fliessend Wasser. Wasser auf der Etage zu haben ist eine Revolution. Der Wohnungsbau für Arbeiter (Stil HLM, wie man sagen wird) ist noch kein Thema, da für die Eigentümer wenig lukrativ. Doch das öffentliche Verkehrsnetz entwickelt sich. Die Vorortzüge erlauben es, Sonntags vor die Stadt zu fahren. Anfangs noch den Kleinbürgern vorbehalten, sind die Zugsfahrten am Sonntag nicht mehr das Privileg einer Klasse der Belle Epoque. Die Arbeiterklasse wird langsam Nutzniesserin von öffentlichen Institutionen, die mit dem höheren Stand der materiellen Zivilisation entstanden sind. Das Fahrrad gewinnt viele Anhänger unter den Arbeitern und wird für den Arbeitsweg benutzt. Immerhin bleibt es für viele schwer erschwinglich: Vor 1914 muss ein Monatslohn für ein Fahrrad auf den Tisch gelegt werden.

Man kann sagen, dass in dieser Periode, welche 1914 endet, die Arbeiterklasse im allgemeinen aus dem Elend von 1850 und sogar noch 1870 herausgekommen ist. Von jetzt an fühlt sie sich materiell etwas besser gestellt. Doch bleibt sein

Lebensniveau immer noch tief. Sie bleibt jene Klasse am Rand des Elends und der Armut, welche ein Nichts: Arbeitslosigkeit, Krankheit, in Bedürftigkeit bringen kann. Sicher hat sie Anteil an den öffentlichen Erleichterungen: Transport, Beleuchtung und Beginn der Elektrifizierung, ja sogar infolge gesteigerter Arbeitsproduktivität und kürzerer Arbeitsdauer an etwas Freizeit; doch besteht keine substantielle Ausdehnung der Bedürfnisdeckung über das strikt Notwendige zum guten Funktionieren als Arbeitskraft hinaus. Das beweist der geringe Anstieg des Reallohnes zwischen 1890 und 1913: von 92 auf 99 in Frankreich und von 92 auf 97 in England.

Die Geburt und Entwicklung der Konsumgesellschaft

Mit dem Beginn der Massenproduktion macht das kapitalistische Bedürfnissystem einen Sprung nach vorn, der sich als entscheidend erweist. Etwas vor 1900 wird in den USA das Taylor-System und ab 1912 der Fordismus in der Automobilindustrie eingeführt, d. h. das Fließband. Mit diesem soll die Arbeitsproduktivität wachsen, folglich auch die Mehrwert-Rate des Kapitals. Es handelt sich um eine Rationalisierung der Arbeit, um ihre wissenschaftliche Organisation; Büros und Laboratorien werden eingesetzt, um den Arbeitsprozess zu bestimmen; das geht vom Bewegungsablauf und den zu vollführenden Gesten über die Wahl der Werkzeuge bis zur zeitlichen Vorgabe zur Vollführung des ganzen Produktionsschrittes. Diese Methode enteignet die Arbeiter ihres praktischen Wissens, verdoppelt oder verdreifacht aber die Produktivität. Die Arbeiter sind nun dazu verdammt, immer dieselben stereotypen Gesten auszuführen. Taylor und seine Schüler überzeugen die Arbeiter aber davon, dass mit dieser Methode die Kaufkraft ihres Lohnes erhöht wird, da der Preis der Waren sinkt. Wachsende Konsumkraft heisst das Versprechen. Taylors List trifft sich genau mit der marxischen Analyse: Eine Verdoppelung der Arbeitsproduktivität erlaubt bei gleichem Lohn „zweimal so viele Gebrauchswerte, welche in denselben Proportionen weniger teuer werden“. In der Tat erlebt der Reallohn zwischen 1890 und 1913 einen Zuwachs wie nirgendwo sonst; der Index steigt von 92 auf 112 (nach Bairoch). Dank erhöhter Produktivität kann sich Ford 1914 den Luxus leisten, den Lohn der Arbeiter zu erhöhen, von 2.4 auf 5 Dollar im Tag. 1908 werfen die Automobilwerke das Modell T auf den Markt, das in 15 Millionen Stück produziert wird. „Die Verringerung des Preises dieses Modells“, schreibt Bairoch, „gibt uns eine Idee der erreichten Steigerung der Produktivität. 1900 kostete das Auto 850 Dollar. 1926 kostet das Modell T trotz vervierfacher Löhne und gesteigener Materialkosten nur noch 310 Dollar.“ Als Resultat davon führen 1.8 der 2.5 Millionen Autos auf der Welt im Jahre 1914 in Amerika. 1938 gab es 43 Millionen Autos auf der Welt; in den USA zählte man aber schon 41 Autos auf 100 Einwohner. Darauf kamen die Haushaltmaschinen: 1939 besaßen 25% der amerikanischen Haushalte eine Waschmaschine. 1940 werden 11.9 Millionen Radios verkauft, 2.7 Millionen Kühlschränke, 1.3 Millionen Staubsauger usw. Der

„american dream“ wird Wirklichkeit, die Konsumgesellschaft nimmt ihren unwiderstehlichen Aufstieg.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wies der amerikanische Kapitalismus den Weg; in der zweiten Hälfte verbreitet sich die Konsumgesellschaft über den ganzen Westen. Das Prinzip des Kapitalismus bleibt sich in der Konsumgesellschaft gleich: mehr Profit. Doch 1945 drängt sich, nachdem der Wiederaufbau einmal beendet ist, eine weitere Erhöhung der Mehrwertrate auf, um eine hohe Profitrate aufrechterhalten zu können. Dazu muss der Kapitalismus die Arbeitsproduktivität noch einmal erhöhen, indem er 1. die Taylorisierung auf alle Produktionsbereiche ausdehnt, 2., indem er den Produktionsapparat modernisiert.

Was man Konsumgesellschaft nennt, ist eine einfache Konsequenz dieser Suche nach Profit und keine Manifestation einer tieferen mysteriösen Veränderung des Kapitalismus, welche sich den Konsum um des Konsums willen zum Ziel setzte (wenn auch viele parasitäre Sektoren in der Gesellschaft in krasser Weise vom fetten Braten des Konsums profitieren; sie alimentieren Teile der neuen Mittelklasse). Doch hierzu einige Zahlen:

Nach R. Rochefort²¹³ hat sich der Lebensstandard der französischen Familien von 1950 bis 1968 verdoppelt, bis 1980 verdreifacht und bis 2000 vervierfacht. Fabelhaft! Dazu ist zu sagen, dass der Reallohn eines höheren Kaders (und damit der Konsum) dreimal höher ist als derjenige eines Arbeiters. Mit dem Anwachsen der Kaderleute und Freiberuflern im letzten Viertel des 20. Jahrhunderts von 1.5 auf 2.6 Millionen und der Zwischenberufe: Lehrer, Krankenschwestern usw., von 3.4 auf 4.5 Millionen heisst das, dass die vom Kapitalismus ausgesonderte berühmte „Neue Mittelklasse“ hauptsächliche Nutzniesserin der Konsumgesellschaft ist. Es ist die Kleinbourgeoisie neuen Typs, welche zur emblematischen Figur der Konsumgesellschaft geworden ist; auf sie zielt ja auch die Werbung. Die „Volksschichten“ (Arbeiter und Angestellten), wie man in Frankreich sagt, sind zwar auch von der Partie, allerdings in geringerer Masse und leicht verspätet. 1959 besitzen die höheren Kader ein Auto, die Arbeiter aber erst 15 Jahre später (nach Rochefort). Für den Kühlschrank ist der entsprechende Verspätungsindex 8 Jahre, für den Fernseher aber nur 3. 1973 waren 34.2% des oberen Kaders Wohneigentümer, aber auch schon 22.3% der Arbeiter. 1973 besitzen 62.3% der Haushalte ein Auto, 67.7% eine Waschmaschine, 79.1% einen Kühlschrank, 86.6% einen Fernseher. 50% besitzen neue Geräte wie Tiefkühler, Geschirrspüler. Im Jahr 2000 haben 80% ein Video-Gerät.

Aus gebührender Distanz betrachtet wird klar, dass die Volksschichten auf demselben Weg Richtung erweiterter Konsums sind und schliesslich vollen Zugang zu den geläufigen Geräten finden. In der Zwischenzeit hat sich auch die Struktur des Konsums verändert. 1950 geben die Haushalte noch 46.4% ihres Budgets für Nahrung aus, 1968 nur noch 31.1%; nur noch 1 Tag von drei Tagen wird für die Nahrung gearbeitet. Dagegen vervielfacht sich der Anteil des Budgets,

²¹³ Direktor des Centre de recherches pour l'étude et l'observation des conditions de vie (CREDOC). Wir entnehmen einige der folgenden Angaben seinem Buch « La société des consommateurs ».

welcher für Gesundheit, Wohnung und Fahrzeuge ausgegeben wird, um das Doppelte, Vierfache bzw. Dreifache.

Neben den materiellen Mitteln wachsen auch die immateriellen. Im besagten Zeitraum wird für Freizeit drei Mal mehr ausgegeben. Wir treten offenbar in die magische Welt des Spektakels und Vergnügens aller Arten. 1960 öffnet der Club Méditerranée sein Geschäft, der garantierte Ortsveränderung in seinen Ferienclubs offeriert, in denen eine Art pseudo-gemeinschaftlicher Utopie herrscht (man tut dergleichen, das Geld sei verschwunden, und zahlt mit Muscheln), das Ganze mit viel individueller Freiheit gewürzt, sprich Sex; der Club hat zum Slogan: Man denkt nur an das eine. 2001 wird die Formel für die 18 bis 33 Jährigen verändert: alles ist um eine immense Tanzdiele gelagert, wo man von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Morgens tanzen kann. Der neue Slogan heisst: Wenn Du noch schläfst bist Du tot. Für die Familien und Kinder sind Freizeitparks Typ Disneyland vorgesehen, Riesenflächen mit industriell organisierten Attraktionen unter Zitierung aller Geschichtsepochen. Doch was ist das Fernsehen, wenn nicht das Dauerspektakel (das mehrere Stunden am Tag geschaut wird) mit seinen Spielen, Star-Präsentatoren, seinen Serien rund um die Uhr, mit den vielen Sendeketten, den ewigen Räuber-und-Polizist-Geschichten oder tumultuösen Liebes-Stories ultrareicher Texaner. Ins gleiche Kapitel gehören die Rock-Konzerte mit Scheinwerfern, wo die Menge angesichts der Sänger und Gruppen zappelt, die auf Grossleinwand projiziert werden. Der Ball mit Musette der 50er-Jahre ist Lichtjahre vorbei. Auch das Sport-Spektakel ist Teil der Panoplie. Sport war einst Sache von Amateuren: von jungen Bourgeois oder Proletariern (die "Union Sportive" der Sozialistischen Partei wurde 1907 gegründet; nach Lalourandie), heute ist Sport eine kommerzielle Angelegenheit, mit seinen Fussball-Stars, die mehr als gut entschädigt werden, häufig aber gedopt antreten; die sich vor den Massen jubelnd oder zornig (je nach Spielerfolg) produzieren, was alles nach Amphitheater im späten römischen Reich stinkt. In diesem Konsumrausch werden die Kinder nicht vergessen. Sie haben ihre verrohenden Video-Spiele, mit denen sie sich während Stunden vergnügen, damit ihre Eltern sich an Porno-Videos ergötzen können – und die Kinder schauen sie sich in Abwesenheit der Eltern an. Ja der Fortschritt marschiert . . . Mit den freien Radios feiert der Kult der Jugend fröhliche Urstände. Und die Lofts laden zum Voyeurismus ein. Der Computer mit Internet-Anschluss ist die jüngste Blume der Gesellschaft des Spektakels und erlaubt die Kommunikation in jede Richtung. Die Dimensionen der Multimedia eröffnen ihre magische Welt. Man trete in einen dieser entsprechenden Läden ein, wo alles blinkt und glitzert: Auf dem einen Bildschirm entblösst sich räkelnd eine Schöne, auf dem andern sieht man einen Film über afrikanische Wildtiere, wieder ein anderer bringt ein brandheisses Interview mit einer politischen Grösse . . . unvergesslich! Um die Panoplie abzuschliessen darf man die elektronische Infrastruktur nicht vergessen, welche dem gewaltigen elektronischen Apparat zugrunde liegt (inklusive Überwachungsapparat), damit eine solche konsumistische Orgie überhaupt möglich wird; anders könnten die individuellen Handys, Computer, Fernseher nicht funktionieren. Wir beenden aber die Beschreibung der heutigen Konsumgesellschaft, dieses Tempels der Entfremdung.

Ein logischer Schluss

Eine Frage stellt sich immerhin: Es ist doch der Kapitalismus selbst, der mit seiner Produktion und seinem Massenkonsum das Lebensniveau der lohnabhängigen Massen beträchtlich erhöht, auch wenn er einen gewaltigen Unterschied in den Einkünften (ein höherer Kader-Angehöriger verdient dreimal soviel wie ein Arbeiter) bestehen lässt. Alle profitieren vom gewaltigen Wachstum der Löhne (Faktor 4 seit 1950). Welche Aussicht hat da noch der Sozialismus des Überflusses, der noch im Schwange ist? In dieser Hinsicht ist interessant, was ein französischer Arbeiter, Hyacinthe Dubreuil, nach einem Aufenthalt in den USA zuhause erzählte und in einem Buch veröffentlichte („Standards. Le travail américain vu par un ouvrier français“²¹⁴) Er kommt zu folgendem Schluss:

« Die Experimente von Taylor werden vielleicht dereinst die Bedeutung der Verteilung des Eigentums durch die Französische Revolution erlangen. Die wissenschaftliche Organisation der Arbeit trägt endlich die Mittel dazu bei, den fernen Traum derer zu verwirklichen, die schrieben, es käme einmal der Tag, wo der Fortschritt der mechanischen Künste erlaubte, all unsern materiellen Bedürfnissen abzudecken, bis auf wenige Stunden Arbeit am Tag [Marx, Kropotkin und alle andern sagten letztlich nichts anderes.] Und was am Eigenartigsten ist: Im Augenblick, wo diese Möglichkeit endlich erscheint, verwerfen die ernsthaftesten Verfechter der Revolution mit Grauen die Wirklichkeit der Revolution, da sie ihnen in Formen erscheint, die denjenigen in ihren schwachen Phantasievorstellungen nicht entsprechen (. . .) Die wissenschaftliche Organisation der Arbeit ist der *unentbehrliche Schlüssel* zum wahrhaften Sozialismus. Ohne ihn gibt es kein Wohl für alle, denn nur diese vermag die *Massenproduktion* zu verwirklichen, das heisst, vermag alle von der Zivilisation geschaffenen Bequemlichkeiten in Reichweite von jedermann zu bringen; sie allein kann die Zeit reduzieren, welche die Menschheit für die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse opfern muss. Heute hat der Mensch keine Zeit, ein Künstler zu werden. Wenn er das sein will, muss er die Mühsal der Arbeit auf die Schultern anderer abwälzen. Ich jedenfalls kann bei aller Bewunderung für Ruskin und Morris die sogenannten amerikanischen Methoden nicht verdammen. Ich habe mich ihren Gesetzen unterworfen und sie nicht so schrecklich gefunden.“²¹⁵

Das ermangelt nicht der Logik. Sicher, Dubreuil will den kapitalistischen Charakter des Taylorismus nicht sehen, dessen Ziel die Hebung der Mehrwertrate mittels Neuorganisation der Ausbeutung ist, die effizienter und intensiver wird, die Arbeitskraft also leistungsmässig trimmt.; er sieht auch von der Entfremdung des Arbeiters ab, welche mit dieser Methode gegeben ist oder vielmehr, er findet sie nicht so schrecklich (obwohl er doch Ruskin und Morris bewundert . . .). andererseits hat er nicht Unrecht, wenn er annimmt, dass wenn der Sozialismus das

²¹⁴ Paris, 1929. Dubreuil war Sekretär der Union des ouvriers mécaniciens de la Seine im Jahr 1912, von 1930 bis 1938 nimmt er Einsitz im Internationalen Arbeitsbüro.

²¹⁵ „Standards“, o.c., Seiten 421-423) (von uns kursiv)

optimale materielle Wohl aller ist (das ist die Devise des Überfluss-Sozialismus, die er teilt), der Taylorismus das aprobate Mittel seiner Verwirklichung darstellt, führt er doch zu Massenproduktion und Massenkonsum.

Dubreuil kommt also zum Schluss, dass der tayloristische Kapitalismus die Verwirklichung jenes fernen Traumes ist: des (von ihm) so verstandenen Sozialismus. Das ist gar nicht so erstaunlich, denn kurz vor ihm verkündete ein ausgewiesener Vollblut-Marxist nichts anderes: W. I. Lenin.

„Verglichen mit den fortgeschrittenen Nationen ist der Russe ein schlechter Arbeiter. Das konnte unter dem Zarenregime nicht anders sein, wo die Reste der Leibeigenschaft noch lebendig sind. Arbeiten zu lernen ist die Aufgabe, welche sich die Sowjet-Macht in ihrer ganzen Tragweite vor dem Volk stellen muss. Das letzte Wort des Kapitalismus in dieser Hinsicht, das Taylor-System – wie auch alle Fortschritte des Kapitalismus – im Verband mit der raffinierten Grausamkeit bürgerlicher Ausbeutung, mit den äusserst wertvollen Errungenschaften bezüglich der Analyse der mechanischen Bewegungen in der Arbeit, die Unterdrückung unnötiger und ungeschickter Bewegungen, die Ausarbeitung der rationellsten Arbeitsmethoden (. . .) können den Sozialismus genau in dem Masse verwirklichen, in dem uns gelingt, die Sowjet-Macht und das sowjetische Führungssystem mit dem neuesten Fortschritt des Kapitalismus zu kombinieren. Wir müssen in Russland das Studium und die Verbreitung des Taylor-Systems, seine Erprobung und systematische Anpassung organisieren.“²¹⁶

Also « Dubreuil, Lénine, même combat! » Das schlimmste Entfremdungssystem der Arbeit für den Arbeiter, dessen Bewegungen ganz mechanisch und repetitiv werden sollen, der zu einem Roboter gemacht werden, der ganz automatisch, ohne zu denken arbeiten soll, sollte gleichzeitig das Mittel zur Emanzipation und der Weg zum Sozialismus werden! Der einzige Unterschied sollte darin bestehen, dass dieser Taylorismus nicht unter Verhältnissen des privaten Kapitalismus, sondern unter denjenigen des russischen Staats-Kapitalismus namens Sowjet-Macht angewandt werden sollte . . .

Doch halten auch wir uns an die Logik. Das Ziel des Überfluss-Sozialismus ist nicht die Emanzipation des Arbeiters, sondern etwas viel Banaleres: Überfluss für alle. Also . . .

Der Kapitalismus hat ihnen das Gras unter den Füßen weggeschnitten

Dubreuil berichtete aus den USA, dem ersten kapitalistischen Land, welches sich ganz auf die Massenproduktion warf, und enthüllte die Konsum-Möglichkeiten, welche im Kapitalismus innewohnen. Nach ihm genügte es, den Kapitalismus machen zu lassen und er gelangte von selbst zum Überfluss für alle, wobei noch gewisse Berichtigungen notwendig wären. Grosso modo trat das nach 1945 ein, indem der Kapitalismus die Konsumgesellschaft verallgemeinerte.

²¹⁶ „Die unmittelbaren Aufgaben der Sowjet-Mächte“, April 1918; Übersetzung aus der französischen Ausgabe der Werke Lenins

Verständlich, dass der Sozialismus des Überflusses sein revolutionäres Gerede einstellte, das er noch bewahrt hatte, um sich faktisch dem Kapitalismus anzuschliessen, einem Kapitalismus mit menschlichem Gesicht. Es konnte nicht mehr darum gehen, ihn zu überwinden, denn mit ihm gab es Korn zu mahlen, den grossen Kuchen, von dem man seinen Anteil fordern konnte. Das war umso angenehmer, als auf dem Weg zum Grossen Fressen keine Revolution zu tätigen war; ein einfacher Wahlerfolg würde schon genügen, um die Ungerechtigkeiten zu beseitigen, die Reichtümer besser zu verteilen und zu grösserer sozialer Gerechtigkeit zu gelangen. So und nicht anders verstand die Linke (von den Sozialdemokraten über die Stalinisten bis zu den Trotzlisten) den Sozialismus: die Macht in vollständiger Legalität übernehmen und vor allem darauf schauen, den Kapitalismus nicht in Frage zu stellen (d. h. die Milchkuh, die uns ernährt!). Dazu hatte die schwedische Sozialdemokratie den Weg gewiesen: den Profit sozialisieren.

Natürlich gab es dabei einige Enttäuschungen, alles ging nicht nach Wunsch; einmal an der Macht musste man sich mit dem Kapitalismus in ein Einvernehmen setzen, worauf ein ganzer Haufen von enttäuschten Linken fand, man ginge mit der Verteilung der Reichtümer nicht weit genug; dabei wurde aber das Gros der Herde nicht davon abgebracht, weiterhin in dieselbe Richtung zu marschieren, wobei man es das nächste Mal besser machen wollte. So sieht dieser wurmstichige Sozialismus des Überflusses aus: bourgeois bis ins Mark hinein. Er pflropfte sich dem Kapitalismus auf und machte sich daran, auf ihm zu schmarotzen.

In Tat und Wahrheit hatte der Kapitalismus mit seinem Konsumismus dem nun Jahrzehnte alten Sozialismus des Überflusses das Gras unter den Füßen weggeschnitten. Die langen Jahre zwangen diesen Sozialismus, sich offen als Parteigänger des Kapitalismus zu eröffnen; er vertrat nun die Marktwirtschaft, das Unternehmertum, wie die Kehre in den 80er-Jahren (in Frankreich) bewies. Stark, dieser Kapitalismus! Er brachte es fertig, seine angeblichen Feinde auf seine Position zu bringen, wodurch sich das sozialistische Projekt auflöste und die sozialistischen Wähler nicht mehr wussten, was links und rechts unterschied. Der Kapitalismus hat jedermann dermassen das Gras unter den Füßen weggeschnitten, dass selbst diejenigen, welche als wahre Sozialisten mit dem Eigentum, den Waren-Verhältnissen und dem Geld aufräumen wollten, dabei aber den Traum vom Überfluss weiterhin bewahrten, ihren Diskurs plötzlich ganz schrill und falsch weiterführten. Wir bringen dazu das karikaturhafte Beispiel der Sozialistischen Partei von Grossbritannien.

Eine 1981 erschienene Broschüre ²¹⁷ beginnt mit der Kritik der Lohnarbeit, als ständen wir noch im 19. Jahrhundert: „Das Lohnsystem ist eine Form der Rationierung. Es beschränkt den Konsum des Lohnempfängers auf das, was ihn zur Arbeit tauglich macht. (. . .) Es ist deshalb klar, dass der Lohn eines Arbeiters nie weit über die Summe hinausgehen kann, deren er bedarf, um sich als Arbeiter zu erhalten.“ Und so fort, über zwei Seiten. Die Militanten des PSGB kennen den Arbeiter mit Kühlschranks, Fernseher usw. nicht! Ihre Darstellung ist eine

²¹⁷ „Für den Weltsocialismus“; („Pour le socialisme mondial“)

alpträumhafte Halluzination von einem auf das bloss Physiologisch-Notwendige beschränkten Lohn! Als stände das eiserne Gesetz des Lohnes von 1881 noch 1981 in Geltung! Offenbar gibt es die Konsumgesellschaft in England nur für einige Lords. Doch diese Elends-Darstellung der Lohnarbeit hat ihre klare Funktion: Sie soll beweisen, dass der Reformismus zu nichts geführt habe, was offensichtlich ganz falsch ist. Dies gilt insbesondere für Grossbritannien, das als erstes Land den Wohlfahrtsstaat eingerichtet hat. Die düstere Schilderung soll den Hintergrund für das Bild eines Sozialismus abgeben, wo Überfluss herrschen und man sich alles gönnen wird. Mit dieser Aussicht soll gelockt werden! „Jedermann wird sich nach individuellem Gutdünken gratis bedienen und ein glückliches Leben führen.“ Das Glück liegt im Grossen und Ganzen im Konsum. „und niemand soll je befürchten, die Lager erschöpften sich je.“ Nun, das ist ja eine ganz beruhigende Nachricht. Was aber wollen diese Leute im Sozialismus über beste Nahrung, Wohnung, Zerstreuung, Kommunikation usw. hinaus? Hoffentlich nicht etwa Autos, oder Video-Games oder DVD, Digitalkameras, Mikrowellenherd, Bräunungsinstitute, Ferien auf den Bahamas und immer, immer noch mehr? Doch erwarten wir nicht, die Sozialistische Partei von Grossbritannien formuliere eine Kritik der Konsumgesellschaft, denn diese gibt es für diese braven Militanten gar nicht, sie ist erst Zukunftsmusik, „die mit dem Sozialismus wahr werden wird. Er wird eine Welt des Überflusses sein.“ Ihr Vertrauen in Technologie und Produktivität des Kapitalismus ist unerschütterlich.

Dennoch, trotz dieses „verführerischen“ Programms an Stelle einer Perspektive für die Massen, ist der PSGB ohne Erfolg geblieben. Die Massen sind dieser Partei nicht gefolgt. Und das konnte gar nicht anders sein, denn der Kapitalismus selbst verwirklicht das substantielle Programm dieser Partei: Überfluss. Das ist sicher nicht das ganze Programm, aber genug, um auf diese alten Schwätzer mit ihrem „Weltsozialismus“ verzichten zu können.

Der Kapitalismus selbst mit Unterstützung der Sozialdemokratie und anderer Gruppierungen der platten Linken (platterer noch als der PSGB) fand das Gehör der Massen.

Endgame

Dass der Sozialismus mit seinem Traum vom Überfluss die verfaulte Frucht des Kapitalismus ist, braucht nicht mehr bewiesen zu werden. Sicher, solange die Massen Hunger hatten, in der Not lebten und Tag für Tag um ihr Brot kämpften, diente ihr Elend als revolutionäres Alibi. Nachdem aber die Verdammten dieser Erde und Leibeigenen des Hungers einmal in die wunderbare Welt der Konsumgesellschaft eingetreten waren, Fett ansetzten und ganz passabel bürgerlich aussahen, konnte dieser Sozialismus nicht mehr verhüllen, was er schon immer gewesen war: bourgeoiser Quatsch, dessen schönste Blume das berühmte skandinavische Modell war: der schwedische Sozialismus, das perfekte Beispiel von sozial-demokratischem Kapitalismus. Es gibt in dieser Blütenlese von Sozialismus des Überflusses auch eine post-stalinistische Version, welche ziemlich genau den

american way of life kopierte (jeder mit seinem Häuschen plus Garage, Schwimmbecken, Rasenmäher usw.): ich meine den Gulaschkommunismus von Chruschtschow und Kompanie. Nach dem Eisenfresser Stalin sollte nun der volle Kommunismus mit einem Konsum wie in den USA anbrechen.

Doch noch die schönsten Dinge haben ein Ende. Heute wird sichtbar, worauf man sich zu bewegt. Die Konsumgesellschaft bekommt Blei in die Flügel. Noch immer wird sie schöner, das liegt im Wesen des hyperentwickelten Kapitalismus; doch je weiter sie ihren bacchantischen Tanz vollführt, desto mehr Menschen lässt sie am Rande des Weges zurück, die in dieser Gesellschaft keinen Platz mehr finden. Das wird seit einiger Zeit mit den Obdachlosen und den working poor angelsächsischer Art, mit den Sozialhilfebeziehenden und Prekären, mit Leuten, die von Job zu Job ziehen, Alten mit Minimalrente, Jungen mit Diplomabschluss, der zu nichts mehr nütze ist, offensichtlich. Letztere machen sich mit kleinbürgerlicher Jammerei bemerkbar und klagen, „die erste Generation zu sein, welche schlechter als ihre Eltern leben wird.“ Mit Ausnahme der Obdachlosen ist das nicht das Elend, doch es bildet sich Schritt für Schritt eine Masse von Leuten, die nur noch ein Minimum zum Leben haben. Das macht aus ihnen keine Revolutionäre, nur Frustrierte der Konsumgesellschaft, die unter ihren Augen weiterexistiert. Das heisst aber für die Konsumgesellschaft, dass sie exklusiv wird, sich vergrämt zurückzieht. Damit verliert sie ihr Prestige, das in ihrer Allgemeinheit liegt; der *Massen*konsum neigt sich seinem Ende zu. Natürlich wird man noch eine Zeit lang auf allen Plateaus den Ruf hören: Teilen wir die Reichtümer! Doch die Überflusgesellschaft gerät auf jeden Fall ins Schwanken. Der Kapitalismus wird sich angesichts ungenügender Rentabilität vom Spiel zurückziehen und verkünden: Schluss mit Spielen! Und schon heute konkurrenzieren sich die Arbeiter der Welt im globalen Massstab, die Unternehmen lösen sich von lokaler Bindung, folgen den niedrigsten Löhnen, investieren anderswo, wo keine Auflagen bestehen, und lassen die Linken, denen jedes Programm abhanden gekommen ist und die nur noch nach einer „weltweiten Regulierung“ rufen, die natürlich nie kommt, in der Traufe stehen. Denn es ist nicht nur der Kapitalismus des Überflusses, der zu Ende geht, sondern der Überfluss überhaupt: Mit rar werdendem und immer teurerem Erdöl, erneuerbaren Energien, welche niemals Öl, Gas und Kohle ersetzen können, Rohstoffen, die schwinden, mit einer Umwelt, die nur immer mehr zerfällt, mit einem Klima, gegen das nichts mehr aufkommt, mit bald 9 Milliarden Menschen und ihren Wanderungen, mit immer noch mehr Menschen, mit steigenden Weltmeeren etc. gibt es keine nachhaltige Entwicklung mehr; das Fest ist zu Ende für alle und vor allem einmal für den Sozialismus mit dem Traum vom Überfluss, der nun schon über 100 Jahr lang von fast der ganzen Linken geträumt worden ist. Bezüglich der Befriedigung der Bedürfnisse muss das kommunistische Projekt etwas anderes finden.

Der Kommunismus als notwendige Rückkehr zur Einfachheit der materiellen Bedürfnisse

Vorbemerkung: die Konsumgesellschaft und ihre „Kritiker“

Die Neuigkeit, welche ab den 50er Jahren die Konsumgesellschaft darstellt, konnte natürlich nicht ohne einige Reaktion bleiben.

Unter der Generation, welche die Vorkriegs-Zeit mit noch tiefem Lebensstandard, welche den Krieg mit seinen Einschränkungen und den Wiederaufbau mit den Nahrungsrationierungen erlebt hatte, war die Reaktion sehr positiv. Diese Generation hatte den Eindruck, in eine neue Welt einzutreten. Insbesondere die Arbeiterklasse schätzte den Wandel. Ihre Organisationen waren resolute Vertreter dieses Fortschrittes und sie forderten ihn ganz besonders auch für sich. Ihre Strategie bestand darin, die Karte „Produktivitätssteigerung“ auszuspielen. In Forderungskämpfen übte sie mit staatlicher Vermittlung am Verhandlungstisch auf die Kapitalisten Druck aus, diesen Gewinn aus der Produktionssteigerung besser zwischen Kapital und Arbeit zu verteilen. Der Generalstreik von Mai-Juni 1968 in Frankreich war der spektakulärste Ausdruck einer solchen Forderungsbewegung: Mehr als 10 Millionen Arbeiter legten im Windschatten der Studentenbewegung spontan die Arbeit nieder, sodass die gewerkschaftlichen und politischen Organisationen gezwungen waren, auf den fahrenden Zug aufzuspringen und die Sache an die Hand zu nehmen, als es daran ging, mit den Unternehmern zu verhandeln. Zudem zwang diese neue Gegebenheit der Konsumgesellschaft die reformistischen Organisationen, eine gewisse ideologische Revision zu vollziehen. So war es kein Zufall, dass in den 60er Jahren der stalinistische PCF, der sich immer noch auf den Marxismus berief, von einer konstanten Diskussion darüber erschüttert wurde, ob die Pauperisierung des Proletariates absolut oder relativ sei.

In der nach 1945 geborenen Generation aber war die Reaktion anders. Sie war mit der Saugflasche des Konsumismus aufgewachsen und empfand die Konsumgesellschaft nicht als Neuigkeit. Ihr Konformismus war deswegen nicht geringer. In den 60er Jahren kam die Generation des Rock'n Roll auf, d. h. eine

Jugend, die, aus allen Klassen bestehend, sich vor allem amüsieren und maximal davon profitieren wollte, was diese Gesellschaft an Spielerischem und Lustvollem bot. Entpolitisiert, wollte sie nichts von Geschichte und ihrer Tragik wissen („Hitler? Nie gehört“, war das Fazit einer bekannten Erhebung jener Jahre).

Dennoch gab es in dieser Altersklasse auf den Campus der amerikanischen Universitäten und den Fakultäten des alten Kontinentes, also unter der Mittelklasse, eine Art Protest gegen die Gesellschaft. Worum handelte es sich genau?

Die traditionelle bürgerliche Kultur passte ihr nicht. Sie empfand sie als zwanghaft und repressiv (das Schlüsselwort jener Tage). Man wollte ihre Tabus brechen, ihr eine Gegengesellschaft entgegen stellen, deren Stimmung in allen Bereichen anti-autoritär war („Es ist verboten zu verbieten“, hiess es 1968). Wie Herbert Marcuse, der freudo-marxistische Sänger und Theoretiker dieser grossen Verweigerung, schrieb, „bricht der Hass der Jugend in Lachen und Singen aus, vermischt Heroismus [?] und Liebesspiel. Diese Offensive gegen den Geist der Seriosität verschont auch die sozialistischen Länder nicht [?], wo die Jugend gegen die Apparatschiks Partei für den Minijup, für den Rock'n Roll und gegen den sowjetischen Realismus ergreift.“²¹⁸

Marcuse glaubte, „dass diese grosse anti-autoritäre Revolte“, welche „ihren Glauben an die Rationalität der Phantasie behauptet und eine andere Moral und eine andere Kultur fordert“, Trägerin „einer neuen Vision des Sozialismus“ sei. Eines Sozialismus, dessen marxistisches Erbe sie einforderte, der aber libertär gebrochen wäre: „Marx und Engels haben davon abgesehen, in konkreten Begriffen die möglichen Formen der Freiheit zu entwickeln; diese Zurückhaltung ist heute nicht mehr zu rechtfertigen. Das Wachstum der Produktivkräfte weist der menschlichen Freiheit Möglichkeiten, welche von denjenigen, die in einem früheren Stadium auftraten, stark abweichen und sie überholen.“²¹⁹

Diese neuen Möglichkeiten bestanden in der befreiten Phantasie und in einer erneuerten Kunst. Das Reale wurde surreal, Handeln zum Spiel. Kurz, was Marcuse vorschwebte, war das Programm von Marx der „Grundrisse“ (welches die Ankunft des Reiches der Freiheit an Stelle desjenigen der Notwendigkeit ankündigte) plus das Programm von Fourier (mit dem Spiel), von Breton (mit der Phantasie und dem Traum), gekreuzt mit demjenigen von Nietzsche der „Fröhlichen Wissenschaft“. Die neuen Bedürfnisse im Sozialismus wären demnach ästhetischen, spielerischen und träumerischen Typs und sässen auf den Schultern der fortgeschrittenen Industriegesellschaft, welche der Kapitalismus als Erbschaft hinterliess. Diese Industriegesellschaft sollte überhaupt nicht in Frage gestellt werden, sowenig wie die materiellen Bedürfnisse, die er erzeugt hatte.²²⁰

²¹⁸ „Versuch über die Befreiung“, englische Ausgabe 1969; Übersetzung nach der französischen Ausgabe des Buches, Paris 1972, Seiten 53-54

²¹⁹ ibidem, S. 17

²²⁰ Wir haben schon gesehen, dass Marcuse die moderne Industriegesellschaft keineswegs verwarf, welche der Kapitalismus hervorgebracht hatte. In „Versuch über die Befreiung“ schrieb er: „Ist es noch notwendig, zu erklären, dass nicht die Technologie, die Technik, die Maschine, die Herrschaft ausübt, sondern nur die Anwesenheit der Herren in den Maschinen. . . Ist es noch notwendig, zu wiederholen, dass die Wissenschaft und die Technologie Hauptvollzieher der Befreiung sind, und nur ihre Anwendung in der repressiven Gesellschaft sie zu Faktoren der Herrschaft macht.“ (S. 30) Gleichermassen akzeptiert er die vom Kapitalismus geschaffenen Produkte vollauf: „Das Auto, der Fernseher und die Haushaltgeräte haben nicht an sich repressive Funktion“, und bemängelt bloss, diese

Indem Marcuse die Gegenkultur und den Protest jener Epoche in den Vordergrund stellte, konnte man den Eindruck gewinnen, die Konsumgesellschaft werde in Frage gestellt. Das provozierte natürlich die reformistischen Arbeiterorganisationen, welche an den materiellen Errungenschaften hingen, für die sie hart gekämpft hatten. Die Protestierenden erschienen ihnen als Störenfriede ihres gemütlichen Konsums, was sie in ihren Augen zu gefährlichen, unverantwortlichen Linksextremen, ja gefährlichen Revolutionären machte. Das waren sie natürlich keinesfalls, trotz eines gewissen Anscheins. Nichts desto weniger ergingen über sie Schmährufe: Kleinbürger! Herrensöhnchen! Luxusrebell! Da gab es von Seiten der Arbeiterorganisationen viel Unredlichkeit; sie selbst waren total verbürgerlicht; ihre Anhänger träumten von Fernsehern, Autos, Ferien an der Costa Brava und von immer mehr. Diese Jungen als verdorbene Kinder der Konsumgesellschaft zu bezeichnen, hatte aber seinen Teil Wahrheit. Ihr Protest stellte nämlich nicht diese Konsumgesellschaft in Frage; dazu war nur eine kleine Minderheit fähig, die Hippies in den USA, die in Landkommunen zogen, wobei sie sich aber auf einen andern Konsum einliessen, denjenigen von Gras und Trips. Die Hippies wollten die Konsumgesellschaft bloss genussvoller, spannender und sie auf Bereiche ausweiten, wo diese Gesellschaft sich noch nicht vorgewagt hatte. Mit den langen Haaren, der psychedelischen Musik, der sexuellen Revolution, dem Joint, den man sich herumreichte, gab es genug, womit man sich ausleben konnte – das war *ibr* „immer mehr“. Dabei hatten sie den Eindruck, am Rande der Gesellschaft zu stehen, ein nonkonformistisches Leben zu leben, subversiv zu wirken. Das konnte aber nicht weit gehen. Schnell liessen sie sich vom System wieder einfangen. Wie gewohnt rekuperierte der Kapitalismus in seiner Modernität alles, was an diesem Protest zu rekuperieren war, um es der Vielfalt seiner Konsumgesellschaft als weitere Attraktion beizufügen. Zu dieser Vielfalt gehörte nun noch ein libidinaler, spielerischer, tabu-brechender Sektor, wodurch sich ein neuer Markt des Verlangens mit seinen Marken, Posters und seiner Werbung eröffnete. Unverklemmtheit und Anti-Puritanismus machten sich breit (um zum neuen Konformismus zu werden) und drapierten sich mit anti-autoritärer Ideologie und liberalem Libertinismus. Kurz, dieser Protest an der Konsumgesellschaft machte sie letztlich nur umso verführerischer und attraktiver, wodurch der Kapitalismus sittlich modernisiert wurde.

Der Sozialismus von Marcuse lag in derselben Linie und war eigentlich nur eine Fortsetzung des Sozialismus mit dem Traum vom Überfluss, der nun auch schon älteren Datums war. Marcuse verpasste ihm nur noch den träumerischen, spielerischen und phantastischen Anstrich . . . Daher seine seichte Verteidigung des Minijups, des Rock'n Roll, der Diskothek, der Liebesspiele. Er hielt die Jugend für sehr schlau, wenn sie den Geist des Ernstes lächerlich machte; was stand aber dahinter? Dass man sich von nun an für nichts auf der Welt mehr opfern, für keine Idee verbluten (oder langsam sterben) wollte; dass alle heroischen Werte des Verzichtes, der Ernsthaftigkeit, der Selbstaufgabe als reaktionär, christlich, d. h.

Güter seien nach den Gesetzen des Marktes mit Profit hergestellt, wodurch die Individuen gezwungen seien, sie mittels Kauf zu erwerben, also durch einen integralen Bestandteil ihrer Existenz, und dass sich das Kapital dadurch realisiere. (S. 30)

faschistisch zu denunzieren wären; dass nichtentfremdet hiesse, frei und ohne Schranken zu geniessen – wie die Römer zur Zeit des Niederganges ihres Reiches! Dieses Ende des Geistes der Seriosität, welches Marcuse begrüsst, kündigte schon die Umzüge des Party-Typs an, das Geheul der aufgedrehten Lautsprecher, die sinnlosen Gebärden, Zuckungen und Ekstasen der immensen Love-Parades mit ihren fahrenden Bühnen, an deren Spitze trotzkistische Führer gehen . . .

Zieht man die Bilanz der Kritik an der Konsumgesellschaft, so wird klar, dass sie ein vollständiger Reinfall war. Was daran seicht war, integrierte der Kapitalismus in sein Programm und was darüber hinausging, wenig genug, verpuffte wirkungslos. Man denke an die Kritik einiger Aspekte der Konsumgesellschaft, welche I. Illich vorbrachte. Der Direktor des CREDOC kann auf jeden Fall mit Genugtuung feststellen, dass der brillante Beweis der Absurdität des Gebrauchs von Autos im Stadtverkehr nicht zu dessen Verschwinden führte, sondern nur dazu anregte, mehr Parkplätze, Schnellstrassen und Tunnels statt Velowege zu bauen.²²¹ Das stimmt genau. Von 1970 bis 1990 ist gemäss Bairoch die Zahl der Autos von 309 auf 471 in den USA, von 182 auf 372 in Westeuropa (in Frankreich von 254 auf 415) gestiegen. Grosso modo hat sich der Verkehr verdoppelt, dabei ist die Zahl der Autos in vielen Regionen der Welt erst jetzt am explodieren.

Wenn uns der dem PCF (-Rest) nahestehende Soziologe M. Clouscard erzählt, dass der Arbeiter der Ökonomie der Knappheit, ja sogar des Mangels unterworfen bleibe; es sei zwar wahr, er habe während der goldenen dreissig Jahre den substantiellen Lebensstandard bewahren und sogar Zugang zu Haushaltgeräten finden können; die allgemeine Krise stelle aber wieder alles in Frage, so erzählt er uns nichts als Geschichten. Zum einen hat die Krise bis jetzt nur eine kleine Minderheit von der Konsumgesellschaft ausgeschlossen (und noch viele Arbeitslose fahren weiterhin Auto), zum andern ist diese Krise nicht an die dreissig goldenen Jahre gebunden, also an ein konjunkturelles Problem; sie ist für den hyper-entwickelten Kapitalismus konstitutiv. Sie betrifft in unterschiedlichem Grad alle Klassen und wird solange wie der Kapitalismus dauern (auch wenn eine zunehmende Zahl von Menschen Gefahr läuft, ausgeschlossen zu werden); denn die Konsumgesellschaft wird ohne Unterlass vom Überfluss von Waren, die in den grossen Shoppings immer besser zugänglich werden, erhalten. Rochefort kommt so zum triumphierenden Schluss, die Konsumgesellschaft halte sich so gut, dass sie weit davon entfernt sei, zu verschwinden, dass der Kapitalismus also für die Ewigkeit gemacht sei.

Wir sind nun bereit, zur Frage überzugehen, wie das Bedürfnissystem im Kommunismus aussehen wird.

Mit der Konsumgesellschaft Schluss machen

Der Traum vom Überfluss, welcher den Konsumismus förderte, wird aufgegeben. Angesichts der Rohstoffe, die knapp werden, der Energiequellen, die

²²¹ Siehe „La société des consommateurs“, o.c., S. 79

sich erschöpfen, einer Weltbevölkerung, die jedes Jahr um 76 Millionen Menschen zunimmt und in 20 oder 30 Jahren 9 oder 10 Milliarden Menschen zählen wird, ist es klar, dass man im Kommunismus nicht wie die Nordamerikaner (würde ihr Lebensstandard derjenige aller Menschen auf der Erde, benötigte man sechs Planeten Erde, um ihn aufrechterhalten zu können) oder Westeuropäer (drei Planeten Erde) leben können. Wie 1961 zu Recht der libertäre Sozialist G. Leval Angesichts der im Kapitalismus verschwendeten Mengen von Eisen, Kupfer, Kohle, Aluminium und Uranium sagte (er sah übrigens die Verdoppelung der Weltbevölkerung in 40 Jahren voraus): „Man erkennt ein für alle Mal die Absurdität der Sozialisten, welche den Sozialismus auf dem Überfluss begründen wollen und glauben, man könne den Lebensstandard der Menschen zwischen Kanada und Mexiko auf die ganze Menschheit ausweiten.“²²²

Man wird sich folglich mit der Befriedigung der wesentlichen Bedürfnisse begnügen: essen, wohnen, sich kleiden; Wärme, Licht, Gesundheitspflege. Natürlich bestimmen Ort und Klima die Natur der Befriedigung dieser Bedürfnisse, etwa derjenigen nach Heizung und warmer Kleidung. Was die Ernährung im Westen betrifft, muss der Fleischkonsum reduziert werden. Und die nicht aufzählbare Menge von Dingen, welche die gegenwärtige hyper-entwickelte kapitalistische Gesellschaft produziert, - man wird sie schlichtweg abschaffen müssen, wenn es darunter auch einige gibt, die, anders gebraucht, bewahrt werden könnten, wie wir weiter unten sehen werden. Kurz und gut: Schluss mit der Konsumgesellschaft! Das lässt natürlich alle Konsum-Süchtigen aufheulen. Sie werden „Asketismus!“, „Mangelwirtschaft!“ rufen, wenn man ihnen ihre Lieblings-Gadgets wegnimmt: das Auto, den Fernseher, das Handy, die Digitalkamera usw. usw. Es wird aber so sein. Wie schon Bordiga in seinem knappen und brüskierenden Stil sagte: „Man darf nicht zögern, den nicht-proletarischen und mittelständischen, insbesondere intellektuellen idiotischen Konsumenten Stockschläge zu verabreichen, denn ein spartanisches Regime ohne Drogen drängt sich auf; man wird aber auch gegenüber den Proletariern keine Skrupel haben, welche die Revolution zu ändern Sitten führen muss, als sie in der vorangegangenen Gesellschaft üblich waren.“²²³

Ende der Konsumgesellschaft; das heisst, man wird ohne Werbung leben müssen. Diese hat alles durchdrungen, bedrängt uns bis in den Postverkehr hinein mit ihren Verführungskünsten, macht sich auf den Bildschirmen und entlang der Strassen breit. Sie ist reine Verschwendung, permanente optische Umweltverschmutzung und hat ein klares Ziel: uns überzeugen, dass wir dieses und jenes unbedingt uns leisten müssen. So geschehen mit dem Mobiltelefon, einer unsäglichen Plage. Werbung redet uns Dinge ein, geht dabei aber subtil vor: Sie lässt dem Konsumenten freie Wahl – womit die aufgeschwatzten Dinge zum falschen Bedürfnis des Einzelnen werden. Die Rolle der Werbung geht aber bei weitem über diese marktschreierische Funktion hinaus. Sie ist auch ideologisch. Wenn in den verschiedenen Medien Bilder dieses oder jenes Produkts und seiner

²²² „Élément d'éthique moderne“, Genf, 1961, S. 25

²²³ „Structure économique et sociale de la Russie d'aujourd'hui“, 1957. Paris, 1975, S. 272

Verdienste angepriesen werden, die „Ihnen erlauben werden, jung, schön (und das sind Sie sich schon wert) zu sein und komfortabel zu leben“, über den letzten technologischen Schrei zu verfügen usw. usw., dann ist das der Kapitalismus der Verführung, der sich hier in Szene setzt und seine Reize zeigt. Die Werbung ist folglich nichts als vulgäre Propaganda des Kapitalismus, die Millionen von Besessenen und Frustrierten schafft. Damit wird man skrupellos abfahren.

Zurück zur Einfachheit der Bedürfnisse, dafür Entschlackung der Geister. Die notwendigen Dinge werden keineswegs knapp, sondern im Überfluss vorhanden sein, wie die Babouvisten das forderten, denn Abermillionen von Menschen wollen richtig ernährt, gekleidet und behaust sein.

Eine neue Lebensart

Wir haben gesehen, wie das kapitalistische Bedürfnissystem einem bourgeoisen und individualistischen Lebensstil entspricht, wo jeder persönlich sein Auto, seine Wohnung mit all seiner elektronischen Apparatur haben muss: Fernseher, Mixer usw. Und was in der Bedürfnisbefriedigung noch kollektiv ist, ist es nur, weil nicht anders möglich. So gibt es öffentliche Transportmittel für den Verkehr. Das Privatauto bleibt dennoch, trotz der Kalamität in den Städten und für die Umwelt, die heilige Kuh. Für diese heilige Kuh werden Parkings, Umfahrungsstrassen, Autobahnen mit ihren Kreuzen gebaut, welche die Landschaften zerstören. Dafür ist der öffentliche Verkehr auf dem Land quasi inexistent (in Frankreich).

Für die Sozialisten des Überflusses ist das kein Problem: Die bestehenden Bedürfnisse sind neutral; sie abstrahieren demnach von der Lebensweise, die sie hat entstehen lassen. Für sie hätte beispielsweise das Fernsehen im Kommunismus keinen schädlichen Charakter, sondern wäre erzieherisch und lehrreich. Die Ausstrahlungen glichen nicht den Serien wie „Star Academy“ oder „Tout le monde en parle“. Es ist aber eine Illusion, das gute Fernsehen könnte zum Beispiel ein Buch ersetzen. Mit dem Fernsehen herrscht das Bild vor; man lässt sich von ihm tragen und stellt die Reflexion ein. Ein Buch aber verlangt eine ganz andere Aufmerksamkeit und Konzentration. Mit dem Buch, und sei es eher seicht, muss man sich doch etwas zusammennehmen, den Text auf sich nehmen, was die Aufmerksamkeit schärft, Phantasie und kritischen Geist entwickelt. Mit dem Fernsehen, das die Lektüre verdrängt (sogar die Massenzeitungen, die immerhin noch ein Minimum an Konzentration verlangen), sinkt das intellektuelle Niveau. Die Massen tele-kretinisieren, sie können nur noch Bildchen konsumieren. Das wissen die Programmacher und Werbeleute genau. Und was noch etwas intellektuelle Anstrengung erfordert, wird an die Randzeiten verdrängt, also buchstäblich ghettoisiert. Dazu kommt noch, dass die Individuen in ihrer isolierten Existenz ausserhalb des Arbeitsplatzes das legitime Bedürfnis nach Anwesenheit anderer Menschen und Öffentlichkeit haben – und da springt das Fernsehen (u. a.) ein, sodass gewisse Leute den Fernseher konstant angeschaltet lassen, auch wenn sie nicht fern sehen.

Und im Kommunismus? Welches Leben führt man da?

Zuallererst: Es wird aufgrund der vielen aufgeführten Gründe ganz anders sein: Mit Energie wird ganz ökonomisch umgegangen werden müssen; im 20. Jahrhundert ist 30 Mal mehr Energie verbraucht worden als im 19. Das Öl stellt man ab – und mit dem privaten Autoverkehr ist Schluss. Die AKW werden abgestellt und TV, Computer, Internet auf privater Basis gibt es nicht mehr. Ein kollektiver gewisser Gebrauch mag gestattet sein, sofern er beschränkte nützliche Zwecke beinhaltet. Bis 1950 hatte man kein TV und man empfand kein Verlangen danach. So werden wir wieder ohne Fernseher leben lernen. Dasselbe gilt für das Internet, das erst ab 1990 zur „absoluten Notwendigkeit“ geworden ist. Die Menschheit wird den abermillionenfachen Besitz dieser aufwendigen Luxus-Geräte, welche die Umwelt, das Klima und die Ressourcen vernichten, nicht mehr tolerieren. Nichts Zynischeres übrigens, als solche Geräte in Länder zu schicken, welche des Nötigsten entbehren.

Zweitens: Das Leben wird viel kollektiver. Es wird Gemeinschafts-Formen annehmen, wie wir sie schon skizziert haben. Das Privatauto wird es nicht mehr geben, denn jedermann wird sich leicht zu Fuss oder Rad von einem Ort zum andern bewegen (es wird öffentliche Fahrräder geben), wobei die Siedlungen menschliche Ausmasse haben werden. Damit wird, beiläufig, auch das den Pseudo-Revolutionären so liebe Thema des öffentlichen Verkehrs und der öffentlichen Dienste gegenstandslos. Selbstverständlich werden die Gemeinschaften Strassen und Eisenbahnen verbinden, die natürlich kollektiv sind und vor allem dem Gütertransport dienen. Das ist aber noch nicht alles.

Der Neo-Babouvist Dézamy hatte vorgesehen, dass die Mahlzeiten gemeinsam eingenommen würden, „um den Gemeinschafts-Geist zu stärken“, sagte er. Das ist kein Anlass zum Aufschreien: Auch im Kapitalismus werden Mittag- und andere Essen in Schulen, Betrieben, Universitäten usw. gemeinsam eingenommen. Was aber Dézamy meinte, das wären „grosse Gemeinschafts-Küchen“ (die nicht unbedingt „gross“ sein müssen), welche die kleinen Haushalte, wo jeder für sich ist, auflösen. Damit ersparte man sich zudem die Menge an privaten Haushaltgeräten.

Wohl verstanden: Das Kollektiv-Leben sollte dabei sein Bewenden haben; Dézamy sah keine Kollektiv-Schlafsäle vor . . . Jedermann soll seine individuelle Behausung haben, wo er zu seinen Penaten zurückfindet.

Ein anderes, kollektiveres Leben hiesse auch ein Leben, wo die Individuen aufhören, in ihrer Freizeit ausschliesslich zu Zuschauern zu werden; sie sollen wieder selbst Akteure werden. Schluss mit der Spektakel-Industrie und ihren Bühnen, Bildschirmen und Stadien. Diese Industrie hat die Funktion, die Massen zu zerstreuen und sie in eine Märchenwelt zu entführen, in der sie in Stellvertretung das wunderbare Leben dieses oder jenes Stars des Rock'n Roll, Films, Sports, Theaters usw. leben können und dabei meinen, sie existierten. Dagegen könnten sich einige Menschen örtlich zusammentun und Gruppen mit künstlerischen, kulturellen oder sportlichen Zielen gründen. Auch wenn sie nicht die Virtuosität der Berufs-Sportler und die Höhe des kreativen Könnens der diplomierten

Künstler erlangen, so handelten sie doch selbst, was auf jeden Fall dem System der Star- und Idolverehrung überlegen ist.

Dauerhafte Dinge

Der Schund, den die konsumistische kapitalistische Gesellschaft in allen Varianten auf den Markt wirft, ist der Gipfel ihrer Hochstapelei. Der schöne neue Wagen ist schon sehr bald abbruchreif oder wird an die Elfenbeinküste verfrachtet, wo der Gebrauchtwarenhandel blüht. Ein Model folgt dem andern. Alles ist hier Betrug, Augenschein, vergeht umso schneller und lässt sich, prinzipiell oder aus Kostengründen, nicht mehr reparieren. Die Verschwendung von Material, Energie und Arbeit ist dementsprechend exorbitant. Das ist aber die Logik des Kapitalismus. Zitieren wir Bordiga:

„Das moderne Kapital hat Konsumenten nötig, denn es muss mehr produzieren; damit wächst sein Interesse, die toten Produkte bald möglichst unbrauchbar zu machen, um ihrem Ersatz mittels lebendiger Arbeit nachzuhelfen, die einzige Quelle, um Profit auszusaugen (. . .) In Amerika besteht eine grosse Autoproduktion; hätte aber jede Familie oder fast jede ein Auto, so trocknete die Nachfrage bald aus. Die Autos dürfen deshalb kein langes Lebensalter haben. Dafür baut man sie schlecht und pfuscht mit gewissen Teilen Dass die Benutzer damit häufig Totalschaden machen, ist unwichtig: ein Kunde weniger, dafür ein Auto mehr, das man ersetzen muss. Zudem greift man auf die Mode zurück, wozu die Werbeindustrie bemüht wird: Jedermann will das letzte Modell besitzen, wie die Frauen nicht mehr ein Kleid der vergangenen Saison zu tragen wagen, auch wenn es noch wie neu ist. Die Idioten beissen am Haken an und es spielt keine Rolle, dass ein Ford von 1920 länger fährt als ein geflammter neuer Chevrolet von 1951.“²²⁴

Ja, was zählt ist der Kreislauf Geld – Ware – mehr Geld, und wie schneller er abläuft, desto besser; so wächst die Profitmenge schneller. Die Konsumgesellschaft mit ihren Gegenständen schneller Abnutzung dient bestens der Beschleunigung dieser Bewegung. Damit wird die Drehzahl der ökonomischen Maschine maximalisiert.

Im Kommunismus wird man weniger produzieren, auch langsamer, dafür besser und mit Vorbedacht. Die Dinge werden dauerhaft, reparierbar und recycelbar sein. Wird man in der Landwirtschaft biologisch produzieren? Zu einer rein biologischen Landwirtschaft zurückzukehren wäre vor der Tatsache der ungeheuren Zahl der zu ernährenden, zu kleidenden und zu versorgenden Weltbevölkerung nicht realistisch und unverantwortlich, oder man kehrte zu den Zeiten des Mangels und des Hungers zurück. Das heisst natürlich nicht, man führe mit der Belastung der Böden mit chemischen Düngern und Pflanzenschutzmitteln fort, um Rekordernten (und -profite) zu machen, wobei dagegen die Böden ausgelaugt werden. Ebenso wenig wird man genetisch manipulierte Pflanzen

²²⁴ „Homicide des morts“, 1951

anbauen oder die intensive Tierzucht weiterführen, wo Rinder mit Tiermehlen gefüttert werden. Man wird sich an einen bescheidenen Einsatz chemischer Dünger halten und viel Tiermist benutzen, was den Holisten der Bio-Landwirtschaft nur gefallen wird. Gewisse Ernährungsgewohnheiten müssen sich aber ändern, etwa der Überkonsum an Fleisch in den reichen Ländern.

Welcher Art wird die Verteilung sein?

Bei der Besprechung der Anarchisten haben wir gesehen, dass es zwischen denjenigen, welche den Konsum dort rationieren wollten, wo der Reichtum der Gesellschaft noch ungenügend ist, und denjenigen, welche den freien, ungehinderten Konsum predigen, da die Produktion auf jeden Fall Überfluss produziere, eine Auseinandersetzung gab. Die Marxisten sprachen von zwei Stadien, einem ersten, wo die Verteilung gemäss der Devise „Jedem nach seiner Arbeit“ erfolgen sollte; dies sollte mittels Arbeitsbons erfolgen, mit denen man Produkte sollte erstehen können. Diese Bons wären aber nur kurzfristig gültig, nicht kumulierbar und nicht tauschbar. In einer zweiten Phase, wo alle „Reichtumsquellen im Übermass strömen sollten“ (Marx) gälte: „Jedem nach seinen Bedürfnissen“; das entspräche ungefähr dem, was Kropotkin mit Konsum à discrétion meinte.

Mit dieser Verteilweise, wo man sich nur bedienen müsste, war die Überfluss-Konzeption der (kommunistischen oder anarchistischen) Gesellschaft entworfen. Heute gibt es immer noch einige, welche von „Unentgeltlichkeit der Dinge“ sprechen. Abgesehen davon, dass nicht präzisiert wird, welche Dinge unentgeltlich sein sollen, braucht man kein Hellseher zu sein, um die Stossrichtung dieses Diskurses zu erkennen: Die Maschinen sollen alle Arbeit verrichten, es soll nichts mehr zum Arbeiten geben. Damit ist Selbstbedienung angesagt; man holt im Lager ohne zu zahlen. Ist das nicht ziemlich ekelhaft? Reiner bürgerlicher Konsumismus! Die reine Unentgeltlichkeit ist doch nichts anderes als das höchste Stadium der Konsumgesellschaft!

Man müsste sich über Unentgeltlichkeit länger auslassen, nur soviel, um die Sache auf den Punkt zu bringen, wenn es denn sein muss: Jeder soll nach Kräften und Möglichkeiten an der gemeinsamen Sache teilnehmen; daher leitet sich der „Zwang zur Arbeit für alle“ ab, eine Devise von Bakunin, die wir uns zu eigen machen. Im Gegenzug darf jeder zum Voraus mit der Befriedigung einer gewissen Anzahl von Bedürfnissen rechnen: Nahrung, Kleidung, Wohnung, Heizung, Licht und noch einiges materielles Zubehör. Man wird sich um nichts anderes kümmern müssen, alles wird gratis geliefert werden, unentgeltlich und ohne Arbeitsbon. Das ist es.

Heilsames Zurück

Also Rückkehr zur Einfachheit der Bedürfnisse. Wie aber wird dieser Kommunismus aussehen? Ohne viel Maschinen, mit allgemeiner, zuweilen

mühseliger Handarbeit, mit reduzierten materiellen Mitteln der Bedürfnisbefriedigung, mit einem viel rauerem Leben als in der gegenwärtigen Gesellschaft mit ihren massenhaften, ultra-sophistischen Maschinen, welche ermöglichen, dass die meisten der körperlichen Arbeit entgehen und man das Wenige, was noch von Hand gemacht werden muss, den Immigranten überlassen kann (wobei die zweite Generation schon nichts mehr von Dreckarbeit hören will)? Nun, der Vergleich mit der aktuellen Gesellschaft ergibt kein sehr vorteilhaftes Bild. Wer weiterhin ein materiell komfortables Leben mit moderner Technik und hohem Standard führen will, wähle lieber den Kapitalismus! Wie lange allerdings dieser luxuriöse Lebensstil der Meisten in den reichen Ländern noch weiterdauern kann, nun, das ist ein anderes Kapitel. Damit werden sich die Süchtigen des kapitalistischen Komforts anfreunden können, wie aber, wenn wir behaupten, dass ein solcher Kommunismus der Armen (und nicht der Elenden, wie ebendiese Süchtigen sich beeilen werden, zu sagen) mit seiner Einfachheit der Bedürfnisse für die physische, geistige und moralische Gesundheit der Menschheit v. a. in den reichen Ländern von Vorteil sein wird? Ja, wie steht es denn überhaupt mit dieser Gesundheit?

Stellen wir vorerst die Frage: Was ist der Mensch? Die materialistischen Philosophen aller Tendenzen lehren uns, dass er das Produkt der Umstände, der materiellen Bedingungen des Lebens ist, worin er sich befindet, und natürlich auch der Erziehung, die er erhalten hat. Betrachten wir deshalb einmal ganz materialistisch, was für einen Typ Mensch die moderne kapitalistische Gesellschaft, die beschriebene Konsumgesellschaft, hervorgebracht hat. Man ist gezwungen, zuzugeben, dass dieses Erzeugnis von mittelmässiger Qualität ist, um nicht deutlicher zu werden.

1961 konstatiert G. Leval auf Grund eines amerikanischen Rapportes von 1953: Rückgang der physischen Vitalität. „Die amerikanischen Kinder leben in sehr grossem Komfort. Sie steigen keine Treppe hoch, tragen nie den Abfalleimer auf die Strasse, müssen nie Holz oder Kohle aus dem Keller holen, fahren mit dem Auto von einem Ort zum andern. Zudem machen sie fast keine heftigen Spiele mehr und verbringen einen Grossteil ihrer Zeit vor dem Fernseher. Sogar auf den Farmen ist die Mechanisierung so weit, dass fast jede körperliche Anstrengung unnötig ist. Und der Sport, der viel praktiziert wird, ersetzt nicht das einfache Training eines europäischen Kindes [das war noch 1953] in seiner Umgebung, das keinen Sport treibt.“²²⁵ Heute ist das der Standard im ganzen Westen und die Fettleibigkeit nimmt bei den Jungen und Jüngsten galoppierend zu. Es gibt keine Anstrengungen mehr, die Handarbeit ist am Verschwinden, die Nahrung ist überreich und unausgewogen: Wir sind daran, zu einer Gesellschaft von Impotenten und Fettbäuchen zu werden.

„Geistige Verarmung“, konstatiert R. Leval weiter. „Häufig wissen die Techniker und Facharbeiter nur noch von ihren Autos, Motoren, Litern auf Hundert, Kühlschränken und Waschmaschinen zu reden. Schon die Jungen sind von diesem Erkennungszeichen der sozialen Zugehörigkeit geprägt. Noch vor

²²⁵ „Eléments“, o.c., S. 22

einer oder zwei Generationen kommentierte man in Kreisen der Typographen oder Studenten Schriftsteller, Dichter oder erörterte gesellschaftliche Fragen in menschlicher und intellektueller Hinsicht. Das moderne Individuum von heute, das ganz von der Zeit geprägt ist, kennt nur noch Automarken, keine Buchtitel mehr. Und alle Probleme, welche den Menschen adeln, den sie beschäftigen, sind nur störend; sie stören den Genuss des Wohlseins und Komforts oder der Geschwindigkeit, die das Auto erreichen kann.“²²⁶ Leval berührt hier einen heiklen Punkt. Der Kapitalismus hat eine Welt geschaffen, welche von Benutzern aller Art Geräte und Maschinen bevölkert wird, eine Vielzahl, welche jede Fassungskraft übersteigt, so dass man nur noch von Marken, technischen Kennziffern, Leistungen, Statistiken zu sprechen weiss. Was praktisch, komfortabel, funktionell ist, gilt allein. Daraus entspringt eine wachsende Gleichgültigkeit gegenüber den grossen Ideen und es ist kein Zufall, dass man im „Volk“ kaum mehr einen Autodidakten trifft, mit dem man über Philosophie, Soziallehre, Literatur oder Poesie sprechen könnte. Wenn ein Politiker von Ideen spricht, so meint er konkrete, unmittelbare Antworten auf Besorgnisse der Individuen. Das erklärt die Verarmung in der Diskussion. Das Denken geht unter.

Man könnte noch die moralische Schwächung erwähnen. Hartnäckigkeit, Durchstehvermögen, physischer Mut (niemand rührt sich, wenn in Eisenbahnzügen Hooligans Leute anpöbeln oder angreifen; unlängst liessen sich Demonstranten gegen den CPE von jungen Maghrebinern wie Schafe vertreiben, unfähig zur Gegenwehr!). Weichheit, Feigheit, Zerbrechlichkeit, Unstabilität (traumatisierte Jugendliche; heute alarmiert man psychologische Betreuer): das sind die Folgen des Fortschrittes, der „besten Existenzbedingungen“ in der Moderne.

Und die Diagnostik von R. Leval für die moderne bürgerliche Techno-Zivilisation und bezüglich des Menschentyps, den diese hervorbringt, lautet folgendermassen (und dieses Urteil wiegt umso mehr, als er Spanien von 1936 kannte, das einen ganz andern Menschenschlag aufwies): „Technischer Fortschritt, vielleicht, aber Regression des Menschen. Systematische Spezialisierung und minimale Anstrengung: Damit wird man die Menschheit letztlich auf den Nullpunkt bringen.“²²⁷ Ein gegenwärtig höchster Punkt dieser Dekadenz sind die „bobos“, der neue Schlag Mensch der Mittelklasse – reines Produkt des Kapitalismus und der Modernität. Man muss sie auf ihren Rollern in langen Kolonnen fahren gesehen haben, oder auf Trottinetten in den Supermärkten, den Stöpsel im Ohr, das Handy am Gurt, einen kleinen Rucksack auf dem Rücken, oder in Reihen an der Paris-Plage am Ufer der Seine (ein Geschenk des Bürgermeisters von Paris) liegend. Hier ist man nicht mehr weit von dem entfernt, was Nietzsche im „Zarathustra“ „den Letzten Menschen“ nannte, der mit den Augen zwinkert und sagt: „Wir haben das Glück erfunden“, aber nicht einmal mehr die Kraft hat, sich zu verachten. Und dann muss man sich sagen, dass wenn eine solche Regression mit dem so hohen Stand des Kapitalismus möglich war, das in einem

²²⁶ ibidem, S. 39

²²⁷ ibidem, S. 40

Sozialismus des Überflusses genauso wäre; er erbt vom Kapitalismus seine technischen und wissenschaftlichen „Wohltaten“.

Leval gelangt zu folgendem Schluss: „Man kann sich deshalb fragen, ob es die Mühe wert ist, all diesen industriellen Ausstoss des Kapitalismus von so vielfältigen Produkten noch zu vermehren und dabei dem Gesetz des Immer-mehr-Habens weiter zu folgen; ob ein nüchterneres, aber an moralischem, geistigem, künstlerischem Inhalt reicheres Leben nicht vorzuziehen wäre, um die menschlichen Werte zu erhalten.“²²⁸ Unsererseits möchten wir anfügen: Diese Frage besteht nicht ernsthaft. Leval selbst hoffte auf eine Zivilisation der Arbeit, ja der Handarbeit.²²⁹ Eine Zivilisation, wo man Bauer, Gärtner, Hirte, Schreiner, Dreher, Mechaniker, Schlosser, Köhler ist, also bereit ist, ein raueres Leben auf sich zu nehmen (das aber von allen geteilt wird), das aber gleichzeitig den Weg zu einer Renaissance moralischer, geistiger und physischer Werte eröffnet, die von der kapitalistischen Modernität verdrängt und überdeckt werden, deren Ziel es ist, den Menschen in den Verfall zu schicken und ihn letztlich zu zerstören. Jede Revolution ist Regeneration.

Das Bedürfnis nach Gemeinschaft

Es wäre aber dennoch eine Reduktion, den Kommunismus auf ein materielles Bedürfnissystem einzuschränken. Die Arbeit ist nicht nur eine einfache Notwendigkeit zum Leben, sondern auch ein Bedürfnis für den Menschen, um seine schöpferischen Fähigkeiten zu üben und zu erproben.

Nun möchten wir noch von einem andern Bedürfnis sprechen: vom Bedürfnis nach Gemeinschaft.

Dieses Bedürfnis ist in der heutigen Gesellschaft überhaupt nicht befriedigt. Das Individuum findet sich allein, an nichts ausser an die Gemeinschaft des Kapitals gebunden, in der es verdinglicht und auf eine Ware in Konkurrenz mit andern Waren reduziert wird. Das war nicht immer so. Als das Kapital noch nicht seine volle Herrschaft über die Gesellschaft ausübte, bestanden Formen des Gemeinschaftslebens weiter, die zwar borniert und exklusiv waren, nichts desto weniger aber wirklich.

In dieser Hinsicht muss man die Familie erwähnen, die für sich selbst, insbesondere auf dem Land und in der traditionellen Kleinbourgeoisie, eine kleine Gemeinschaft bildete.. Ihre wirkliche Basis ist das Privateigentum. Um dieses

²²⁸ ibidem, S. 40.

²²⁹ „Von Zivilisation der Freizeit zu sprechen ist nur eine Sprechweise aus aufklärerischer Sicht, die nichts von der menschlichen Natur verstanden hat. Historisch muss man eher von Arbeitszivilisation sprechen.“ (ibidem, S. 38) „Die Geschichte der Zivilisation beginnt mit der Geschichte der Arbeit in praktisch-materieller wie auch erkenntnismässiger Hinsicht, worin sich die Generationen folgen. Handarbeiter, von ihrem Geist angeführt, alle die uns vorausgegangen sind seit Ende des Tertiärs, wären nicht zur condition humaine vorgestossen ohne diese kombinierte Aktivität von Kopf und Hand. Ein reiner Intellektueller ist schon nicht mehr ein voller Mensch (. . .) Ihm fehlt es häufig an Verständnis; psychologische Gaben entsprechen dem physischen, animalischen, instinktiven, aber unbedingt menschlichen Leben. Wir hüten uns sehr, ihm den rohen Menschen ohne Kopf entgegenzusetzen, der unfühlsam ist und nur zu elementarer Muskelarbeit und animalischen, nicht menschlichen Genüssen fähig ist.“ (ibidem, S. 32)

organisierte sich alles, was dabei auch alles für Spannungen entstehen konnten. Trotzdem stellte sie gegen die äussere Welt einen Hort der Solidarität dar, wo man seine schmutzige Wäsche waschen konnte. Mit der massiven Landflucht und der grossen Verstädterung ist davon nicht mehr viel übriggeblieben. Sogar die Kernfamilie ist am Auseinanderfallen. Die Ein-Eltern-Situation wird normal. Nebenbei gesagt, es ist schon eigenartig, dass gerade im Moment, wo die Scheidung zur Tagesordnung gehört, mit grossem Ernst von der Ehe zwischen Homoerotischen inklusive Kindsadoption gesprochen wird . . .

Ein anderer Ausdruck des Verlangens nach Gemeinschaft war die Idee der Nation. Deren Kern war, bevor sie als Nationalismus und Chauvinismus degenerierte, der Patriotismus: die Idee, dass alle Menschen, welche eine Nation bilden, etwas Gemeinsames hätten, über alle Zugehörigkeit zu einer Religion, politischen Überzeugung und Ethnie hinweg: dieselbe Erde, dieselbe Geschichte. Selbstverständlich trat diese Idee in Widerspruch mit dem liberalen, bourgeoisen Individualismus, worauf ökonomisch die Gesellschaft gebaut war. Der Widerspruch äusserte sich natürlich auch in der Tatsache, dass die Nation in verschiedene Klassen gespalten war, deren Interessen auseinander klafften und die ein ganz unterschiedliches Leben führten. Das hinderte nicht, dass bei aller Mystifikation mit der Idee der Nation im Bewusstsein der Einzelnen etwas alle Partikularismen, die gesellschaftlichen und ethnischen Identitäten, transzendierte. Mit der Idee der Nation hatten alle das Gefühl, einer grossen Gemeinschaft anzugehören und deshalb nicht als blosse isolierte Monaden ihr Leben zu fristen. Das „Manifest der kommunistischen Partei“ betonte, dass „die Proletarier kein Vaterland haben“; dann jedoch erlebte man, dass dem nicht so war, als sie sich 1914 im Namen dieser Idee für die Bourgeoisie in den Krieg führen liessen. Dasselbe geschah schon 1870-71, damals aber gegen die Bourgeoisie, als sich Paris gegen die Preussen verteidigt und die Kommune von Paris ausgerufen wurde: Die äusserste Linke mit Blanqui (aber auch Bakunin; siehe seinen „Brief an einen Franzosen“) gab die Losung von „das Vaterland in Gefahr“ aus und verordnete den äussersten, blutigen Kampf, um nicht mit dem Bourgeois Thiers an der Spitze feige vor Bismarck zu kapitulieren. Als Thiers auf den Einfall kam, seine Kanonen aus Paris abzuziehen, für welche die Pariser mit soviel Blut und Opfer während der Belagerung von Paris bezahlt hatten, erhoben sich die Verbündeten wie ein Mann und nutzten die Gelegenheit, die soziale Arbeiterrepublik zu proklamieren. Heute ist das alles nur noch ferne Erinnerung. Die Idee des Vaterlands äussert sich nur noch an Fussball- und Rugby-Matches, wo im Chor eine Menge die Marseillaise gröhlt: ein letztes Zeichen, dass die Vergangenheit eingeholt worden ist. Kapitalismus und Bourgeoisie haben vollständig aufgehört, die nationale Saite anzuschlagen, so gut sie das noch im 20. Jahrhundert konnten. Heute ist die Bourgeoisie europäisch, global und kümmert sich angesichts der Internationalität der Unternehmen und der Auslandsinvestitionen einen Deut darum, ob die Kapitalinteressen mit den nationalen übereinstimmen. Die Idee der Nation hat sich in einem grossen, uferlosen Markt aufgelöst. Wen wundert es dabei, dass bei dieser Leere keine Konsistenz mehr besteht, um die Neuankömmlinge zu integrieren, die ihrerseits ihren „Unterschied“ kultivieren und lautstark ihre „Identität“ behaupten

und dabei auf ihre ethnische Herkunft, ihre Hautfarbe weisen, womit sie natürlich auf „Rassismusopfer“ anspielen. Es entstehen daraus Communautarismen auf ethnischer Grundlage, die bereit sind, beim geringsten Vorfall zu explodieren, wie das im Oktober-November 2005 in Frankreich geschehen ist. Die Wellen von Einwanderern aus dem Süden aus demographischen Gründen können die Idee der Nation nur noch leerer machen, genauer, dem Rest davon den Rest geben. Eigentlich leben wir schon in einer post-nationalen Situation, wo man sein Auskommen sucht: einen Job finden, Geld auftreiben, Erfolg haben, hier oder dann halt anderswo. Der kapitalistische Nomadismus, der einem Attali so lieb ist, trägt den Sieg davon. Die Erleuchteten der äussersten Linken und Ultra-Linken (diese Idioten, welche doch wahrhaft in diesen Randalen in den Banlieues „Proleten“ in Aktion sahen; „Proleten“, welche Kinderkrippen und Bibliotheken anzündeten und Busse voller Reisender mit Molotowcocktails angriffen) werden da irgend einen „proletarischen Internationalismus“ im Vormarsch sehen. Die linken Stars formulieren eine neue Art, die Republik zu verstehen: als weltoffene usw. - was für ein Gewäsch. Die Nation, in der Renan noch eine Schicksalsgemeinschaft, ein grosses Epos gesehen hatte, wo man grosse Dinge gemeinsam erlebt hat und sich anschickt, noch weitere zu erleben, diese Nation ist am Ende. Da gibt es nichts mehr zu beklagen, wenn dieses Ende nicht mit einer allgemeinen Atomisierung der Individuen und der Communautés (ethnischen Splittergruppen) zusammenfiel, was keineswegs ein Fortschritt ist.

Man könnte noch auf die Religionen eingehen, die eine Form geistiger Gemeinschaften sind, die in der Vergangenheit Anlass zu Kriegen, Absetzungen und Exkommunikationen gaben, bevor der Kapitalismus sich daran machte, sie zu modernisieren, d.h., sie sich anzupassen. Doch es genügt. Die grossen Ideologien, Glauben, die grossen kollektiven Subjekte sind verschwunden, das Kapital ist jetzt der einzige Kapitän an Bord. Um jeder Rückkehr irgendeines Kollektivgeistes zuvorzukommen, führt das Kapital einen Zweifrontenkrieg: An der einen Front, der ideologischen, schießt es ein Sperrfeuer und denunziert jedes Denken als totalitär, das sich nicht vor dem liberalen Individualismus verneigt, ein Denken, das ja nur nach Auschwitz und in den Gulag führen könne. An der andern Front fragmentiert es mit seinem Markt die menschliche Gattung, vereint sie also nicht, und drängt sie, für sich eine der vielen Identitäten (der Rasse, Region, Religion) auszuwählen, die sie als Teilhaberin und Fraktion des Weltkapitals persönlich ausweist. Damit ist natürlich die Konkurrenz dieser Identitäten eröffnet. Damit erweist sich erneut, dass der Kapitalismus weit davon entfernt ist, die Bedingungen für eine höhere Form von Menschengemeinschaft zu schaffen (welche nur der Kommunismus sein kann) und mit seinem Konkurrenzspiel weiterhin nur sein eigenes Interesse verfolgt. Doch wenn es wahr ist, dass der Mensch ein gesellschaftliches Tier ist, wie man ja so schön sagt, so könnte man sich doch denken, dass sich das Bedürfnis nach Solidarität und Brüderlichkeit einmal anders ausdrücken könnte, als in humanitären Hilfeleistungen anlässlich von Erdbeben und andern Natur- und Kriegskatastrophen: im Kommunismus, wo die Gemeinschaft der Arbeit und des Genusses ihrer Produkte ihre vollständige Verwirklichung findet.

An Stelle einer Schlussfolgerung

Attali schaut in die Zukunft der Waren-Ordnung und sieht Chaos. Doch er beruhigt sich mit den Sätzen: „Im Unterschied zu den kommunistischen Revolutionären von einst, welche das Projekt zum Aufbau einer andern Gesellschaft besaßen, welches an die Stelle des Kapitalismus treten sollte, schlagen die neuen Revolutionäre in der Mehrzahl kein System mehr vor, welches ihn ersetzen sollte. Seit der Kommunismus ausgespielt hat, steht keine Utopie mehr zur Verfügung, weder für einen zu beseitigenden Markt, noch eine zu beseitigende Demokratie.“²³⁰ Lassen wir einmal die Behauptung beiseite, der Kommunismus habe mit dem Fall der Sowjetunion ausgespielt (all diese Bourgeois-Phantasmen über Stalin, Mao oder Castro!). Halten wir uns an Attalis Einschätzung, die nicht ohne ist: Wenn die Dinge weiter so bleiben, wie sie sind, dann wird die Geschichte Attali Recht geben; es wird keine ernsthafte Alternative für die Auflösung des Kapitalismus und vielleicht das Ende der Menschheit gegeben haben.

Wenn dieser hier vorliegende Essay konsistent genug ist, um eine Gesamtübersicht darüber zu geben, was eine Gesellschaft jenseits des Kapitalismus ist, dann hat er einen Sinn und läuft wider die ideelle Leere, die allenthalben herrscht. Damit steht er auch im Widerspruch zum Mouvementismus, der gegenwärtig herrscht und den stillen Glauben hegt, dass aus den „Kämpfen“ sich ganz magisch das Licht entzünden werde. Das ist Aktivismus und spricht Bände über die tiefe Verachtung für jede Reflexion hinsichtlich des Kommunismus. Wenn dieser eines Tages triumphiert, dann ist es nicht nur kraft der zwingenden Umstände, sondern auch kraft der ihn beinhaltenden Ideen. Umso wichtiger ist es, mit den ausgedienten Ideen abzufahren. Das haben wir hier versucht und sind dabei zum kommunistischen Projekt zurückgekehrt. Dabei haben wir es von den bürgerlichen Einflüssen industrialistischen, produktivistischen und vor allem konsumistischen Typs („der Traum vom Überfluss“) befreit, welche es verunstalteten und unglaublich machten. Der Misskredit, in dem der Kommunismus heute steht, kommt nicht nur vom grossen Bluff der Sowjet-Union, sondern auch von seiner Unfähigkeit her, ein Projekt zum Neuaufbau der Gesellschaft zu formulieren, ein Projekt, das heute leider kaum zur Kenntnis genommen wird, das dennoch aber deutlich verkündet werden muss. In diesem Sinne versteht sich der hier vorliegende Essay.

²³⁰ „Une brève histoire de l'avenir“, 2007, S. 317

Der *Verlag ketabha* setzt sich die Veröffentlichung von Schriften zum Ziel, welche in der Tendenz radikaler und transzendenter Absage an Technologie, Kapital und Demokratie stehen. „Was für eine andere Welt ist möglich?“ von Claude Bitot ist das erste Buch dieses Verlagsprogramms. Es wurde von Andres Loepfe übersetzt.

Die heutige ökologische Krise führt die Menschheit früher oder später zur endgültigen Selbstzerstörung. Sie bedeutet den Bankrott der Industriegesellschaft, die vom Kapitalismus eingeführt worden ist. Zugleich erweist es sich, wie illusionär das im 19. Jahrhundert konzipierte Projekt eines Kommunismus war, der glaubte, seine materiellen Grundlagen in dieser industriellen Gesellschaft zu finden; wäre es ihm gelungen, sich zu verwirklichen, so wäre dieser Kommunismus in derselben ökologischen Sackgasse wie die heutige kapitalistische Gesellschaft gelandet. Der Kapitalismus hat mit der Entwicklung der Produktivkräfte eine materielle Welt geschaffen, die ganz zu ihm passt und ganz auf seine besonderen Zwecke abgestimmt ist; eine bloße Vergemeinschaftung dieser Produktivkräfte hätte folglich nichts Emanzipatorisches an sich. Der Kommunismus hört deswegen aber nicht auf, eine Perspektive für die Menschheit zu sein, sofern er sein traditionelles Projekt revidiert; das bedeutet die Infragestellung erstens der Beziehung des Kommunismus zu den Produktivkräften (welche der Kommunismus noch weiter entwickeln wollte); zweitens der Haltung zur Arbeit (die er mittels der universellen Anwendung der Maschinen quasi verschwinden lassen wollte); drittens der Einstellung zum Konsum (welchen er beabsichtigte, durch Bedürfnissteigerung im Grossen zu erweitern).

Diese drei Punkte werden klar machen, worum es in diesem Essay geht: um eine Neuformulierung dessen, was ein anderer Kommunismus sein könnte, ein Kommunismus, der mit den Danaergeschenken des Kapitalismus, nämlich Industrialismus, Produktivismus und Illusion vom Überfluss, bricht.